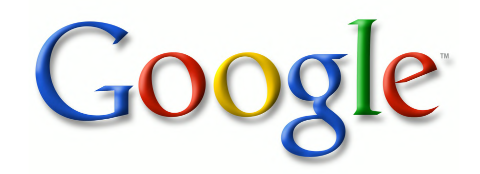






MEMOIREN EINER IDEALISTIN

VON

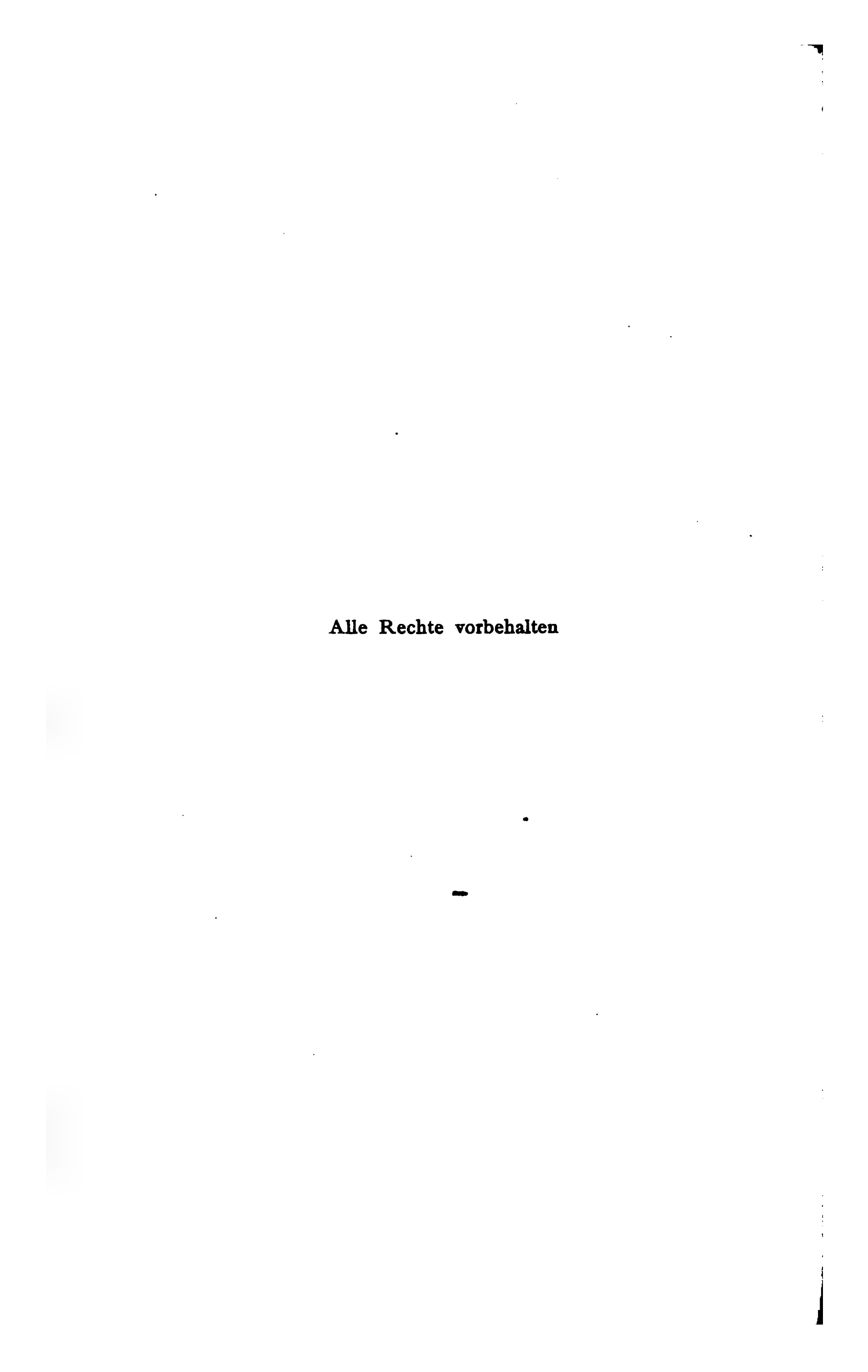
MALWIDA VON MEYSENBUG

ERSTER BAND

SECHSTE AUFLAGE



SCHUSTER & LOEFFLER
BERLIN UND LEIPZIG
1900



VORWORT

Ich sass eines Tages auf einer der weissen Klippen, welche eine natürliche Festung um das stolze Albion bilden. Die Wellen des Oceans brachen sich zu meinen Füssen gegen die Felsen dieses Landes der Freiheit und — des Exils für mich sowohl wie für so viele Andere. Ich dachte an mein Vaterland drüben, jenseits der Wogen, an den bittern und schmerzlichen Kampf, durch welchen ich hindurch gegangen war, weil ich mein Leben meinen Ueberzeugungen gemäss hatte gestalten wollen. Ich dachte auch an den Tag, an welchem die Emancipation der Frau eine vollendete Thatsache sein wird; an welchem sie ohne Widerspruch dasselbe Recht zur Entfaltung aller Fähigkeiten durch Unterricht und Studium haben wird wie der Mann; an welchem sie gleich sein wird mit ihm vor dem

Gesetz und befreit von dem Joch der Unwissenheit, des Aberglaubens, der Frivolität und der Mode.

Da kam mir der Gedanke, die Erinnerungen meines Lebens aufzuschreiben; ein bescheidenes Gemälde einer jener Existenzen unbekannter Pfadfinder, welche den Weg noch in den Schatten der Nacht suchen, wenn eine neue Idee sich Bahn brechen will in der Geschichte, und die, wenn sie nicht als Narren oder Verbrecher behandelt werden, für Idealisten gelten, welche Unmögliches verlangen. Ich beschloss, diese Erinnerungen den glücklicheren Schwestern zu weihen, die, wenn der Tag gekommen sein wird, sich in der freien Luft eines anerkannten Rechts werden entwickeln können. Vielleicht können sie diejenigen, welche noch zweifeln oder zögern, ermuthigen, oder wenigstens den andern ihr Glück noch fühlbarer machen.

Dieser Tag scheint mir jetzt zu kommen. Die Idee der Emancipation der Frau erwacht von allen Seiten mit solcher Gewalt, dass sie nichts hinfort mehr wird unterdrücken können. Sie hat unter den Männern grossmüthige Vertheidiger gefunden — viele ausgezeichnete Frauen arbeiten an ihrer Verwirklichung.

Diese sind es vorzüglich, welchen ich die nachstehenden Blätter als Zeichen meiner lebhaftesten Sympathie widme.

Bald am Ende meiner Laufbahn angelangt, sehe ich auf diese persönlichen Erlebnisse schon wie von einem andern Planeten herab, aber ich möchte sie noch im Dienste des gemeinsamen Zieles verwenden. Mein Name ist dabei überflüssig, wenn ich nur die Hoffnung mit in das Grab nehme, dass die Frau aufhören wird, ein Götzenbild, ein Puppe oder eine Sclavin zu sein, und dass sie, als ein bewusstes und freies Wesen, im Verein mit dem Manne an der Vervollkommnung des Lebens in der Familie, der Gesellschaft, dem Staat, in Wissenschaften und Künsten — kurz, an der Verwirklichung des Ideals im Leben der Menschheit arbeiten wird.

Die Verfasserin.

Vorrede zur ersten Auflage

Als vor mehreren Jahren der, aus nun unwesentlich gewordenen Gründen in französischer Sprache geschriebene, erste Band dieser Erinnerungen veröffentlicht wurde, geschah es fast gegen meinen Willen. Freunde bemächtigten sich des Manuscripts und beförderten es zum Druck. Das Buch wurde über mein Erwarten freundlich aufgenommen und brachte mir sowohl von den Seiten, wo ich es am meisten ersehnte, als wie auch aus der unbekannten Menge theure Grüsse der Sympathie. Zugleich erging die Aufforderung an mich, noch Ferneres zu berichten.

Ich schwankte lange, ob ich dies thun solle, denn einestheils lag diese Vergangenheit noch nicht so fern, wie jene Jugendzeit, der ich schon ganz objectiv gegenüberstand, anderntheils aber schien es mir auch gewagt, noch

ferner von mir zu erzählen, da mein Leben nun immer weniger mit jenen öffentlichen Ereignissen in Zusammenhang kam, deren Darstellung auf ein allgemeines Interesse Ansprüche machen durfte. Dann aber fiel mir ein, dass es dafür in Beziehungen zu Persönlichkeiten trat, die es umsomehr verdienen, dass die Freundschaft ihnen gerechte Kränze der Erinnerung flicht, als die grosse Welle der Ereignisse ihr Andenken schon beinah hinweg gespült hat, und als ihr Streben in der Beleuchtung neuer geschichtlicher Phasen von Vielen verkannt, von den Meisten unterschätzt wird. Das bestimmte mich, den Versuch zu wagen.

Ich meine die politischen Flüchtlinge vom Jahre 1848. Sie waren die Pioniere von Ideen, für welche die Zeit noch nicht reif war; deshalb wurde ihrem Streben der Erfolg nicht; deshalb gingen sie in ihrem Idealismus weit über die Grenze hinaus, welche die Beschränktheit der historischen Entwicklung der Verwirklichung grosser Ideen steckt, und deshalb konnten sie auch die rechten Mittel nicht finden, die im gegebenen Augenblick dem praktischen Reformator wie von selbst in die Hand fallen. Aber sie verdienen darum nicht

minder eine ehrende und dankbare Erinnerung in den Herzen derer, für die sie kämpften und — litten. Ja, sie haben gelitten, Alle und schwer! Sie waren die Kämpfer für ein Ideal, sie »hatten's gewagt« und Gut und Blut daran gesetzt, und Solchen reicht das Schicksal als Vergeltung viel öfter die Dornenkrone als den Lorbeer.

Als ich, auch eine Geächtete, damals die deutsche Erde verliess, da gelobte ich mir, ich wolle mein Vaterland nicht eher wiedersehn, als bis es zu einem neuen, des deutschen Geistes würdigeren Leben erstanden sei. Ich trank den Kelch des Exils auch in all seiner Bitterkeit, in langer, vergeblicher Erwartung dieser Zeit. Endlich tagte es. Das Geschick schenkte Deutschland einen jener grossartigen Menschen, wie sie zu Lenkern von Staaten berufen sind, die mit starker Hand in das Rad der Geschichte greifen und es zwingen, nach ihren kühnen Plänen, nach ihrem weltüberschauenden Blick zu gehen. Er konnte, was Jene von 48 nicht gekonnt. Deutschland muss seinem Sterne danken, dass er ihm diesen grossen Staatsmann gab, der es dazu geführt hat, das Achtung gebietende Centrum von Europa zu sein. An Deutschland ist es nun,

sich dieser grossen Stellung werth zu zeigen, damit es ihm nicht gehe wie dem Schäfer, den sein Geschick die Wunderblume finden liess, die ihm den schätzereichen Berg der deutschen Sage aufschloss, der aber, berauscht vom Anblick all' der funkelnden Reichthümer, die warnende Stimme nicht mehr verstand, die ihm zurief: »Vergiss das Beste nicht!«

Ja, deutsches Volk, vergiss das Beste nicht: deinen ureigensten Geist, wie er sich dir in deinen Genien, in deinen grossen Geistern spiegelt. Die grossartige Form, die ein gewaltiger Mensch dir schuf, würde dir zum Unglück, wenn du sie nicht auch mit dem höchsten Inhalt fülltest, wenn du deine heilige Culturaufgabe, dein Bestes, vergässest. Deine Genien zeigen dir den Weg. Um sie schaare dich, ihnen horche und gehorche, denn in ihnen ehrst du die ideale Vollendung deiner selbst.

Dann halte aber auch das Andenken Jener werth, welchem Volke sie auch angehörten, die mit dem Kampfe für politische Freiheit ein hohes, weitgreifendes Ideal verbanden und zum Lohn dafür nun schon meist auf fremder Erde im Grabe der Verbannung ruhn. Ihre Aufgabe ist zu Ende.

Die Zeit der politischen Revolutionen ist vorbei. Wenigstens würden sie jetzt nur von Seiten der Reaction kommen. Jene waren zum Theil Träumer, aber sie hatten den Muth, Alles für ihr Ideal zu opfern, und darum Ehre ihrem Andenken, zumal in einer Zeit, wo die materiellen Interessen so viel Macht über die Menschen gewinnen!

In ihrem Namen denn sei es diesen Blättern erlaubt, in die Oeffentlichkeit zu treten.

Geschrieben in der „Herberge der Gerechtigkeit," der Ebernburg im Nahethal, wo auch einst ein Kreis von Jenen weilte, „die ihr Jahrhundert von sich stiess."

Den 2. Juli 1875.

Vorrede zur dritten Auflage

Und abermals soll ich diesem Buche ein begleitendes Wort mitgeben auf die Wanderung zu der unbekannten Menge, in der es sich seine Freunde suchen soll und sicher auch seine Feinde treffen wird?

Es ist eine eigene Empfindung, mit der man so ein Buch von sich scheiden sieht, gerade wie wenn man einen Freund hinausziehen lässt in die Welt und sich nun fragen muss: Was wird ihm, der dir so nahe stand, der einen Theil deiner selbst mit fortträgt, der dich ganz kannte und dem du völlig vertrautest, begegnen? Wird man ihn recht verstehen, ihm liebevoll entgegen kommen oder ihn zurückstossen und anfeinden? — Es bleibt in dem einen und anderen Falle eben nichts übrig, als dem Schicksal seinen Lauf zu lassen. Das Buch muss seinen Weg machen so gut wie der Mensch; wohnt Beiden ein

wirklicher Werth inne, sind sie voll Wahrhaftigkeit und reiner Gesinnung, so dürfen sie hoffen, bei den Guten wohl aufgenommen zu werden und, was noch mehr ist, Gutes zu wirken. Sind sie nichtig und hohl, fehlt ihnen die Redlichkeit, aus der allein alles Gute und Schöne seine Weihe empfängt, so mögen sie untergchen. Wer, sei es Mensch oder Buch, mit seiner Existenz nicht einem höheren ethischen Zweck dient, wer nichts anderes sucht als seinen eignen Vortheil oder Ruhm, der falle der Vernichtung anheim, welche Gottlob, sei es auch erst nach einem glänzenden Lügenleben, Alles erwartet, was den Blick nicht über die ephemere Bedeutung der Persönlichkeit hinaus auf ewige Ziele richtete. Frage ich mich nun: hatte dieses Buch einen ethischen Zweck und war das Persönliche darin nur gleichsam der Rahmen, welcher dazu diente, jenen einzufassen? so darf ich freudig sagen: ja. Und derselbe wird immer vorherrschender, je mehr das Leben sich seinem letzten Abschluss nähert, je mehr die persönliche Vergangenheit nur noch, einem fernen Traumbild auf der unbewegten Fläche eines klaren See's ähnlich, im weltentrückten Frieden des Gemüths sich spiegelt.

Ihm allein gilt also die Frage: Soll dieses Buch noch einmal seine Wanderschaft beginnen? — Wäre er vollständig erreicht, liesse sich nichts mehr in Beziehung darauf erinnern, so würde ich sagen: Nein, wozu? Es hat seine Aufgabe erfüllt, wenn es auch nur ein kleines Theil zu dessen Verwirklichung beigetragen hat. Leider aber ist jener Zweck, die Förderung der wahren Emancipation der Frau, noch weit von seiner vollständigen Durchführung entfernt. Die Frage hat im Allgemeinen Fortschritte gemacht; es öffnen sich immer mehr Wege zur Thätigkeit und damit zur öconomischen Unabhängigkeit der Frauen: Man gesteht ihnen das Recht zu, sich lernend und ausübend auf Gebiete zu wagen, wo der Mann bis jetzt Alleinherrscher war; Mädchen und Frauen, von edlem Wissensdrang beseelt, ziehen ihre geistige Entwicklung jedem andern Erdenglück vor und erkaufen sie oft mit schweren Opfern. Aber dennoch fehlte noch viel. Zunächst ist die bürgerliche Gleichstellung der Frau mit dem Manne noch lange nicht ganz erreicht. Noch immer hört man dagegen den Einwand, dass es nicht wünschenswerth sei, die Frau im öffentlichen Leben, in Parlamenten, Ge-

richtssälen etc. thätig zu sehen. Es ist schon öfter treffend darauf geantwortet worden. Wer möchte wohl wünschen, dass das Weib Unweibliches thue, sich einer Aufgabe unterziehe, um die man auch den Mann nicht beneidet? Und doch verlangt die Gerechtigkeit, dass für ein jedes menschliche Wesen die Freiheit da sei, Alles werden zu können, wozu Natur und Befähigung treiben. So gut es ausgezeichnete Herrscherinnen gegeben hat, so gut kann es auch ausgezeichnete weibliche Deputirte oder weise Richterinnen geben, und warum sollte das unweiblicher sein als wie Schauspielerin, Sängerin, Tänzerin und dergl. zu werden? Hat doch schon Shakespeare einer seiner schönsten Frauengestalten, der edlen Porzia, die echt weibliche Feinheit des Gefühls und zugleich des Urtheils zuerkannt, durch welche sie alle Weisheit der Richter beschämt und dem Antonio das Leben rettet. Und wenn man mit Recht die Frauen bewahren möchte vor der Berührung mit Rohheit und Gewalt, vor der Theilnahme an heftiger Discussion und widrigem Streit, so sollte man sie doch auch wieder gerade zulassen, wo es zu mildern, zu versöhnen und zu veredeln giebt, wo es eine unberechenbar wohlthätige

Wirkung haben könnte, die Zartheit der Sitte hinzubringen. Doch wird ja diese Art von Theilnahme am öffentlichen Leben immer nur Ausnahmen vorbehalten bleiben, aber die Freiheit muss da sein sie auszuüben, wenn die Befähigung dahin treibt.

Dass die Frau vor dem Gesetz mit dem Manne völlig gleichgestellt werden müsse, ist schon zu oft gesagt, als dass es hier ausführlich wiederholt werden müsste. Sie ist ebensogut Staatsbürger wie der Mann; sie hat die wichtigste Aufgabe für den Staat zu erfüllen: ihm Bürger zu geben und zu erziehen und hat ein heiliges Anrecht, in ihren Interessen geschützt und unabhängig zu sein, gleich dem Mann. Es ist dies eine einfache Frage der vernünftig fortschreitenden Civilisation und muss überall gelöst werden, wo sie es noch nicht ist.

Aber wichtiger noch als diese äusseren Bedingungen der Frauen-Emancipation sind die inneren, die sich zusammenfassen in dem einen Worte: Bildung. Was ist denn wahre Bildung? Ist es die Anhäufung von Wissen auf den verschiedenen Gebieten der Forschung? Ist es die Beherrschung einer Specialität? Ist es die formelle Ausübung religiöser Pflichten?

Ist es die gesellige Liebenswürdigkeit der Salondame oder die wirthschaftliche Thätigkeit der »guten Hausfrau?«

Nein, meine jungen bekannten und unbekannten Freundinnen (denn an Euch richte ich, wie immer, hauptsächlich meine Worte): Bildung im höheren Sinn ist weder blosses Wissen, noch eine einzelne, besonders entwickelte Fähigkeit, noch die vollendete Beobachtung kirchlicher und weltlicher Formen, noch das Aufgehen in den Beschäftigungen des materiellen Lebens. Sie ist vielmehr die ethische Durchdringung des ganzen Wesens, die Centralsonne, von welcher nach allen Richtungen die Strahlen ausgehen, der Brennpunkt, in dem sich alles Denken, Fühlen, Thun zusammenfindet. Sagt doch schon der Apostel: »Wenn ich mit Menschen- und Engelzungen redete, wenn ich alle Geheimnisse wüsste und alle Erkenntniss, und wenn ich alle meine Habe den Armen gäbe und hätte der Liebe nicht, so wäre ich nichts.«

Die blosse Anhäufung von erlernten Dingen ist nicht Weisheit. Ein junges Mädchen klagte mir kürzlich über das Missverhältniss zwischen der Masse des mit Nothwendigkeit zu Wissenden und der Kürze der

Lebenszeit und meinte: die Naturwissenschaften müsse man doch kennen, die neuesten Litteraturerzeugnisse der Hauptländer Europa's auch, die Kenntniss der alten Sprachen sei unumgänglich nöthig etc. — Ich musste lächeln über diese Universalität. Was heisst das: die Naturwissenschaften kennen, wenn ein einziger Zweig derselben das Leben eines Menschen vollkommen ausfüllt? Nein, so sehr ich gründlichen Unterricht und ernstes Studium für die Frauen befürworte, so sehr möchte ich warnen vor der Uebertreibung, die hier, wie überall, dem wahren Wesen des zu erreichenden Zieles schadet. Man lasse um des Himmels willen nicht den Durst nach Wissen zur Modesache, zur Affectation werden. Wehe, wenn man anfängt mit dem Heiligen zu spielen. Es wäre besser dann für immer unwissend zu bleiben. Also nicht auf die Masse des Angelernten kommt es an, sondern darauf: die Sinne zu schärfen zu eignen, lebendigen, gesunden Anschauungen, das Denkvermögen zu klarem, scharfem Begriff und Ausdruck zu entwickeln und die Phantasie mit hohen Vorbildern und Eindrücken zu erfüllen, kurz: selbstdenkende, prüfende, schöpferische Menschen zu erziehen.

In gleicher Weise soll es gewiss nicht gesagt sein, dass die Frauen über dem Streben nach grösserer intellectueller Entwicklung die Pflicht vernachlässigen sollen, welche den Meisten unter ihnen vorzugsweise zugewiesen ist: die Verwaltung des häuslichen Lebens. Aber auch da sollen sie nicht blos erfahrene Verwalterinnen, sondern Pflegerinnen der Ordnung und Anmuth sein, durch welche auch die einfachsten Bedingungen der häuslichen Existenz wohlthuend gestaltet werden, und die Sorge für die materielle Seite des Lebens soll nicht mehr Platz beanspruchen als nöthig ist; soll nicht so Gedanken und Zeit einnehmen, dass ausser der guten Hausfrau nichts übrig bleibt als ein langweiliges, unästhetisches, in Küche und Kinderstube versauertes Wesen.

Wer wollte endlich es bekämpfen, wenn ein wirkliches, inniges Bedürfen die Frauen zu der Beobachtung der Formen des religiösen Cultus treibt? Nur muss auch dies nicht ein blosses Sich-Abfinden mit dem Kirchgang und einer damit erfüllten äusseren Form sein, mit dem das übrige Dasein nichts zu schaffen hat und dem nur zu oft Lieblosigkeit und Härte im gewöhnlichen Leben auf das Schnödeste

widersprechen. Sagte doch Christus es schon der Frau am Brunnen: »Nicht auf dem Berge, nicht im Tempel, sondern im Geist und in der Wahrheit sollt ihr anbeten.«

Ja, das ist der Inbegriff der wahren Bildung: Alles im Geist und in der Wahrheit sein und thun, die Harmonie des ganzen Menschen, die Uebereinstimmung zwischen Gesinnung und That, die Wahrhaftigkeit des Wesens und der Erscheinung. Und durch solche Bildung wird sich die wahre Emancipation der Frau vollziehen, welche ihr den hohen Platz sichert, der ihr im Leben der Menschheit zukommt. Wie Rafael in seinen himmlischen Gebilden des idealen Weibes Blumen zu dessen Füssen spriessen lässt, so sollen vor dem reinen Wirken der Frauen die Blumen der Schönheit und Güte, des Mitleids und der Weisheit aufblühen. Unser grösster deutscher Dichter fasste es zusammen:

Edel sei der Mensch,
Hülfreich und gut! . . .
Unermüdet schaff' er
Das Nützliche, Rechte,
Sei uns ein Vorbild
Jener geahnten Wesen!

Und so möge denn dies Buch noch einmal hinausziehen und es versuchen, etwas zur Erreichung des besprochenen Zwecks zu thun. Und wenn es auch nur ein Herz gewönne, um im Geist und in der Wahrheit und somit in echter Bildung zu leben, so hätte es sich das Recht erworben, da zu sein.

Rom, im December 1881.

Die Verfasserin.

Inhalts-Verzeichniss

Erstes Kapitel.

Früheste Erinnerungen.

Es würde schwer sein, inmitten einer grösseren Stadt ein besser gelegenes Haus zu finden, als das war, in welchem ich geboren wurde und die ersten Tage der Kindheit verlebte. Das Haus lag in der Stadt Cassel und gehörte zu einer Reihe von Häusern, die eine Strasse begrenzten, der man mit Recht den Namen Bellevue gegeben hatte, denn an der gegenüberliegenden Seite waren keine Häuser, sondern man genoss der herrlichen Aussicht auf schöne Garten- und Parkanlagen, die terrassenförmig in eine fruchtbare Ebene, durch welche einer der grösseren Flüsse Deutschlands, die Fulda, hinzieht, hinabsteigen. Ich war die Vorjüngste von zehn Kindern, die alle gesund und geistig begabt waren. Meine Eltern waren noch jung, als ich auf die Welt kam. Sie lebten in jener glücklichen Mitte zwischen dem Ueberflüssigen und dem Nothwendigen, in welcher sich die meisten Bedingungen für häusliches Glück finden. Ich habe aus den ersten Kindheitstagen

wie einen lichten Schein unendlicher Heiterkeit zurückbehalten. Nur drei bestimmtere Erinnerungen lösen sich von diesem hellen Hintergrunde ab.

Die erste dieser Erinnerungen ist das Wohnzimmer meiner Mutter, mit gemalten Tapeten, welche Landschaften mit Palmen, hohem Schilfrohr und Gebäuden von fremdartiger Architektur enthielten. Meine kindliche Phantasie hatte Freude an dieser phantastischen Welt. Dazu kam, dass ein Freund des Hauses mir Märchen dabei erzählte; z. B. dass eines dieser wunderbaren Häuschen die Wohnung eines Zauberers sei, der Blumenbach heisse und dem die ganze Natur gehorsam sei. Bei dem Häuschen stand ein grosser Storch auf seinen langen, steifen Beinen, den Kopf mit dem langen Schnabel auf die Brust gesenkt. Das sei Blumenbachs Diener, sagte mein Freund; er stehe da immer und warte der Befehle seines Herrn.

Die zweite der Erinnerungen ist die an einen Abend, wo meine Wärterin mir erzählte, dass meine kleine Schwester, die vor nicht langer Zeit geboren war, wieder gestorben sei. Gegen das Verbot meiner Mutter liess sie mich durch eine Glasthür in ein Zimmer sehen, in welchem ein schwarzer Kasten stand; in diesem Kasten lag meine kleine Schwester schlafend, weiss wie Schnee und mit Blumen bedeckt.

Die dritte Erinnerung endlich knüpft sich an die Person des alten Fürsten, welcher das Kurfürstenthum Hessen, den kleinen deutschen

Staat, der meine Heimath ist, beherrschte. Sein Wagen fuhr jeden Tag an unserem Haus vorüber; zwei Läufer in Livree liefen vor dem Wagen her. Im Wagen sass ein Greis, in einer Uniform mit dem Schnitt aus der Zeit Friedrichs des Grossen, und einem dreieckigen Hut auf dem Kopf. Seine weissen Haare waren hinten in einen Zopf geflochten und eine schreckliche Geschwulst bedeckte ihm die eine Backe. Das war die Krankheit, an der er starb. Ich sah sein Begräbniss nicht, aber meine alte Wärterin wiederholte mir unzähligemal die Beschreibung desselben. Man bestattete ihn nicht in der Gruft seiner Ahnen in der grossen Kirche. Zufolge seines Wunsches setzte man ihn in der Kapelle eines Lustschlosses (auf der Wilhelmshöhe) bei, welches er hatte bauen lassen und welches sein Lieblingsaufenthalt gewesen war. Das Leichenbegängniss ging die Nacht vor sich, beim Scheine der Fackeln, nach alter Sitte. Ein Ritter in schwarzer Rüstung, auf einem schwarzen Pferd, musste dicht hinter dem Trauerwagen herreiten. Dieser Ritter wurde immer aus der hohen Aristokratie gewählt, aber er musste stets, wie die Sage erzählte, diese Ehre mit dem Leben büssen.. Auch in diesem Fall wurde der Volksglaube nicht getäuscht. Der diesmalige Schauspieler in dem nächtlichen Drama, ein junger Edelmann voll Kraft und Gesundheit, wurde drei Wochen nach dem Begräbniss von einem Fieber hinweggerafft. War dieses Fieber einfach die

Folge einer Erkältung in der kalten Eisenrüstung während des langen nächtlichen Zuges? Das Volk dachte nicht an eine solche Möglichkeit, und meine kindliche Einbildungskraft stimmte dem Volksglauben bei. Auch ergriff mich jedesmal ein geheimer Schauer, wenn ich mit meinen Eltern das Lustschloss besuchte und in der Rüstkammer auf einem schwarzen hölzernen Pferd die schwarze Rüstung sitzen sah, welche der unglückliche Cavalier in jener Nacht getragen hatte.

Zweites Kapitel.

Oeffentliche und persönliche Beziehungen.

Der Tod des alten Herrn wurde nicht nur in meiner Familie die Ursache grosser Veränderungen, sondern er bezeichnete, so zu sagen, das Ende einer ganzen Epoche in der Geschichte meines kleinen Vaterlandes. Das regierende Haus, dem er angehört hatte, war sehr alt und zählte unter seinen Ahnen Mitglieder, die sich durch Tapferkeit und Charaktergrösse ausgezeichnet hatten. Aber die letzten Generationen waren herabgekommen. Sie hatten ihr Privatvermögen auf schamlose Weise vermehrt, indem sie ihre Unterthanen an fremde Mächte verkauften, um sie in fernen Kriegen zu verwenden. Maitressen regierten seit lange das Land. Die letzte Regierung war sonderbaren Wechselfällen unterworfen gewesen. Der Charakter des alten Fürsten hatte bei allen Fehlern eine gewisse Würde gehabt; bei der Annäherung des allgewaltigen Eroberers unseres Jahrhunderts verliess er freiwillig sein Fürstenthum, da er wohl wusste, dass er nicht

Macht hatte, es zu vertheidigen, und seinen Unterthanen unnütz vergossenes Blut ersparen wollte. Er zog die Verbannung der schmachvollen Unterwerfung anderer deutscher Fürsten vor. Die Hauptstadt seines kleinen Reichs wurde die eines grossen Königreichs, das der Eroberer Jérôme, dem jüngsten seiner Brüder, schenkte. Die Eleganz, die Frivolität und die Leichtgläubigkeit der französischen Sitten liessen sich in den verlassenen Wohnungen der Zopfmenschen nieder. Der junge König schuf ein kleines Paris auf deutscher Erde.

Mein Vater, der seine Familie nicht in die Verbannung führen konnte, blieb und trat in den Dienst des neuen Staats. Meine Mutter war ganz jung und sehr schön; so war es nur natürlich, dass Beide an dem lebhaften, fröhlichen Leben des jungen Hofes Theil nahmen. Wie oft quälte ich meine Mutter, damit sie mir immer und immer wieder die Geschichte jener Tage, welche lange vor meiner Geburt ihr Ende erreichten, erzähle! Wie begierig lauschte ich den Beschreibungen der glänzenden Feste und der schönen, reizenden Frauen, die mit ihren Familien aus Frankreich gekommen waren, um durch ihre Grazie den Hof des galanten Königs zu schmücken! Mit welchem Interesse untersuchte ich die Garderobe meiner Mutter, in der sich noch viele Ueberreste jener Zeit fanden! Wie mir diese Schäfercostüme, diese türkischen Kleider, diese antiken Draperien gefielen! Eine Menge Gedanken wurden in

mir wach, wenn ich an das vorzeitige Ende all dieser Herrlichkeit dachte. Wie ein Traum war all das Prächtige verflogen. Die Russen waren an den Thoren der Stadt erschienen, ihre Kugeln hatten durch die Strassen gepfiffen. Meine Eltern hatten ihre besten Sachen eingepackt und das Haus verlassen, das dem feindlichen Angriff zu sehr ausgesetzt war. Die alte Tante, die mit uns lebte, hatte viele Gegenstände in Fässer voll Mehl auf dem Boden versteckt. Eine Kanonenkugel traf das Haus und blieb in der Mauer stecken.

Indem ich diesen Erzählungen horchte, bedauerte ich von ganzem Herzen, nicht damals schon gelebt zu haben, damit ich die Gefahr mit meinen Eltern hätte theilen können. Ich wäre auch sehr begierig gewesen zu wissen, ob die Kosaken die Sachen, die im Mehl versteckt waren, gefunden hätten, im Fall die Stadt geplündert worden wäre.

Aber die Stadt sowohl wie meine Eltern wurden vor dem Ruin bewahrt. Der alte Fürst kehrte in sein Land zurück. Die Zöpfe und die Corporalstöcke nahmen wieder den Platz ein, welchen die französischen Grazien verlassen hatten. Das Land wurde abermals von einer Maitresse, der wenig liebenswürdigen Pflegerin eines siechen Greises, regiert. Günstlinge, die sich im Exil, das sie mit ihrem Fürsten theilten, bereichert hatten, erhielten die ersten Stellen im Staat. Das Volk, welches unter den verschiedenen deutschen Stämmen für

seine Anhänglichkeit an sein Fürstenhaus bekannt war, hatte den wiederkehrenden Regenten zuerst mit freudigem Entzücken begrüsst; bald aber wurde man inne, dass das Band zwischen Vergangenheit und Gegenwart zerrissen war. Die Fürsten und die Völker hatten die nationale Erhebung und die Unabhängigkeitskriege in sehr verschiedener Weise verstanden. Die begeisterten Träume so vieler edler Herzen verflogen, und anstatt des Morgenroths der Freiheit, welches die deutsche Jugend erhofft hatte, stieg ein neuer, düstrer, nebelverhüllter Tag herauf. Die Menschen der alten Zeit betrachteten den Zwischenact der grossen Komödie der absoluten Monarchie als beendet, um in Bequemlichkeit auf's Neue die alten Throne und die alte Herrschaft einzunehmen. Das Blut der Völker war umsonst geflossen. Die Geschichte stand wieder still.

Nur der Tod stand nicht still; er holte den Greis mit dem Zopf, und von diesem Augenblick an wurden wenigstens die Haare im ganzen Land von der Fessel der Vergangenheit erlöst.

Aeusserlich veränderte sich Vieles unter der neuen Regierung. Mein Vater, der als Kind ein Spielkamerad des Erbprinzen gewesen war, wurde in die Nähe des nunmehrigen Fürsten berufen, um eine bedeutende Stelle im Staate einzunehmen. Wir verliessen das Haus, welches ich im Anfang dieser Erzählung erwähnt habe, um ein grösseres und glänzenderes, dicht beim fürstlichen Schlosse, zu bewohnen.

Drittes Kapitel.

Unser Familienleben.

Ich muss glauben, dass das Gefühl der Ehrfurcht mir eingeboren war, denn man hatte mich nie gezwungen, irgend eine Art von Cultus zu beobachten, und doch hatte ich einen solchen für meine Eltern und meine älteste Schwester. Sie war schon erwachsen, als ich noch ein kleines Mädchen war. Sie erscheint mir in der Erinnerung wie eine der Madonnen der altdeutschen Maler, welche die Typen der ausschliesslich weiblichen Schönheit sind — jener Schönheit, die mehr im Ausdruck himmlischer Reinheit und Sanftmuth besteht, als in der Regelmässigkeit der Züge. Meine Verehrung für diese Schwester ging so weit, dass meine Mutter ein wenig eifersüchtig darauf wurde. Das war der erste Konflikt in meinem kindlichen Leben; er endete mit der Verheirathung meiner Schwester, welche ihrem Gatten in seine Heimath folgte. Diese erste Trennung kostete mich viel Thränen.

Die Liebe zu meiner Mutter erwachte danach aber in ihrer ganzen Stärke. Ich erinnere

mich noch des Entzückens, mit dem ich sie betrachtete, wenn sie, die noch immer schön war, sich zu einem Feste schmückte, besonders zu einem Ball bei Hof. Ich setzte mich dann an das Fenster einer dunkeln Stube, von wo aus ich die von Licht strahlenden Fenster des fürstlichen Schlosses sehen konnte. Da wartete ich, bis sie in die erleuchteten Prachtgemächer trat und an einem der Fenster die Vorhänge etwas auseinanderschob, damit ich hineinsehen könne. Ich sah die Damen in prächtigen Anzügen, die Herren in goldgestickten Uniformen zu beiden Seiten des Saales aufgestellt. Ich sah den Fürsten und seine Familie eintreten und an den Reihen der aufgestellten Personen entlang gehen, um einer jeden derselben ein paar Worte zu sagen. Man schien diesen Worten eine grosse Wichtigkeit beizulegen, weil es wie der Gipfel der Demüthigung angesehen wurde, wenn eine Person übergangen und nicht angeredet worden war. Wie stolz war ich, wenn ich sah, dass man sich mit meiner Mutter länger unterhielt als mit Andern! Ich glaubte fest, dass dies eine grosse Auszeichnung sein müsse. War denn ein Fürst nicht ein über die Andern erhabenes Wesen? Warum war er denn sonst ein Fürst? Ich hatte ja in den Märchen der Tausend und Einen Nacht so viel von dem edeln, grossmüthigen Charakter Harun al Raschid's gehört, war so durchdrungen von der ritterlichen Tugend des Kaisers Friedrich des Rothbarts, der im Kyffhäuser

sitzt und auf den Augenblick wartet, um das herrliche deutsche Reich wieder herzustellen, dass ich nicht an der Erhabenheit der Fürsten zweifelte.

Mein Vater, der mit Geschäften überhäuft war, hatte nicht viel freie Zeit für seine Kinder; wenn er sich aber einmal mit uns abgeben konnte, so war es ein wahres Fest, denn es wäre unmöglich gewesen, eine redlichere, liebevollere, zärtlichere Natur zu finden, als die seine war.

Unsere Mutter war es, die sich damit beschäftigte, die künstlerischen Neigungen in uns zu wecken. Ihre Geistesrichtung gehörte jener geistigen Mitte der Zeit an, zu welcher die Humboldts, Rahel, Schleiermacher, die Schlegels und andere berühmte Zeitgenossen zählten. Diese Richtung, zugleich liberal, patriotisch und philosophisch, hatte auch eine eigenthümliche Beimischung von dem Mysticismus, den die damals in höchster Blüthe stehende romantische Schule hinzubrachte. Verbunden mit der unabhängigen Natur meiner Mutter führte diese Richtung sie sehr häufig zur Opposition gegen die Convention der Gesellschaft, an welcher die Stellung meines Vaters sie Theil zu nehmen zwang. Ganz besonders war dies der Fall bei der Wahl der Personen, aus denen sie ihren engeren Kreis bildete. Anstatt sie ausschliesslich aus den Reihen der Aristokratie zu nehmen, wählte sie dieselben vielmehr nach den Eigenschaften des Geistes

und Herzens, unbekümmert darum, welcher Schicht der Gesellschaft sie angehörten. Besonders gern zog sie die ausgezeichnetsten Mitglieder des Theaters herbei, deren Leistungen ihr Entzücken und Genuss gewährten, und die sie ihren übrigen Gästen vollkommen gleich stellte. Das war damals noch eine grosse Kühnheit, denn man sah die Theatermitglieder noch wie eine ausgeschlossene Kaste, eine Art Parias an, höchstens gut genug, den anderen Sterblichen die Langeweile zu vertreiben, aber durchaus nicht berechtigt, sich ihresgleichen zu wähnen. Auch wurde meine Mutter sehr deshalb getadelt, und selbst mein Vater theilte ihre Ansicht in dieser Beziehung nicht ganz. Er kam selten zu den kleineren Vereinigungen bei ihr. Meine älteren Schwestern und Brüder aber, die selbst alle sich der einen oder anderen Kunst gewidmet hatten, nahmen daran Theil, und ganz besonders waren es treffliche musikalische Aufführungen, die häufig im Hause vorkamen. Meine Kindheit verging in dieser geistigen und künstlerischen Mitte. In unserem Familienleben waren die Kinder nicht so von dem Leben der Erwachsenen ausgeschlossen, wie dies z. B. in England der Fall ist. Meine Mutter war der Ansicht, dass die Berührung mit ausgezeichneten Menschen nur einen guten Einfluss auf die geistige Entwicklung der Kinder haben könne und allmählig ihr Urtheil und ihren Geschmack entwickeln müsse. Ich glaube, dass sie ganz Recht hatte und dass diese

Bemühungen, so weit sie möglich sind, eins der wichtigsten Elemente der Erziehung sein müssten. Die Griechen wussten es wohl, und die Lyceen, wo ihre Philosophen und Weisen sich mit den Kindern unterhielten, trugen wahrscheinlich nicht wenig dazu bei, aus ihnen ein Volk zu machen, wie bis jetzt noch kein ähnliches dagewesen ist.

Wir erhielten keine sogenannte religiöse Erziehung. Ich erinnere mich nicht, wer mir zuerst von Gott sprach und mich ein kleines Gebet lehrte. Wir wurden niemals genöthigt, unsere Frömmigkeit in Gegenwart der Diener oder fremder Personen zur Schau zu tragen, wie es in England geschieht. Ich für mein Theil befolgte, ohne es zu wissen, das Gebot Christi, welches sagt, dass man allein sein muss, wenn man recht beten will. Jeden Abend, wenn ich in meinem Bett lag und keinen anderen Vertrauten hatte als mein Kopfkissen, wiederholte ich leise für mich mein kleines Gebet mit der Andacht des wahren Glaubens. Niemand wusste etwas davon. Mein Gebet lautete: »Lieber Gott, ich bin klein, mach du mein Herz rein, dass Niemand drin wohne, wie der liebe Gott allein.«

Doch konnte ich es nicht verhindern, dass mein Herz noch andere geliebte Einwohner hatte. Ich erfand mir also selbst ein zweites Gebet, welches ich jeden Abend im Geheimen nach dem ersten betete, und in welchem ich den Segen Gottes auf meine Eltern und

Geschwister, auf meinen Lehrer und dessen Familie und schliesslich auf alle guten Menschen herabrief. Wenn ich diese mir von mir selbst auferlegte Pflicht des Herzens erfüllt hatte, war mein Gewissen beruhigt und ich schlief den Schlaf des Gerechten.

Eines Morgens erwachte ich vor Tagesanbruch durch ein ungewohntes Geräusch im Schlafzimmer meiner Mutter, in welchem auch meine jüngste Schwester und ich schliefen. Es war im Winter, das Feuer im Ofen wurde bereits angesteckt. Ich hörte meine Mutter weinen und die alte Tante, die an ihrem Bett stand, sagen: »Tröste dich, dein Kind ist jetzt bei Gott.« — Ich begriff, dass man von dem kleinen Bruder redete, der, erst einige Monate alt, seit mehreren Tagen krank gewesen war. Ich weinte auch still in mein Kopfkissen, ohne merken zu lassen, dass ich erwacht sei und die Worte gehört habe, die mir ein erhabenes Geheimniss zu enthalten schienen, das über meine Fassungskraft ging. Als die Zeit des Aufstehens für mich gekommen war, sagte man mir, mein kleiner Bruder sei gestorben. Ich hätte gern mehr über dies Geheimniss des Sterbens und der Vereinigung mit Gott gewusst, aber ich wagte nicht zu fragen, aus Furcht die Betrübniss der Andern zu vermehren.

Am Nachmittag kam eine kleine Freundin uns zu besuchen. Man führte sie in das Zimmer, wo der todte Bruder lag, aber mich und meine jüngere Schwester liess man

nicht eintreten. Das verwundete mich tief. Man hielt mich also für zu schwach, um den schmerzlichen Anblick zu ertragen, oder für unfähig, das Unglück zu begreifen! Ich sprach niemals davon, aber der Stachel war so tief in das Herz gedrungen, dass selbst jetzt noch, nach so viel grösseren Täuschungen, ich seine Spitze fühle.

Viertes Kapitel.

Die erste Reise.

Zu der Zeit, von der ich rede, war ich gegen fünf oder sechs Jahre alt. Ich fing an viel nachzudenken. Eines Tages fragte ich einen meiner älteren Brüder, wie es komme, dass unsere Stadt die Hauptstadt des Fürstenthums Hessen sei und zugleich eine Stadt Deutschlands. Mein Bruder bemühte sich, mir, so gut es ging, auseinander zu setzen, dass Deutschland sich in viele kleine Länder theile, deren jedes eine Hauptstadt und einen besonderen Fürsten habe. Aber wie sehr er sich auch bemühte, ich konnte es nicht begreifen, dass man eine Menge einzelner Länder mit verschiedenen Namen als eine grosse Einheit ansehen solle.

Eine andere Frage beschäftigte mich auch auf das Lebhafteste, nämlich was »die Ferne« sei. Bis dahin war ich nur so weit von meinem Geburtsort entfernt gewesen, um bequem am selben Tag dahin zurückkehren zu können. Mir aber vorzustellen, dass man so weit gehen

könne, um nicht am selben Tag und nicht in vielen Tagen zurückkehren zu können — dass man in ganz anderen Ländern weilen und mit Menschen verkehren könne, die keine Beziehung zu uns hätten — das erschien mir fast unmöglich.

Ich beschloss also, bei mir selbst zu erfahren, was »die Ferne« sei. Meine Mutter war mit meinen beiden ältesten Schwestern in ein Bad gereist. An einem schönen Sommermorgen nahm ich etwas Wäsche aus meiner Kommode, knüpfte Alles in ein Taschentuch und ging die Treppe hinab, um mich geradewegs auf die Post zu begeben, mich in einen der grossen Postwagen zu setzen, die ich so oft da hatte stehen sehen, und schnurstracks nach dem Orte zu fahren, wo meine Mutter weilte. Ich zweifelte nicht, dass man mir einen Platz im Wagen geben würde, wenn ich sagte, ich wolle wissen, was »die Ferne« sei.

Meine Wärterin hatte meine Abwesenheit noch zu rechter Zeit bemerkt, stürzte mir erschrocken nach, erfasste mich in der Strasse und verhinderte mich so, meine Entdeckungsreise zu machen.

Den darauf folgenden Sommer aber konnte ich endlich meine Wissbegierde befriedigen. Meine Schwestern und ich machten eine Vergnügungsreise mit meinen Eltern. Zunächst gingen wir auf das Land zu einer Tante im Süden von Deutschland, und da lernte ich zuerst das eigentliche Landleben kennen. Das

grosse Haus, eine alte Abtei mit endlos langen Gängen — den prächtigen Garten mit einer Fülle von Blumen und Früchten, die Felder, das Vieh, die unbeschränkte Freiheit, Alles das zu geniessen, im Garten, im Feld umherzulaufen, das schien mir das Paradies selbst. Was mich aber besonders anzog, das war die alte Kirche, die früher zur Abtei gehört hatte und in welcher ich zum ersten Mal die Ceremonien des katholischen Cultus sah. Eine lebhafte Erinnerung knüpft sich daran. Ein Caplan, der zu der Kirche gehörte, kam häufig zu meiner Tante. Er war ein junger Mann, voller Talente, liebenswürdig in diesem Kreise fern von den Augen seiner Vorgesetzten — aber kaum wiederzuerkennen, wenn er, bleich und traurig, in der Kirche in priesterlichem Ornate erschien.

Er ging oft allein mit meiner Mutter im Garten spazieren, in anscheinend sehr ernste Gespräche vertieft, deren Gegenstand ich nicht kannte. Eines Tages fuhren wir in seiner Begleitung, um das königliche Schloss in Aschaffenburg in der Nähe zu besehen. Ich hielt meine Mutter bei der Hand und er ging ihr zur Seite. Als wir in die Schlosskapelle kamen, wurde er sehr blass, neigte sich zu meiner Mutter und flüsterte ihr zu, indem er auf den Altar und das Crucifix auf demselben zeigte: »Da war es; vor jenem Altar und vor jenem Bild.« — Meine Mutter sah ihn voll Mitleid an und sagte: »Armer Mann!« — Erst viele

Jahre später erhielt ich den Schlüssel zu dieser Scene, als meine Mutter mir die Geschichte erzählte. Als ganz unmündiger Knabe noch war er von seinem Vater beredet worden, in den geistlichen Stand einzutreten, und in der eben erwähnten Kapelle hatte er das Gelübde abgelegt, auf ewig mit den Neigungen einer poetischen und leidenschaftlichen Natur zu brechen. Später hatte er die ganze Tragweite seines Irrthums und seines Unglücks begriffen, und da er seine Gelübde nicht brechen konnte, führte er ein Leben voll innerer Widersprüche und unsäglichen moralischen Elends. Meine Mutter hatte Recht gehabt zu sagen: »Armer Mann!«

Nach unserer Rückkehr nach Haus fing ich an recht ernstlich zu lernen. Meine jüngste Schwester und ich bekamen Stunden im Haus, die mir damals viel vorzüglicher erschienen als der Schulunterricht; zunächst, weil der Lehrer sich ausschliesslich uns widmete, und es mir daher schien, als wüssten wir Alles gründlicher wie unsere Freundinnen, welche Schulen besuchten; dann aber auch, weil wir am Nachmittag keine Stunden hatten; Stunden, die mir sehr peinlich vorkamen und mir noch jetzt so scheinen. Man kann sich nicht vorstellen, dass es gesund sein soll, unmittelbar nach dem Essen, in den ersten Stunden der Verdauung, auf die Schulbänke zurückzukehren, in Stuben, die den ganzen Morgen durch voll Menschen waren, und da die Aufmerksamkeit

wieder ausschliesslich auf mehr oder minder abstrakte Gegenstände zu wenden. Ich fand uns sehr glücklich, dass wir nach dem Essen in Freiheit in unserem Garten spielen, dort Blumen und Gemüse ziehen und Robinsonaden und Entdeckung neuer Welten nach Herzenslust aufführen konnten. Und dennoch hätte auch selbst bei uns der Antheil der Natur an der Erziehung, im Vergleich zu dem des Lernens, grösser sein sollen. Ich würde dadurch vor einer Gefahr bewahrt geblieben sein, die aus meiner Liebe zum Wissen selbst herkam. Ich konnte kein Buch sehen, ohne mich dessen zu bemächtigen. Mein Geburtstag erschien mir fade, wenn er mir keine Bücher brachte. Hatte ich welche erhalten, so sass ich den ganzen Tag und las und vergass die wirkliche Welt über die der Phantasie. Meine Leidenschaft für das Lesen verleitete mich sogar, heimlich Bücher aus der Bibliothek meiner Mutter zu nehmen. Glücklicherweise fand ich nur solche, welche mir nicht schaden konnten, aber die Thatsache beunruhigte mein Gewissen sehr, und ich beschloss, ernstlich gegen die Versuchung anzukämpfen. Doch trug die Leidenschaft noch öfter den Sieg davon in diesem Kampf. Endlich blieb ich Siegerin. Es war mein erstes Begegnen mit der Schlange, meine erste Handlung als Tochter Evas; aber es war auch mein erster ernster Sieg. Ich habe ein wenig in der Zeit vorgegriffen in Beziehung auf diese Kämpfe, nur

um meine Ueberzeugung auszusprechen, dass wenn das Gleichgewicht zwischen dem Leben des Lernens und dem Leben in der Natur grösser gewesen wäre in meiner Kindheit, so würde mir dieser vorzeitige moralische Kampf gewiss erspart worden sein. Ich liebte den Wald, die Wiese, die Blumen ebensosehr wie das Lesen, und wenn man mir die Natur durch das Lernen verständlich gemacht hätte, hätte ich sicher daraus eben so viele Eingebungen geschöpft wie aus der Welt der Fiktion.

Aber man war damals noch weit davon entfernt, die Naturwissenschaften bei der Erziehung überhaupt, insbesondere aber bei der der jungen Mädchen, als unentbehrlich anzusehen.

Fünftes Kapitel.

Träume und Wirklichkeiten.

Ein geheimnissvolles Ereigniss, welches um diese Zeit das Publikum meiner Vaterstadt in Aufregung versetzte, beschäftigte auch meine Phantasie auf das Lebhafteste, obgleich ich nur hier und da etwas davon hörte und mit Auslegungen, die ich nicht verstand. Dies Ereigniss bestand in der plötzlichen Abreise des jungen Erbprinzen, welcher das Land insgeheim in demselben Augenblick verlassen hatte, in welchem sein vertrauter Kammerdiener eines plötzlichen und unerklärlichen Todes gestorben war. Man flüsterte sich zu, dass dieser Tod kein natürlicher und dass er für ein andres Opfer bestimmt gewesen sei, nämlich für den Herrn statt des Dieners. Die Fürstin folgte ihrem Sohn in das Exil, während eine schöne Dame, mit ebenso schönen Kindern, in ein Haus einzog, welches dem unsrigen gegenüber und an der Seite des fürstlichen Schlosses lag. Ich hörte durch unsere Dienstmädchen, dass diese schönen Kinder die Kinder

des Fürsten seien und deren Mutter seine Gemahlin. Nun begriff ich gar nicht, wie ein Mann zwei Frauen und zwei verschiedene Familien zugleich haben könne, aber ich nahm lebhaft Partei für den verbannten Prinzen und dessen Mutter, deren Tugend und hohe Geistesbildung von aller Welt gepriesen wurden. Meine Mutter war, soviel ich bemerken konnte, derselben Ansicht, denn sie beobachtete nie mehr, als die absolut nothwendige Höflichkeit gegen die schöne Dame, um die sich Alle huldigend drängten, welche nach Beförderung und Ehren strebten. Mein Vater ging bei seinem Benehmen von einem anderen Gesichtspunkt aus, sein einziger Ehrgeiz war das Wohl des Landes und um diesem zu dienen, setzte er bei dem Landesfürsten die mächtigsten Hebel in Bewegung. Der Fürst hatte ein gutes Herz, wenig Bildung, viel Leichtsinn und Anfälle von Heftigkeit, die an Wahnsinn streiften. Seine legitime Frau, die Tochter eines grossen Königshauses, tugendhaft, gelehrt und Künstlerin, aber stolz und kalt, hatte ihm nie das häusliche Glück gegeben, das er verlangte. Ihre Charaktere waren zu verschieden. Der Fürst schloss sich dann in leidenschaftlicher Liebe an jene andere Frau an, die schön war, auch nicht ohne Verstand, aber wenig gebildet und gewöhnlich. Sie hatte eine beinah absolute Herrschaft über ihn erlangt. Meine Mutter konnte ihre Abneigung gegen diese Frau niemals ganz überwinden, und da mein

Vater, um jener höheren Gründe willen, einige Rücksichten für sie verlangte, so wurde dieser Gegenstand zuweilen Ursache von Discussionen zwischen meinen Eltern. Der Zufall machte mich einmal zur unbemerkten Zeugin einer solchen ziemlich lebhaften Discussion, und diese Entdeckung eines Zerwürfnisses zwischen meinen Eltern, die ich gleicherweise liebte, kostete mir viele Thränen. Alle diese Wirklichkeiten, die ich nur halb sah und verstand, verwirrten und beunruhigten mich. Ich flüchtete mich mit doppeltem Entzücken in das Land der Träume und der Erfindung. Mein grösstes Glück war ein kleines Theater, welches man uns geschenkt hatte, und auf welchem wir mittels Puppen, deren Rollen wir sangen und sprachen, grosse Opern und Dramen aufführten. Ich arbeitete wochenlang daran, um sie mit dem grösstmöglichen Luxus in Scene zu setzen, und es war mir so heiliger Ernst damit, dass ich an einem Abend, wo wir die Euryanthe mit grossem Pomp vor einem Publikum von Eltern und Geschwistern gaben, den Vorhang fallen liess und vor Schmerz weinte, weil mein jüngster Bruder, der mit uns spielte, sich in einer tragischen Scene einen dummen Spass erlaubte. Diese Leidenschaft für das Theater steigerte sich noch, als wir selbst anfingen, zu spielen, meine jüngere Schwester, ich und einige Freundinnen. Man sagte mir, dass ich gut spiele, und ich fühlte mich durchaus in meinem Beruf. Ich träumte nur eins: eine grosse Künstlerin zu werden.

Später habe ich in vielen intelligenten Kindern diese Leidenschaft für das Theater gefunden und ich glaube, man müsste viel Gewicht auf dieses Element in der Erziehung legen, anstatt es zu unterdrücken, wie man gewöhnlich thut. Ich glaube sogar, dass man dabei sehr wichtige Fingerzeige in Bezug auf den Charakter und die Naturanlagen finden würde. Es giebt Kinder, welche die blosse Maskerade, das Burleske, die Farce lieben, es giebt Andere, denen der Ausdruck erhabner Gesinnung, des Heroismus Bedürfniss scheint. Vielleicht könnte man sich auch dieses Elements sehr vortheilhaft beim Unterricht in der Geschichte bedienen, und sicher hätte ein Knabe, der Wilhelm Tell, Spartacus u. s. w., ein Mädchen, welches die Jungfrau von Orleans, Iphigenie oder sonst heroische Persönlichkeiten der Geschichte selbst dargestellt hätte, lebhaftere Eindrücke von Allem, was sich auf so hervorragende Gestalten bezieht, als ihnen die Geschichtsstunde auf ihren Schulbänken geben kann. Und welch ein weites Feld für Jugendschriftsteller, historische Stücke zum Vortheil der Erziehung zu schreiben, und für die Erzieher, die Aufführungen zu organisiren!

Ausser dem Theater waren es die Helden und grossen Charaktere der alten, besonders der griechischen Geschichte, denen meine heissesten Sympathien galten. Ich las voll Eifer eine populär geschriebene Weltgeschichte in vielen Bänden und mit ziemlich guten Kupfern,

welche sich in der Bibliothek meiner Mutter befand. Gewisse Gestalten und gewisse Thatsachen sind von da an für ewig meiner Erinnerung eingegraben geblieben. Wenn ich von dem glorreichen Tod des Leonidas und seiner dreihundert Braven las, wenn ich das Bild ansah, wo Epaminondas den Speer aus seiner Wunde zieht und den Freunden, die weinen, weil er keine Kinder hinterlässt, sagt: »Lasse ich euch nicht zwei unsterbliche Töchter, die Schlachten bei Leuktra und Mantinea?« — wenn ich von Sokrates hörte, wie er dem Tode entgegenging, indem er seine Schüler über die erhabensten Dinge belehrte — dann vergoss ich Thränen freudiger Rührung. Mein Herz erglühte mehr und mehr für Alles, was den Stempel des Erhabenen trug, und ich kann in Wahrheit sagen, dass der Cultus der Heroen die wahre Religion meiner Kindheit war.

Sechstes Kapitel.

Die erste Revolution.

Mein Vater war mit dem Fürsten in ein entferntes Bad gereist, wo der Letztere eine Kur brauchen sollte. Plötzlich verbreitete sich die Nachricht, der Fürst sei dort gefährlich erkrankt. Man flüsterte sich zu, die Wirklichkeit sei noch schlimmer als die Nachricht, ja man sprach von Todesgefahr. Das Land war in grosser Aufregung. Die Nachrichten über die Julirevolution waren kurz zuvor aus Frankreich gekommen. Ein elektrischer Strom durchzuckte Europa. Alle Elemente der Unzufriedenheit, die seit lange in den Völkern gährten, wollten an das Licht. Ich hörte zum ersten Mal das Wort Revolution.

Ich war von dem Allem sehr aufgeregt. Ein Vorgefühl von Dingen, die eine bis dahin ungekannte Wichtigkeit ahnen liessen, erfüllte mich. Aber wie es bei Kindern zu gehen pflegt, so hatten meine Gefühle einen ganz persönlichen Charakter: ich fürchtete Gefahren für meinen geliebten Vater. Die Unzufriednen im Lande erhoben ihre Stimme und sagten,

der Fürst habe die Reise nur seiner Maitresse zu Liebe unternommen, der man die Bäder verordnet hatte. Man klagte deshalb Alle an, die sich im Gefolge des Fürsten befanden, und mein Vater war die Hauptperson darunter. Man behauptete auch, die Wahrheit werde verhehlt, um den legitimen Thronerben zu hindern, aus der Verbannung zurückzukehren. Endlich murrte man, dass das Land sich in einem so kritischen Augenblick ohne Regierung befände. Die liberale Partei schrieb den Namen des Thronerben und seiner Mutter auf ihr Banner und verlangte stürmisch deren Zurückberufung.

Meine Familie sah voll Angst die schweren Wolken, die sich mehr und mehr über dem Haupt meines Vaters zusammenzogen. Ich zitterte für ihn, ohne die ganze Tragweite der Ereignisse zu verstehen, und ich erinnere mich sehr wohl des Augenblicks, wo ich, von einer plötzlichen Eingebung erfasst, mich zu Gott, als dem höchsten Helfer, wendete. Allein, die Augen zum Himmel erhoben, als sollten sie durch die Himmelsräume bis zum Thron des Allmächtigen dringen, richtete ich ein glühendes Gebet an ihn. Ich versprach ihm, die einzige schlechte Neigung, deren ich mir bewusst war, zu überwinden, wenn er das Leben des Fürsten erhalten wolle, von dem, wie ich mir vorstellte, die glückliche Heimkehr und die Ruhe meines Vaters abhing.

Man möge über diesen kindlichen Vertrag

lachen, wenn man will, aber es war das doch der Glaube, der Berge versetzen kann, der bittet und sich erhört fühlt. Gott nahm auch meinen Vertrag an. Es kamen bessere Nachrichten, das Leben des Fürsten war ausser Gefahr. Aber ehe er so weit hergestellt war, um reisen zu können, waren Unruhen in mehreren Theilen von Deutschland, und auch in unserem Lande, ausgebrochen. Man wünschte die Rückkehr des Fürsten, aber nicht die seiner Maitresse. Sie wurde an der Grenze in so bedrohlicher Weise empfangen, dass sie es für besser fand, umzukehren. Der Fürst kam allein in Begleitung meines Vaters. Es rührte mich sehr, als ich ihn zum ersten Mal zu Fuss vom Schloss in das Ministerium gehen sah. Er war blass, gealtert, sein Gang unsicher, sein Haar ergraut.

Wenige Tage später kehrten seine legitime Gemahlin, der Erbprinz und dessen Schwester zurück. Diese Menschen, durch die engsten natürlichen Bande vereinigt, begegneten sich wieder, nach jahrelanger Trennung, auf den Befehl ihrer Unterthanen. Man feierte die Versöhnung, von der die Herzen der Betheiligten nichts wussten, als ein öffentliches Fest. Der Fürst und seine Familie zeigten sich den Volksmassen, welche den grossen Platz vor dem Schloss bedeckten, auf dem Balkon. Enthusiastische Freudenbezeugungen empfingen sie und steigerten sich bis zum ausgelassensten Jubel, als der Fürst ein zweites Mal auf dem Balkon erschien, umgeben von

den Abgesandten des Volks, unter denen sich die fanatischesten Liberalen befanden, und versprach, was das Volk durch ihren Mund verlangt hatte: eine Constitution.

Mein Vater begab sich nun mit Eifer an die Ausarbeitung derselben. Er entwarf sie auf so breiter und freier Grundlage, wie nur möglich. Aber er war tief gekränkt durch die ungerechten Angriffe, deren Gegenstand er fortwährend, trotz seiner reinen Absichten und seines unermüdlichen Eifers, war. Man beschuldigte ihn, im Einverständniss mit der Maitresse gehandelt und bei der Vertheilung von Gunstbezeugungen an Leute, die es nicht verdienten, gegen die Fürstin und den Erbprinzen intriguirt zu haben, kurz das Instrument des Despotismus gewesen zu sein, während er den despotischen Neigungen des Fürsten stets zum Besten des Landes energischen Widerstand geleistet und sich des Beistandes der Maitresse nur bedient hatte, um Akte der Gerechtigkeit und Redlichkeit durchzusetzen.

Wie oft hatte ich nicht meine Mutter mit tödtlicher Angst den Ausgang der Scenen im Schloss erwarten sehen, wo mein armer Vater allein gegen die unbezähmbaren Leidenschaften eines Menschen, in dessen Händen das Geschick von Tausenden lag, kämpfte. Ich fing an die zu hassen, die ihn verkannten, als ich sah, wie die Sorge in seinem verehrten Antlitz Furchen zog und wie das wohlwollende Lächeln, das es sonst verschönte, nie mehr

darauf erschien. Ich nahm leidenschaftlich Partei für ihn gegen die Revolutionäre, doch wagte ich es nicht, im betrübten Familienkreis dem, was in meinem Herzen kochte, Luft zu machen. Konnte ich aber meinem Zorn nicht mehr gebieten, dann flüchtete ich mich in das Zimmer der Dienstboten und hielt da glühende Reden über die Tugend meines Vaters und die Bosheit seiner Feinde.

Der Herbst kam; die Aufregung im Volke dauerte fort, und aufrührerische Scenen erneuerten sich von Zeit zu Zeit. Der Fürst hatte sich in seine Sommerresidenz zurückgezogen, welche eine Stunde von der Hauptstadt entfernt lag, unter dem Vorwande, dass seine Gesundheit der Ruhe bedürfe, in Wahrheit wohl aber nur, um ferner von dem Sitz des Aufruhrs zu sein. Die älteste seiner illegitimen Töchter, ein junges Mädchen von grosser Intelligenz und edlem Charakter, war bei ihm. Die Fürstin und der Erbprinz waren in der Stadt. Mein Vater befand sich bei dem Fürsten in der Sommerresidenz, doch kam er täglich zur Stadt gefahren, um im Ministerium an dem Constitutionsentwurf zu arbeiten.

Mit Angst erwartete ich jeden Morgen am Fenster den Wagen, der ihn brachte, und es war mir tief traurig, dass er kaum die Zeit hatte, uns zu begrüssen. Die Besuche, die wir ihm in der Sommerresidenz machten, waren auch wenig befriedigend. Wir mussten stets im geschlossenen Wagen fahren, denn das

unwissende Volk schloss in seinen Hass gegen die einzig Schuldigen nicht nur meinen Vater ungerechterweise, sondern auch seine ganze Familie ein, und wir konnten es erwarten, dass man unsern Wagen mit Steinen bewerfen würde, hätte man uns erkannt. Ich hatte gar keine Angst wegen einer persönlichen Gefahr, aber ich fühlte uns Alle von einem traurigen, fürchterlichen Schicksal bedroht, und ich war tief beleidigt, dass die Unschuldigen leiden mussten. Der schöne Aufenthalt meines Vaters, in dem ich so viele glückliche Stunden der Kindheit verbracht hatte, erschien mir jetzt wie eine Art Gefängniss, über dem eine düstere Zukunft schwebte.

Eines Tages wurde die Stadt allarmirt durch die Nachricht, dass die verhasste Maitresse heimlich auf dem Lustschloss angekommen sei, dass man die Flucht des Fürsten vorbereite, dass man die Arbeit an der Constitution suspendiren wolle, dass man einen Staatsstreich beabsichtige, und was der Gerüchte mehr waren. Das war der Funken, der in die Pulvermine fiel. Im Nu waren die Strassen von tobenden Massen erfüllt, die sich dann, unter der Leitung ihrer Führer, zu einem ungeheuren Zuge ordneten und mit Geschrei und Drohungen der Sommerresidenz zuzogen. Die meisten Bewohner unseres Hauses waren ausgegangen, um die Ereignisse zu verfolgen und die Rückkehr der Volksmassen zu beobachten. Der jüngste meiner Brüder, ein

Knabe von sechzehn Jahren, ein Diener und der alte Schreiber meines Vaters bildeten das ganze männliche Personal, das im Hause zurück blieb. Ausserdem waren meine Mutter, die alte Tante, meine jüngere Schwester, ich und einige Dienstmädchen zu Haus. Im ersten Stock war die fürstliche Kanzlei mit wichtigen Papieren. Der alte Schreiber sass darin wie ein Soldat auf seinem Posten und erwartete die Ereignisse. Die Stadt war beinah leer, denn die lärmende Procession, die nach dem Lustschloss gezogen war, brauchte mehrere Stunden, ehe sie zurückkehren konnte. Die übrigen Einwohner blieben still in ihren Häusern. Von unseren Fenstern aus konnte man die lange Strasse hinunter bis zum Thor hin sehen, von wo der Weg zum Lustschloss führte. Nach einigen Stunden angstvoller Erwartung hörten wir einen Lärm, dem fernen Rauschen des Oceans ähnlich. Bald sahen wir eine dichte, schwarze Masse in der Ferne erscheinen, die sich langsam heranbewegte und die Strasse ihrer ganzen Breite nach ausfüllte. Ein Mann von ungewöhnlicher Grösse ging voraus und schwang einen dicken Stock in der Hand. Dies war ein Bäcker, welcher das Haupt der Bewegung geworden war. Plötzlich hielt er vor unserem Hause still und mit ihm die ganze Masse, die ihm folgte. Er erhob seinen Stock gegen unsere Fenster und stiess furchtbare Verwünschungen aus. In demselben Augenblick erhoben sich

Tausende von Händen und Stöcken und Tausende von Stimmen schrieen und brüllten. Kaum dass wir Zeit hatten, uns von den Fenstern zurückzuziehen, so flogen schon grosse Pflastersteine gegen die Fenster des ersten Stocks und einige erreichten sogar den zweiten Stock, welchen wir bewohnten. Zu gleicher Zeit erfolgten heftige Schläge gegen die Hausthür. Mein junger Bruder hatte die Geistesgegenwart gehabt, beim Herannahen der Volkshaufen die Thüre zu schliessen und die inneren Riegel vorzuschieben. Die wüthende Menge wollte die Thüre mit Gewalt öffnen, und Gott weiss, welches unser Schicksal gewesen wäre, wenn nicht zu rechter Zeit Hülfe gekommen wäre. Zwei junge Offiziere zu Fuss brachen sich Bahn durch die Menge. Es waren der Erbprinz und sein Adjutant. Sie stellten sich vor unsere Thür und der Prinz richtete einige Worte an die Aufrührer, befahl ihnen auseinanderzugehen und sich zu beruhigen, und versprach, dass ihre gerechten Wünsche gehört und befriedigt werden sollten. Dieser Beweis von Muth machte einen grossen Eindruck. Zu gleicher Zeit sah man langsam eine Abtheilung Cavallerie, den gezogenen Säbel in der Hand, die Strasse herabziehen. Die Massen fingen an sich zu zerstreuen, indem sie immer noch Verwünschungen und Drohungen ausstiessen. Nachdem die Strasse gesäubert war, kam der Prinz zu uns herauf, um meiner Mutter sein Bedauern und seine

Theilnahme auszusprechen und ihren Dank zu empfangen. Am Abend waren die Zimmer meiner Mutter voller Menschen. Freunde und Bekannte eilten herbei, um sich nach unserem Befinden zu erkundigen. Mehrere Anführer der liberalen Partei, in der Uniform der Nationalgarde, befanden sich darunter.

So endete die lichterfüllte Zeit der ersten Kindheit unter den Donnerschlägen, welche einen grossen Theil Europas erschütterten. Die glückliche Sorglosigkeit des ersten kindlichen Alters war vorbei. Ich hatte zum ersten Mal eine grosse tragische Wirklichkeit sich vor mir aufthun sehen, und ich hatte leidenschaftlich Partei genommen in einem Konflikt, der allgemeiner Natur war. Natürlich war es für jetzt noch mein Herz, welches mein Urtheil leitete; es verstand sich, dass die, welche ich liebte, Recht haben mussten. Aber mein Blick fing an, einen weiteren Horizont zu umfassen. Ich begann Zeitungen zu lesen und den politischen Ereignissen mit grossem Interesse zu folgen. Zwar spielte ich noch mit meinen Puppen, doch fühlte ich mich auf der Schwelle eines neuen Lebens. Ich hatte eine zweite Taufe empfangen durch die Hand der Revolution.

Siebentes Kapitel.

Völlige Umwandlungen.

Die Constitution war vollendet. Sie war in Wahrheit die freisinnigste aller deutschen Constitutionen. Ihre Einführung sollte mit grosser Feierlichkeit geschehen. Das Volk war trunken vor Freude. Ueberall sah man die nationalen Farben (noch nicht die deutschen Farben, denn die Idee der grossen deutschen Einheit war noch unter dem Bann), aber die meines engeren Vaterlandes, die früher auch verboten gewesen, weil sie das Symbol zu freier Bestrebungen waren. Die Nationalgarde vertrat an diesem Tag überall die Soldaten. Der grosse Platz vor dem Schloss war dicht gedrängt voll Menschen. Die Fenster, die Balcons, die Dächer selbst, waren mit Zuschauern besetzt. Als der Fürst mit seiner Familie auf dem Balcon des Schlosses als constitutioneller Monarch erschien, empfing ihn ein nicht endenwollender Jubel.

Ich war sehr von dem Schauspiel ergriffen. Der Anblick einer solchen Menge, die von einem einzigen Gefühl, dem der Liebe und der Dankbarkeit erfüllt war, schien mir eine

erhabene Sache, obgleich ich nicht recht wusste, wie ich dies Gefühl mit dem des Schreckens und des Hasses vereinigen sollte, welches der Anblick dieses selben Volkes mir kurz zuvor eingeflösst hatte. Auch war der gute Eindruck nicht von langer Dauer, denn ich sah bald, dass die Ungerechtigkeit des Volks gegen meinen Vater fortdauerte, gegen ihn, dem sie hauptsächlich diese freisinnige und so freudig bewillkommnete Constitution verdankten. Die Ehren, mit denen ihn der Fürst überhäufte, entschädigten sein edles Herz nicht für den Undank des Landes, dem er seine besten Fähigkeiten mit voller Hingebung gewidmet hatte. Ich erinnere mich sehr wohl, wie er eines Morgens, eben aus dem Schloss zurückkehrend, in goldgestickter Uniform in das Zimmer meiner Mutter trat, mit tiefer Trauer im Antlitz, und ihr sagte: »Ja, eine Excellenz siehst du vor dir, aber um welchen Preis!« — Der Fürst hatte ihn zum Minister gemacht und ihm das Grosskreuz des Hausordens verliehen. Er aber wollte nicht länger im Lande bleiben und bat um einen Gesandtschaftsposten, der ihm auch, obwohl mit Widerstreben Seitens des Fürsten, zugesagt wurde.

Der Gedanke einer vollständigen Veränderung unseres Lebens stieg vor meiner Einbildungskraft auf. Ich sollte die Spielplätze meiner Kindheit, meine Freundinnen, meine Stunden, alle Traditionen meines jungen Lebens verlassen! Indem ich an diese Trennung dachte,

schien es mir, als würde mein Herz vor Schmerz brechen. Auf der andern Seite aber entfaltete die Phantasie ihre Flügel und eilte freudig dieser unbekannten Zukunft zu, in der ich so viel Neues lernen, schauen, erleben würde.

Die Veränderung kam, aber in anderer Weise. Der Fürst, der den Forderungen seines Volkes gezwungen nachgegeben hatte, sah bald genug ein, dass er unfähig war, als constitutioneller Fürst zu regieren, und die Nachricht verbreitete sich, dass er entschlossen sei, zu Gunsten seines Sohnes abzudanken. Wahrscheinlich trug der Wunsch, sich mit derjenigen, die er dem Willen des Volks hatte opfern müssen, wieder zu vereinen, nicht wenig zu diesem Entschluss bei. Aber die Aufrichtigkeit, mit der er sich selbst beurtheilte, war darum nicht minder lobenswerth und liess viele seiner Fehler vergessen. Einer seiner Collegen im Absolutismus, der Kaiser Nicolaus von Russland, hatte eines Tages gesagt: »Es giebt nur zwei Regierungsformen: den Absolutismus oder die Republik.« Unser Fürst schien diese Anschauung zu theilen, und da er die absolute Macht nicht mehr ausüben konnte, zog er vor, als freier Mensch und einfacher Bürger zu leben.

Mein Vater, auf das Dringendste vom Fürsten aufgefordert, beschloss, seinem einstigen Spielgefährten in das freiwillige Exil zu folgen und den Staatsdienst zu verlassen, der ihm so viel bittere Enttäuschungen gebracht hatte.

Der Entschluss des Fürsten rief grosse Unzufriedenheit hervor, und man bemühte sich, demselben entgegenzuarbeiten. Der Fürst beschloss, heimlich zu gehen, ehe man ihn daran verhindern könne. Er hinterliess ein Decret, in welchem er seinen Sohn für die Zeit seiner Abwesenheit zum Regenten ernannte und seine Rückkehr hoffen liess. Mein Vater begleitete ihn.

Wir sollten folgen, ohne dass irgend Jemand es wüsste, denn der Hass des Volkes gegen unsere Familie schien sich noch gesteigert zu haben seit der Abreise des Fürsten. Die geheimen Vorbereitungen für unsere, ich möchte fast sagen Flucht, hatten etwas Tragisches. Wir konnten unseren Freundinnen weder Lebewohl sagen, noch ihnen Geschenke als Andenken hinterlassen. Sogar die alte Tante durfte den Tag der Abreise nicht wissen; ihr hohes Alter erlaubte ihr nicht, uns zu folgen, und man fürchtete für sie die unvermeidliche Aufregung der Trennung.

An einem Januarmorgen standen wir Alle vor Tagesanbruch auf, als Alles ringsum noch schlief. Die Vorbereitungen waren während der Nacht gemacht, und der grosse Reisewagen stand, mit vier Postpferden bespannt, im Hof. Wir verliessen leise und schweigend das Haus, ein Jeder nahm still seinen Platz im Wagen ein, und die Pferde setzten sich in Bewegung. Wir fuhren durch die noch ganz menschenleeren, schneebedeckten Strassen; über uns spannte sich ein grauer, nebelver-

hüllter Himmel aus, kaum von der ersten Morgendämmerung erhellt, und jenem unbekannten Schicksal ähnlich, dem wir entgegengingen.

Sollte ich erfahren, dass dieses Schicksal die natürliche Folge einer langen Reihe von Ursachen und Wirkungen ist, die aus dem Zusammenstoss äusserer Umstände mit unserem individuellen Charakter und unseren Handlungen entstehen? Oder sollte ich mich überzeugen, dass das Endziel der menschlichen Schicksale im Voraus von einem unerforschlichen Willen gezeichnet ist, der, indem er uns in absurde Widersprüche und grausame Leiden verwickelt, dennoch nur unser Bestes will und uns von jenseits der Wolken dazu leitet?

Zu jener Zeit glaubte ich an die letzte Hypothese!

Achtes Kapitel.

Herumziehendes Leben.

Ja, es war ein herumziehendes Leben, das für uns anfing und das sich durch mehrere Jahre fortsetzte — ein Leben ohne bestimmten Plan, ohne regelmässige Studien, ohne irgend ein System. Es war das ein grosses Unglück für mich, denn während dieser Zeit erhielt die träumerische Richtung meiner Phantasie ein solches Uebergewicht, dass ich die Folgen davon mein ganzes Leben hindurch gespürt habe. Ich bin überzeugt, dass, wenn ich in jener Zeit hätte ernste, fortgesetzte Studien machen können, meine Fähigkeiten sich mit grosser Macht entwickelt hätten, anstatt sich in der Speculation und den Kämpfen der Einbildungskraft zu verbrauchen. Mich verzehrte ein brennender Durst zu lernen und zu wissen. Wie viel Aufmerksamkeit sollte man in der Erziehung auf solch einen Durst des erwachenden Geistes wenden und wie sollte man bemüht sein, ihn in der rechten Weise zu befriedigen! Es gehört gewiss zu den grössten moralischen Martern, wenn ein junges Wesen

sich mit Inbrunst zu den unbekannten Regionen des Wissens und des Ideals hinsehnt, und weder Mensch noch Gott findet, um seinen Wunsch zu erhören und diesen Schrei der Sehnsucht nach dem Manna in der Wüste zu befriedigen. Das sind die Märtyrer der erwachenden Intelligenz, welche Führer und Antworten verlangen, und statt dessen unter dem Druck der Mittelmässigkeit, die sie umgibt, oder der Lastthierarbeit, die man ihnen auferlegt, ersticken.

Meine vortrefflichen Eltern konnten zu der Zeit kaum dem Mangel an Unterricht abhelfen. Ihr eigenes Leben war entwurzelt. Der Fürst, dessen Schicksale mein Vater theilte, reiste im südlichen Deutschland umher, ohne sich irgendwo länger als einige Monate niederzulassen. Wir folgten ihm, und so fehlte immer die Zeit, einen Cursus regelmässiger Studien anzufangen. Von allen Kindern waren nur noch meine jüngste Schwester und ich bei meiner Mutter. Sie konnte sich nicht entschliessen, sich von uns zu trennen und uns in eine Pension zu geben. Man beschloss, eine französische Gouvernante zu nehmen, die uns überall hin folgen könnte. Wir sprachen noch nicht gut französisch, und dieser Mangel wurde für mich eine Quelle grosser Demüthigung. In Frankfurt am Main, wo wir einen Winter zubrachten, konnten meine Eltern, die viele Bekannte da hatten, sich den Besuchen und Einladungen nicht entziehen. Auch meine

Schwester und ich wurden in den Kreis jugendlicher Bekanntschaften gezogen und u. A. zu einem Kinderball eingeladen in einem der reichsten Häuser der Stadt, in welchem Luxus und verschwenderische Ueppigkeit herrschten. Als wir aus dem Wagen stiegen, wurden wir am Fuss der Treppe von den zwei Söhnen des Hauses, Knaben unseres Alters, die mit Glacéhandschuhen und dem Hut in der Hand dort harrten, empfangen und die Treppe hinaufgeführt. Ihre Schwester, unsere junge Wirthin, war von einer bezaubernden Schönheit, sprach mehrere Sprachen in grösster Vollkommenheit, tanzte mit unbeschreiblicher Grazie und besass schon völlig die Sicherheit und die Manieren einer vollendeten Weltdame. Sie empfing uns mit der vornehmen Höflichkeit einer solchen und stellte uns sogleich mehreren ihrer jungen Freundinnen vor, die ihr, wenn auch nicht an Schönheit, doch an Eleganz der Manieren ähnlich waren. Sie schienen mir Alle so überlegen, dass es mich förmlich erdrückte. Die Unterhaltung wurde fast fortwährend in französischer Sprache geführt, denn diese jungen Wesen, obgleich alle Deutsche, sprachen diese Sprache geläufiger wie ihre Muttersprache. Ich konnte nur in Monosyllaben antworten und beobachtete ein ängstliches Schweigen, da ich nicht zu gestehen wagte, dass ich noch so wenig Französisch wisse. Meine Demüthigung aber erreichte den Gipfel, als der Tanz begann. Ich war ganz

unbekannt mit all den modernen Tänzen, die auf einer eleganten Karte verzeichnet waren, welche man mir überreicht hatte. Mich unter jene junge Mädchen zu mischen, die mit vollendeter Tanzkunst ihre Pas ausführten, schien mir unmöglich. Ich beschloss daher rasch, gar nicht zu tanzen, unter dem Vorwand, dass der Tanz mir Kopfweh mache, und blieb den ganzen Abend traurig an meinen Platz gefesselt, die glücklichen Geschöpfe betrachtend, vor denen ich mich wie vernichtet fühlte, ich, die ich mich in meinen Träumen der heroischesten Thaten, der grossmüthigsten Hingebung fähig fühlte. Meine Schwester, die unbefangner, weniger ehrgeizig und in diesem Fall weiser war, tanzte, brachte Verwirrung in die Contretänze, lachte herzlich darüber, antwortete deutsch, wenn man sie französisch anredete, und belustigte sich sehr. Ich kam enttäuscht und traurig nach Haus, krank vor Verlangen nach dem, was mir plötzlich einen ungeheuren Werth zu haben schien — nach einer modischen Erziehung.

Ich begrüsste also den Plan, eine Erzieherin zu nehmen, bei der ich Französisch und überhaupt wieder regelmässig lernen könne, mit Entzücken. Die Erzieherin kam, aber schon ihr Aeusseres entsprach nicht der Idee, die ich mir von ihr gemacht hatte. Nicht nur, dass sie von einer wirklich unangenehmen Hässlichkeit war, auch ihre Manieren hatten etwas so Angelerntes, ihre

Höflichkeit war so conventionell, voller Phrasen und so ohne Herz, dass es mir höchst unangenehm auffiel. Ich hatte zu viel Empfindung, um das für gute Manier zu halten. Ich bestrebte mich jedoch, ihr mit Respekt entgegen zu gehen, und war glücklich, als am ersten Tag ein Stundenplan gemacht und eine regelmässige Zeiteintheilung festgestellt wurde. Leider gehörte nur kurze Zeit dazu, um mich zu überzeugen, dass sie nicht die Person war, welche meinen Durst nach Wissen befriedigen konnte. Sie wusste nichts, ausser einem gewissen Katechismus, auf jedem Felde, wo sie zu lehren unternahm. Eine Frage ausserhalb dieses Katechismus fand sie ohne Antwort. Ich fühlte bald eine geheime Empörung gegen dieses armselige Lehren in mir aufsteigen, und wandte mich mit grösserer Leidenschaft denn je zum Lesen. Wir mussten durch den Lesecursus hindurch, den eine französische Gouvernante damals unwiderruflich vorschrieb: die Schriften von Mme. Cottin: Les enfants de l'Abbaye, Caroline de Lichtfield etc. Ich las das Alles und lebte in einer eingebildeten Welt exaltirter Tugenden, furchtbarer Verfolgungen und Verbrechen, glorreicher Triumphe des Guten über das Böse.

Meine Mutter, der Gesellschaft ihrer erwachsenen Kinder und ihrer alten Freunde beraubt, verschloss sich mehr und mehr in sich selbst. Meine jüngere Schwester, eine sanfte, ruhige Natur, verstand meine inneren

Aufregungen und Qualen nicht. Ich fand mich allein mit allen brennenden Fragen meines Innern und wurde nervös und aufgeregt, so dass es endlich meine Gesundheit angriff. Ich hatte besondere Erscheinungen der Einbildungskraft, beinahe Hallucinationen. So konnte ich z. B. lange Zeit nicht von einem Verbrechen oder einem Laster reden hören, ohne von einer grausamen Aufregung erfasst zu werden. Es schien mir, dass, weil so abscheuliche Möglichkeiten überhaupt in der menschlichen Natur vorkämen, sie auch sehr wohl im Grunde meines eigenen Wesens schlummern könnten. Diese eitlen Schrecken gewannen oft eine solche Stärke, dass sie meinen Schlaf störten und mich um so grausamer quälten, als ich mit Niemand davon sprechen konnte. Das rechte Lernen allein hätte sie zerstreuen können; an dem reinen Lichte der Erkenntniss hätte ich, mit dem freien Gebrauch meiner Fähigkeiten, den Frieden gefunden.

Endlich konnte ich die geistlose Mittelmässigkeit des Unterrichts der Gouvernante nicht mehr aushalten und sprach eines Abends ernstlich davon mit meiner Mutter. Sie stimmte mir bei und versprach, sie zu verabschieden. Unglücklicherweise war die Person, welche der Gegenstand dieser Unterhaltung war, im nächsten Zimmer gewesen und hatte Alles gehört. Sie war sehr böse und verlangte augenblicklich ihre Entlassung. Ich war sehr froh über den Erfolg, aber ich bedauerte die

Art, wie ich ihn erhalten hatte. Irgend Jemandem, wer es auch war, wehe zu thun, gehörte immer zu den traurigsten Dingen meines Lebens. Nachdem die Gouvernante einen sehr kühlen Abschied von uns genommen hatte, schrieb ich ihr einen Brief, in welchem ich sie bat, mir zu verzeihen.

Neuntes Kapitel.

Wieder ein fester Wohnsitz.

Dem Wanderleben musste endlich ein Ziel gesetzt werden. Man musste einen Ort erwählen, um sich niederzulassen. Dies konnte jedoch nur geschehen, indem wir uns zeitweise wenigstens von unserem Vater trennten, der den Fürsten nicht verlassen konnte, welcher nie lange an einem Ort weilte. Meine Mutter entschied sich für die Stadt, wo meine älteste verheirathete Schwester lebte — die, welche ich in meiner frühesten Kindheit so sehr geliebt hatte. Es war die Stadt Detmold, die Hauptstadt des kleinen Fürstentums Lippe. Mein Vater versprach, von Zeit zu Zeit zu längerem Aufenthalt uns dort zu besuchen. Ausserdem versprach er uns fest, dass, wenn alle Söhne in einer unabhängigen Stellung sein würden, er seine Verpflichtung gegen den Fürsten auflösen und sich für immer mit uns vereinigen würde.

Ohne den Schmerz dieser Trennung wäre ich über die Wahl des Aufenthaltes hoch

beglückt gewesen. Das Familienleben meiner Schwester war der Wiederschein ihrer engelhaften Natur; ihre Kinder glichen ihr an Sanftmuth und Liebenswürdigkeit. Die Stadt, wo sie lebte, war eine jener kleinen deutschen Residenzen, welche die Hauptstadt eines Ländchens sind, das für einen englischen Aristokraten nur ein mässiger Grundbesitz sein würde. Es war eine hübsche, reinliche Stadt an einem der malerischesten Punkte des nördlichen Deutschlands gelegen, von Hügeln, mit herrlichen Buchenwäldern bedeckt, umgeben, an die sich historische Erinnerungen ferner Vorzeit knüpften. Mein Schwager war eine der ersten Notabilitäten des Ortes; seine Familie gehörte zu den ältesten der kleinen Aristokratie des Ländchens. Er war von Kindheit auf der Freund und unzertrennliche Gefährte des regierenden Herrn gewesen, und nichts in den öffentlichen Angelegenheiten geschah ohne seinen Rath.

Der Regent des kleinen Staats war ein ehrlicher Mann, gut von Herzen, aber etwas beschränkten Verstandes, und von einer über alles Mass gehenden Schüchternheit, welche die Folge der langen Abhängigkeit war, in der ihn seine Mutter gehalten hatte. Diese, Fürstin Pauline, eine Frau von überlegenem Geist und männlicher Bildung, war nahezu an zwanzig Jahre Regentin gewesen, da ihr Sohn ein kleiner Knabe war, als sein Vater starb. Sie allein unter allen regierenden Häuptern Deutsch-

lands wagte es, dem fremden Eroberer entgegen zu gehen, um ihm die Sprache der Vernunft und Menschlichkeit zu reden. War der Gefürchtete erstaunt, dass eine Frau wagte, was die Anderen nicht gewagt hatten? Hatte er einen anderen Beweggrund? Genug, er behandelte sie mit Anerkennung und zog vorüber, ohne das kleine Ländchen und seine muthige Regentin zu belästigen.

Sie war eine Freundin der Wissenschaften und der Literatur, berief mehrere ausgezeichnete Männer an ihren Hof und bemühte sich, Aufklärung und Moralität in ihrem kleinen Lande zu verbreiten. An der Spitze eines grossen Königreichs würde sie eine Katharina die Zweite gewesen sein, ohne deren Laster. Das Einzige, was ihr nicht gelang, war die Erziehung ihrer beiden Söhne, ihrer einzigen Kinder. Um ihnen die Grundsätze strenger Moralität beizubringen, hatte sie sie dermassen tyrannisirt und so lange wie Kinder behandelt, dass der älteste, schon scheu und zurückhaltend von Natur, ein halber Wilder geworden war. Der zweite, ein leichtsinniger, ausschweifender Mensch, hatte sich, einmal von der mütterlichen Autorität befreit, einem liederlichen Leben ergeben. Er war im Militärdienst aller möglichen Länder gewesen, hatte immer schlechten Betragens wegen den Dienst verlassen müssen, und sein Bruder hatte ihn mehr wie einmal vom Schuldgefängniss losgekauft. Der Aelteste, nach dem Tod der Mutter zur Regierung gelangt, führte

ein wahres Einsiedlerleben. Seine Frau war ein gutes sanftes Wesen, welche sich der gänzlichen Zurückgezogenheit und der strengen Lebensweise ihres Gatten unterwarf. Sie hatten viele Kinder und führten ein exemplarisches Familienleben. Ihr altes Schloss mit hohen Eckthürmen und kleinen Thürmchen, war von Gärten umgeben, die auf den alten Wällen gepflanzt waren, und diese umschloss ein breiter Graben, auf dem Enten und Schwäne friedlich hausten. Von der öffentlichen Promenade aus konnte man die fürstliche Familie in diesen Gärten spazieren gehn sehn, aber niemals setzte ein Mitglied derselben einen Fuss in die Strassen der Stadt. Ein oder zwei Mal im Jahr war ein Galadiner auf dem Schloss, zu dem auch die Damen, deren Rang sie zu dieser Ehre berechtigte, eingeladen wurden. An dem Tag, wo dieses grosse Ereigniss stattfand, rollten die Hofwagen in der Stadt umher, um die Damen abzuholen, da die Toiletten sonst zu sehr gelitten hätten, weil es keine geschlossenen Wagen in der kleinen Stadt gab und man sonst in Gesellschaften, ja auch auf Bälle, zu Fuss ging. Die Tafeln waren eine harte Aufgabe für den armen Fürsten; er musste dann an all den Damen, die in einer Linie aufgestellt waren, vorüber defiliren und einer jeden wenigstens ein paar Worte sagen. Steif wie ein Stück Holz in seine Uniform eingeschnürt, die Lippen zusammengepresst, stammelte er mit ungeheurer Anstrengung irgend eine

Banalität über das Wetter oder über einen anderen ebenso unbedeutenden Gegenstand. Kaum hatte er eine Antwort erhalten, so schob er weiter und schien wie von einem schweren Druck befreit, wenn er glücklich bei den Herren angelangt war.

Er hatte bei alledem zwei Leidenschaften, welche ihn aus seiner Höhle herauslockten: die Jagd und das Theater.

Die herrlichen Wälder, welche die kleine Residenz umgaben, waren voller Wild, dessen einziger legitimer Jäger er war. Im Winter verging fast kein Tag, an dem man nicht zwei oder drei fürstliche Schlitten durch die Strassen der Stadt und über die schneebedeckten Landstrassen fliegen sah, welche diese Nimrod-Familie in die Wälder entführte, Alle zusammen, die Eltern und die Kinder. Sie blieben den ganzen Tag im Walde. Der Fürst und die ältern Söhne jagten; die Fürstin mit den übrigen Kindern, in ihre Pelze eingehüllt, blieben entweder in den Schlitten sitzen, oder gingen auf dem Schnee spazieren. Vergebens klagten die Lehrer, dass der Unterricht bei dieser Lebensweise Schaden leide. Die geistige Entwicklung der Kinder wurde dem Familienleben und dem Wildpret geopfert.

Die zweite Leidenschaft des Fürsten, die für das Theater, wurde auf Kosten der Revenüen des kleinen Staats befriedigt. Man flüsterte sich wohl zu, dass die Ausgaben unverhältnissmässig gross wären, aber die Land-

stände, die sich unter der Regentin-Mutter noch regelmässig versammelt hatten, wurden von dem Sohn nie mehr einberufen. Niemand kontrollirte die Ausgaben. Die Freunde des Fürsten sagten, man könne ihm doch das eine Vergnügen lassen, da er übrigens so einfach und moralisch lebte. Auch muss man sagen, dass sein Theater unter die besten in Deutschland gehörte, und dass die grössten Künstler es nicht verschmähten, Vorstellungen daselbst zu geben. Die besten dramatischen Werke, sowie die besten Opern wurden mit einer ziemlich seltenen Vollendung gegeben. Es war demnach natürlich, dass das Theater der Mittelpunkt der Interessen und Gespräche der kleinen Residenz war, und man kann nicht leugnen, dass es zur Quelle einer Art künstlerischer und intellektueller Erziehung wurde, welche die Gesellschaft weit über die anderer gleich grosser Provinzstädte erhob.

Nach dem Theater gab es noch eine andere Anstalt, welche zur Unterhaltung der Gesellschaft diente, an welcher aber der Fürst keinen Antheil hatte. Dies war eine Art Club, welchem man den französischen Namen »Ressource« gegeben hatte, anstatt ihn einfach Verein oder etwas dergleichen zu nennen. Dort vereinigten sich die Herren der Gesellschaft; die Familienväter, besonders aber die jungen unverheiratheten Leute, verbrachten da einen grossen Theil des Tages und fast immer die Abende, um Zeitungen zu lesen, Karten und Billard zu

spielen, Wein und Bier zu trinken, die Neuigkeiten der grossen und kleinen Welt zu besprechen und unglaubliche Massen von Tabakswolken in die Luft zu schicken. Am Sonntag Abend war auch den Damen Zutritt gestattet, und dann nahm das Ganze einen anderen Anstrich an. Die Herren erschienen im Frack, die Pfeifen und Cigarren verschwanden, die älteren Herren und Damen spielten Karten, die jungen Leute unterhielten sich mit Gesellschaftsspielen, mit Gespräch und Tanz. Einmal im Monat war ein grosser Ball.

In dieser Weise schufen sich die kleinen deutschen Städte ein geselliges Leben, da es keine grossen Vermögen dort gab und die meisten Einwohner Beamte mit Besoldungen waren, die gerade nur für das Nothwendigste hinreichten. In solch einem Verein aber konnte ein Jeder mittels eines kleinen Beitrages sich mit seinen Bekannten treffen und die Freuden der Geselligkeit geniessen, ohne dass es seine Mittel überstieg. Der Ton, der in diesen Vereinen herrschte, war sicher nicht der letzte Ausdruck feiner geselliger Bildung; aber da, wo, wie in dem Städtchen, von dem ich spreche, ein kleiner Hof, ein gutes Theater, ein treffliches Gymnasium, eine gute Töchterschule und einige Männer von Geist und Verdienst in den Wissenschaften sich vorfanden, herrschte doch eine gewisse Erhebung in den Ideen, welche sich den Manieren und dem Ton der Unterhaltung mittheilte. Meine

Schwester und ich gehörten noch nicht eigentlich der Gesellschaft an, denn wir waren noch nicht confirmirt, und dies war, wenigstens damals, in Deutschland das Signal für die jungen Mädchen, um in die Reihen der Erwachsenen eingeführt zu werden. Unser Wanderleben hatte diesen Vorgang etwas verspätet, und wir bedurften noch eines ganzen Jahres Vorbereitung durch Religionsstunden. Wir erhielten dieselben von dem ersten Prediger der Stadt. Dies war ein noch junger Mann, schön wie ein Christus, mit einem Lächeln des Wohlwollens auf den Lippen. Er war nicht sehr orthodox, hatte aber eine grosse Güte und eine sanfte sentimentale Religiosität, die ihn allen seinen Schülern werth machte, denn er war es, der die Jugend der Gemeinde confirmirte. Seine Frau war eine höchst ausgezeichnete Person, die Tochter eines der ersten Kirchenredner in Deutschland. Sie war orthodoxer als ihr Mann, aber auch energischer und von grösserer Intelligenz. Zugleich war sie der Modelltypus einer Familienmutter. Da sie nur sehr bescheidene Mittel hatte, um eine zahlreiche Familie zu erziehen, so erfüllte sie selbst die geringsten Pflichten des häuslichen Lebens und besorgte mit einem Dienstmädchen den ganzen Haushalt. Während ihre geschickten Hände das Mittagessen bereiteten, sang sie ein deutsches Lied für den Säugling, der neben ihr im Korbwägelchen lag. Wenn das Essen so weit gediehen war, dass das

Feuer das Uebrige thun konnte, rollte sie den Wagen in die kleine Umzäunung, die man den Garten nannte. Hier fand sie andere, etwas grössere Kinder, welche um einen Nussbaum, die einzige Zierde dieses Platzes, herum spielten. Die Zweige dieses Baumes bildeten ein grünes Laubdach vor einem Fenster des zweiten Stocks, an dem ein prächtiger Rosenstock im Topfe blühte. Von Zeit zu Zeit erschien das schöne, gute Antlitz des Predigers an diesem Fenster und lächelte von oben seinen Geliebten unten zu.

In dem Zimmer des zweiten Stocks, welches von diesem Zimmer erhellt wurde, begann nun ein wichtiger Abschnitt meines Lebens. Es war das Arbeitszimmer des Predigers. Während eines ganzen Jahres gingen meine Schwester und ich wöchentlich zwei Mal dorthin, um in den Dogmen der protestantischen Kirche unterrichtet zu werden.

Ich ging diesem Unterricht mit wahrer Inbrunst entgegen. Ich hoffte die Offenbarung der Wahrheit zu empfangen und das Geheimniss des Lebens — das Wort, das für immer mein Sein bestimmen sollte, zu finden. Die ruhige kleine Stube mit ihren einfachen Möbeln und ihren Büchern; die Strahlen der Nachmittagssonne, die in den Zweigen des Nussbaums spielten und einen Heiligenschein um das Haupt des Lehrers bildeten — Alles das hatte eine sanfte, mystische Harmonie, wie ein Echo der ersten Zeiten des Glaubens. Ich

wähnte mich in einer andern Welt, in der Gegenwart Gottes selbst. Ich fühlte mich stark, um den Kampf mit der Erbsünde zu beginnen, an die man mich glauben lehrte, mit der Welt, die dem Geist entgegengesetzt ist. Ich nahm es ernst mit dem Heil meiner Seele. Ich wollte nicht bei den Worten stehen bleiben, sondern die christliche Askese in Wirklichkeit üben und den Sieg des Geistes über das Fleisch erringen, welchen mir das Dogma als das Ziel der Vollkommenheit zeigte. Aber, gerade als wolle der Versucher mich auf die Probe stellen, so fühlte ich zu gleicher Zeit die Liebe zum Leben und zu Allem, was es Schönes bietet, in voller Stärke in mir erwachen. Der Dämon führte mich immer von Neuem auf die Höhen, zeigte mir die Schätze des Daseins und sagte: alles das wolltest du verlassen?

Man führte um diese Zeit meine Schwester und mich ausnahmsweise auf einen Ball. Ich wurde von einem jungen Mann zum Tanz aufgefordert, dessen Aeusseres und dessen Unterhaltung sehr interessant waren. Ich weiss nicht, wie es zuging, aber sein Bild nahm von diesem Abend an Besitz von meiner Einbildung und mischte sich in meine Träume. Ich sah ihn sehr selten und sprach ihn noch seltener. Er konnte nie vermuthen, dass er meine Gedanken beschäftigte, und nicht von ferne ahnen, dass er jeden Tag mit dem strengen Gott, der mein ganzes Herz verlangte, um die

Sympathie, die dasselbe zu ihm hinzog, kämpfen musste. Eines Tages erfuhr ich zufällig, dass er, gegen den Willen seines Vaters, einem sehr hübschen, aber oberflächlichen uninteressanten Mädchen den Hof mache. Diese Entdeckung verursachte mir vielen Schmerz, aber sie änderte nichts an meinem selbstlosen Gefühl. Ich betete nun für Beider Glück und fand eine Gelegenheit mehr, den Dämon in mir zu überwinden, indem ich meiner glücklichen Rivalin jedesmal, wenn ich ihr begegnete, die freundlichsten Aufmerksamkeiten erzeigte.

Zu gleicher Zeit schloss ich eine besondere Freundschaft inmitten der vielen freundschaftlichen Beziehungen, die wir zu jungen Mädchen unseres Alters hatten. Diese Freundschaft entsprach dem exaltirten Zustand meiner Seele und trug dazu bei, ihn noch zu erhöhen. In dem Hause neben dem unsern, nur durch einen kleinen Garten getrennt, lebte eine Familie, in der zwei Töchter gleichen Alters mit meiner Schwester und mir waren. Die jüngere war eine Schönheit. Der Vater, ein redlicher Geschäftsmann, gehörte zu den Notabilitäten der Stadt. Die ältere der Schwestern war ein Jahr älter als ich und bereits confirmirt. Sie war ein blasses, sanftes, ernstes Wesen, ein Modell häuslicher Tugenden. Sie machte mir den Eindruck einer Heiligen. Als sie sich mir eines Tages näherte und mir, wie sie sagte, ihre Liebe und Bewunderung kund that, war ich ganz verwirrt und beschämt.

Ich glaubte solche Anerkennung nicht zu verdienen, und ich fühlte mich sogleich verpflichtet, ihr den Zustand meiner Seele zu offenbaren, ihr von den Kämpfen, die mich bewegten, zu sprechen, von der inneren Empörung, die mich nur zu oft von dem christlichen Ideal, das ich erreichen wollte, entferne. Ich legte diese Beichte schriftlich ab, denn ich hatte nicht den Muth, so schreckliche Dinge mündlich zu sagen. Ich wollte ihre Neigung nicht besitzen, indem ich sie glauben liess, ich sei besser, als ich mir selbst erschien. Ich zog es vor, ihr die bittere Wahrheit zu sagen, als wie sie ein Glück finden zu lassen, dem eine Enttäuschung folgen musste. Nachdem ich ihr also mein Herz geöffnet hatte, dachte ich, dass ihr erster Blick mir zeigen müsse, wie unwürdig sie mich der Gesinnungen fände, welche sie mir bezeigt hätte. Wie gross war daher mein Erstaunen, als ich eine Antwort erhielt mit einem dem meinen ganz ähnlichen Bekenntniss, nur noch viel sentimentaler, viel unklarer! Von diesem Augenblick nahm ich ihre Freundschaft ohne Bedenken an. Ich fand einen grossen Trost in diesen Herzensergiessungen, in dieser Möglichkeit, mich in einem andern Gewissen wie in einem Spiegel zu schauen, mir aus der Kraft einer andern Seele einen Wall gegen die eigene Schwachheit zu machen. Ich begriff damals, welche Macht die Beichte in der katholischen Kirche werden musste. Ich bewunderte diese Ein-

richtung, wenn schon ich ihren Missbrauch verdammte. Es schien mir, als gehöre so viel moralischer Muth dazu, um einem Anderen frei zu sagen, was sich im »Labyrinth der Brust« bewegt, dass das allein schon die Sünde tilge.

Aber trotzdem entdeckte ich mit Grauen jeden Tag neue Abgründe von Skepticismus in mir. Das Dogma der Erlösung gab mir viel zu denken. So wie ich es mir erklären, mir eine logische, umfassende Anschauung davon machen wollte, sah ich nichts wie Widersprüche. Gott, der die höchste Weisheit und Güte sein sollte — konnte er den Menschen mit der Fähigkeit zur Freiheit schaffen, indem er ihn zugleich zum blinden Gehorsam, zur ewigen Unterwerfung unter die absolute Autorität, verdammte? Er hatte ihm das Paradies gewährt mit der Bedingung, Sklave zu bleiben. Sobald der Mensch seine Individualität bejahte und sich wahrhaft Mensch machte, indem er für sich selbst urtheilte, wurde nicht nur er aus dem Paradies vertrieben, sondern auch seine Nachkommenschaft bis in das fernste Glied, die doch keinen Theil an der Uebertretung gehabt hatte. Alles das endlich war nach einer unwiderruflichen Vorherbestimmung so geordnet, damit ein Einziger, welcher Gott war und zugleich auch nicht Gott, sich opfere, um die Menschheit von einer Sünde zu retten, die sie nicht begangen hatte. Wo war denn das Verdienst Christi, für den der kurze

Moment des irdischen Leidens nichts war im Vergleich mit seiner göttlichen Ewigkeit, da er vom Kreuz aufstieg in die Herrlichkeit zur Rechten Gottes? Diese letztere Idee hatte mich schon frappirt, als ich noch ein Kind war. Ich hatte noch niemals das Bedürfniss eines Mittlers und Erlösers gefühlt. Es hatte mir immer geschienen, als müsse das Herz Gott ohne Vermittlung finden, sich unmittelbar ihm vereinen.

Aber wie sehr lastete das Gewicht dieser Widersprüche, dieser Fragen ohne Antwort auf meinem Gewissen! Wie fühlte ich mich unglücklich und verloren in diesem Labyrinth von Gedanken, in diesem Kampfe zwischen Vernunft und Glauben! Ich lag stundenlang auf den Knieen und betete mit heissen Thränen, dass Gott mir beistehen, mir den wahren Glauben geben, mich retten möge vor dem Elend eines denkenden Geistes, vor der Sünde der Logik, die so verderblich ist für den blinden Gehorsam. Ich flehte ihn an, mir das mystische Geschenk der Gnade zu geben.

Nur meiner Freundin sprach ich von den tiefen Erregungen, von den dunklen Kämpfen, die mich bewegten, aber immer schriftlich. Die Dienstmädchen wunderten sich über die Menge Briefe, welche sie von einem Nachbarhaus zum andern tragen mussten, während wir uns in kürzerer Zeit, als nöthig war, sie zu schreiben, hätten sehen und sprechen können. Die meinen waren meistentheils in Versen,

da mir die rythmischen Formen damals viel geläufiger waren, als die ungebundene Rede. Der Hauptgegenstand dieser Poesien war der Wunsch nach dem Tode, der völligen Versenkung in die abstrakte Vollkommenheit, der Wunsch, frei zu werden von den irdischen Fesseln, um mit entfalteten Flügeln dem Ideale zuzueilen. Der Wunsch nach dem Tode war zuweilen so stark in mir, dass ich meine schwankende Gesundheit, die meiner Mutter Besorgnisse einflösste, mit Befriedigung sah.

So lange ich aber leben musste, wollte ich streng nach den Vorschriften der Kirche leben. Ich nahm den Dualismus zwischen dem Geist und der Welt, von dem mir das Dogma sprach, im Ernst, und beschloss, die Welt und ihre Versuchungen zu fliehen. Ich begann damit, nicht mehr in das Theater zu gehen, das ich leidenschaftlich liebte; ich verweigerte, die Meinen in Gesellschaften zu begleiten. Sie verstanden das nicht und hielten es für überspannte Launen. Da erfand ich Vorwände, um zu Haus zu bleiben und der Qual zu entfliehen, ihnen den Zustand einer Seele zeigen zu müssen, der ihnen krankhaft erschien. Zuweilen bat ich sie aber auch mit Thränen, mir nicht zu zürnen, sondern mir zu glauben, dass ich Gott mehr gehorchen müsse, als den Menschen.

Jeden Sonntag ging ich regelmässig in die Kirche. Da, vor Allem, war ich ganz versenkt in den grossen Gegenstand, der mich

beschäftigte; und ich verlor das Bewusstsein von Allem, was mich umgab, und hing nur an des Predigers Lippen. Eines Tages machte mir eine sehr weltliche Dame Complimente über meine Frömmigkeit und sagte, dass der Ausdruck der Andacht in meinem Gesicht die ganze Gemeinde erbaue. Das gab mir einen argen Stoss und meine Unbefangenheit wurde für lange Zeit gestört. Ein Gefühl der Eitelkeit mischte sich von da an unwillkürlich in meine Sammlung. Ich erfuhr zu der Zeit mehrere Mal, welchen Schaden unbesonnene und frivole Worte anstiften können. Mein Schwager, der in dieser Beziehung nicht sehr scrupulös war, neckte mich eines Tages mit meiner Verehrung für meinen Religionslehrer und fügte mit ironischem Lächeln hinzu, dass man wohl wisse, weshalb die jungen Mädchen so gern Stunden bei ihm hätten. Ich antwortete nichts darauf, aber es verwundete mich tief. Das Gefühl der Ehrfurcht, das ich für den Prediger hegte, schien mir profanirt, und noch lange Zeit fühlte ich die Wunde, welche mir die Frivolität geschlagen hatte.

Die Freundschaft, mit der die Frau meines Lehrers mich ehrte, wurde mir zu einem grossen Trost.

Die bösen Zungen der Stadt hatten viel gegen sie zu sagen, besonders die, welche es für das »ewig Weibliche« halten, die Interessen der Kinderstube und des Haushalts mit in den Salon zu bringen, aus dem einfachen Grunde,

weil sie keine andern haben. Ich habe schon früher gesagt: die Frau des Predigers erfüllte ihre Pflichten im Hause mit höchster Gewissenhaftigkeit, was sie aber nicht hinderte, für den häuslichen Kreis und für ihre Freunde noch andere Gegenstände des Gesprächs zu haben. Man beschuldigte sie der Affectation, weil sie die Sprache eines gebildeten Geistes sprach; man nannte sie falsch, weil sie mit allen Menschen höflich war, aber sich nur wenigen ganz gab. Ich fand weder den einen noch den anderen Fehler an ihr und ich genoss die Stunden, die ich bei ihr zubringen konnte, wie Stunden wahren Fortschritts für mich. Sie behandelte mich mit grosser Güte, als sei ich ihr ebenbürtig an Intelligenz und Erfahrung. Meine Beziehungen zu der Familie beschränkten sich damals auf die Eltern, denn die älteste Tochter, die mir im Alter nahe stand, beendete ihre Erziehung im Hause ihres Grossvaters in einer anderen Stadt, und die zweite Tochter war noch ganz Kind. Zuweilen, wenn ich in das Zimmer der Mutter trat, sah ich einen jungen Menschen, kaum erst Jüngling, bleich und scheu, an einem Schreibtisch sitzen und arbeiten. Gewöhnlich stand er auf, wenn ich kam, grüsste linkisch, ohne aufzusehen, und verschwand. Es war der älteste Sohn.

Unser Lehrer wünschte, dass wir die letzte Zeit vor der Confirmation an den Stunden Theil nähmen, welche er den Kindern, die confirmirt werden sollten, in Gemeinschaft gab. Mich

rührte und erfreute dieser Wunsch. Ich hatte niemals den Reiz empfunden, mit Andern, ausser meiner Schwester, zusammen zu lernen. Es schien mir schön, gerade bei dieser Gelegenheit zum ersten Mal in eine Gemeinschaft einzutreten, deren meiste Mitglieder in der Gesellschaft weit unter mir standen, vor Gott aber meinesgleichen waren. Die meisten der sechzig Kinder, Knaben und Mädchen, waren einfache Bauernkinder. Ich nahm mit lebhafter Freude meinen Platz zwischen ihnen auf den Holzbänken ein und vergass darüber, dass das Zimmer klein und von einer Luft erfüllt war, welche durch die Ausdünstungen der oft unreinlichen und feuchten Kleider dieser armen Kinder, die in jedem Wetter vom Lande hereinkamen, verpestet war. Meine Gesundheit, wie schon gesagt, war sehr zart; aber ich würde mich selbst verachtet haben, hätte ich meine Schwäche und meinen Widerwillen nicht überwinden können. Da fühlte ich mich so frei, als ich in anderer Gesellschaft schüchtern war. Meine Zweifel, meine Bedenken waren eine Sache für sich; was die Dogmen und die Lehre anbetraf, so wusste ich alles vollkommen. Auch war ich ohne Furcht, als der Tag des öffentlichen Examens kam. Es war mir eine heilige Pflicht, vor der Gemeinde Rechenschaft davon abzulegen, dass ich den Inhalt der christlichen Lehre kenne und es verdiene, aufgenommen zu werden. Die Kirche war gedrängt voll Menschen; ich gab meine Antworten mit fester

Stimme, und man sagte mir nachher, man habe mich in der fernsten Ecke der Kirche verstanden. Zu Haus freute man sich meines Erfolgs. Mir aber war das noch keine Befriedigung. Das Unendliche zu erfassen, die Offenbarung der ewigen Wahrheit zu erhalten, durch die göttliche Gnade in ein neues ideales Wesen, ohne Fehler und Flecken, verwandelt zu werden, das war es, was meine Seele wünschte, was ich in dieser letzten feierlichen Woche, welche der Confirmation vorausging, zu erlangen hoffte. Wenn ich mein Leben hätte als Opfer darbringen oder mich mit Wolken hätte umgeben können, welche mir den Anblick der wirklichen Welt entzogen hätten, ich hätte es gethan. Ich hätte mit einem Schritt die geheimnissvolle Brücke des Todes überschreiten mögen, um mich im Schoosse der abstrakten Vollkommenheit wiederzufinden.

Die Hauptceremonie sollte am Sonntag stattfinden. Den Freitag vorher hatten wir die letzte Stunde. Unser Lehrer war sehr gerührt; er sprach uns mit Thränen in den Augen von der Heiligkeit und Wichtigkeit des Actes, dem wir entgegen gingen. Dieser treffliche Mann, wenn er auch meinen Verstand nicht immer befriedigen konnte, wusste doch immer mein Herz zu rühren. Ich war so von Begeisterung ergriffen, dass ich mir die grossen Kämpfe und Opfer, die heroischen Thaten ersehnte, um die Tiefe meines Eifers zu bewähren.

Unser Lehrer verlangte eine geschriebene Beichte unserer Ueberzeugungen von uns. Ich schrieb die meinige mit so viel Aufrichtigkeit als möglich. Aber wie hätte ich ihm in diesem letzten Augenblick Alles sagen können? Wie hätte ich ihm entschleiern können, dass in der Tiefe meines Geistes eine Stimme gegen das Meiste, was er uns mit so viel Sorgfalt gelehrt hatte, protestirte und dass, trotz der Inbrunst und Aufrichtigkeit meiner Bestrebungen, ich vielleicht weiter davon entfernt war, ein ergebenes Mitglied der Kirche zu sein, als die Bauernkinder, deren Gleichgiltigkeit ihn betrübte? Dann aber lebte ich auch der Hoffnung, dass Gott sich mir in der entscheidenden Stunde offenbaren werde, dass er mir, wie dem Paulus, den siegenden Glauben geben werde, den ich noch nicht hatte.

Mein Lehrer war völlig befriedigt von dem, was ich geschrieben hatte.

Am Sonnabend gingen wir mit allen Mitgliedern unserer Familie zur Kirche, um der Vorbereitung für das Abendmahl beizuwohnen, an dem meine Schwester und ich zum ersten Mal, unmittelbar nach der Confirmation, Theil nehmen sollten. Mir war das der wichtigste, aber auch der geheimnissvollste Theil des ganzen Vorgangs. Ich hatte unaufhörlich die Fragen meines skeptischen Dämons auszuhalten, der mir die Erklärung des Wunders der Transsubstantiation abverlangte. Ich fühlte sehr wohl, dass ich nicht fragen dürfe — dass

das Wunder eben nur existire, so lange man nicht frage, sondern glaube.

Ich hörte der ermahnenden Vorbereitung mit tiefer Sammlung zu. Aber als der Prediger die Formel des Rituals las: »Wer unwürdig isset von diesem Brod oder trinket von diesem Wein, der isst und trinkt sich selbst zum Gericht« — da überfiel mich ein tödtlicher Schreck. Als er danach die Versammelten fragte, ob ein Jeder seine Sünden aufrichtig bereue und zum Tische des Herrn mit dem Wunsche gehe, losgekauft zu werden durch sein Blut, und als Alle fest mit: »Ja!« antworteten, war ich so bestürzt, dass mir das Wort auf den Lippen erstarb. Ich zitterte und litt Höllenpein. Wir verliessen die Kirche, mir schwamm Alles vor den Augen wie ein Traum. Meine Mutter und Schwestern waren ruhig und heiter. Die Unterhaltung am Abend war wie alle Tage; man sprach gar nicht von dem Vorgegangenen, noch von dem am folgenden Tag Bevorstehenden. Man schien gar nicht daran zu denken, dass man am Vorabend eines furchtbaren Gerichts stand, das für die Ewigkeit entscheiden konnte, während ich gebeugt, vernichtet war unter der furchtbaren Verantwortung, mit der man meine Seele beladen hatte. War ich würdig, von diesem Brod zu essen, von diesem Wein zu trinken? War ich so fest im Glauben, wie es die Kirche verlangte? Hundert Mal war ich auf dem Punkte zu rufen: Nein, nein, ich

bin nicht würdig; ich liebe die Welt, die Sonne, die Erde, die Blumen, die Vergnügungen, die Jugend, die Schönheit; ich habe Durst nach Glück! Ich kenne das Mysterium der Erwählten nicht; ich begreife nicht, warum in mir zwei Wesen sind, das eine gut, edel, zur Seligkeit fähig — das andere verloren und verurtheilt für ewig.

Aber die Furcht nicht verstanden, einfach für krank oder für toll gehalten zu werden, und den Frieden der Anderen zu stören, schloss mir den Mund. Ich ging in mein Zimmer, warf mich auf die Kniee und flehte zu Gott um Hülfe. Am folgenden Morgen erwachte ich ruhiger.

Wie es in Deutschland Sitte ist, dass bei der Confirmation die jungen Mädchen der besseren Stände zum ersten Mal ein schwarzseidenes Kleid anziehen, so geschah es auch bei uns, und dieser feierliche Anzug beruhigte mich und that mir gut. Unsere Jungfer gab sich besondere Mühe mit unserer Toilette, als wenn es sich um ein weltliches Fest handle, und schwätzte dabei mehr als gewöhnlich. Es widerstrebte mir, doch zog es mich unwillkürlich etwas von meinen Gedanken ab. Als die Stunde da war, sagte ich meiner Mutter mit tiefer Bewegung Lebewohl, indem ich sie bat, mir meine Fehler zu vergeben. Meine Schwester und ich mussten uns in das Haus des Predigers begeben, ehe wir zur Kirche gingen. Dort war Alles mit Blumen bestreut.

Unser Lehrer empfing uns in seinem priesterlichen Talare und redete so liebevoll und eindringlich zu uns, dass selbst die gleichgültigsten unter den Kindern Zeichen der Rührung gaben. Als die Glocken der nahen Kirche anfingen zu läuten, setzte sich unsere Procession in Marsch, unser Lehrer voran, wir alle ihm folgend, zu zwei und zwei. Der Weg vom Pfarrhaus zur Kirche war mit Blumen bestreut, die Kirche war damit geschmückt. Der Gesangverein der Stadt, in dem sich einige unserer besten Freundinnen befanden, grüsste uns mit einem schönen Gesang. Ich fühlte mir Flügel wachsen, ich betete zu Gott, dass er diese Stunde segnen möge für mein ganzes Leben. Die Predigt, von derselben Stimme vorgetragen, die mein Herz so oft gerührt hatte in der kleinen, grünen Stube, machte mich ruhig. Als der Prediger nach derselben uns unser Glaubensbekenntniss abfragte, sprach ich mein: »Ja!« mit fester Zuversicht. Dann kniete ich mit den Andern vor ihm nieder, um seinen Segen zu empfangen. Er legte uns die Hände auf das Haupt, nahm uns auf als Mitglieder der protestantischen Kirche und segnete einen Jeden mit einem besonderen Bibelspruche ein. Mir sagte er: »Sei getreu bis in den Tod, so will ich dir die Krone des Lebens geben.« Mein Herz wiederholte als feierliches Gelübde: Getreu bis in den Tod! Der Chor von oben grüsste die jungen Christen abermals mit einem Siegesgesang. Wir kehrten

nicht mehr auf die Confirmandenbänke, sondern zu unseren Eltern und Verwandten zurück, um zu erwarten bis die Kirche sich geleert haben würde von Allen, die am Abendmahl nicht Theil nehmen wollten.

Als nun der klagende Gesang vom »Lamm Gottes unschuldig« sich erhob, der durch die Kirche wie mit einem geheimnissvollen Schauer vor dem Mysterium, das sich nun offenbaren sollte, tönte, da kehrten mir Angst und Zweifel zurück. Die Stunde der Entscheidung war gekommen. Mein Herz schlug in heftigen Schlägen, die Stimme hätte mir versagt, um zu rufen: »Nein, nein, ich kann nicht, ich habe nicht den rechten Glauben!«

Unwillkürlich liess man meiner Mutter und meiner älteren Schwester den Vortritt, denn selbst in der Kirche verliert sich das Gefühl der socialen Unterschiede nicht. Meine jüngere Schwester und ich folgten. Ich näherte mich dem Altar mit niedergeschlagenen Augen, die äussere Welt war mir verschwunden. Ich erwartete das Mysterium des Kreuzes, des Lebens im Tode, im Glanze himmlischer Glorie vor mir zu sehen. — Ich empfing das Brod aus den Händen meines Lehrers und hörte die Worte: »Nehmet und esset, dies ist mein Leib, der für Euch gebrochen wird zur Vergebung der Sünden.« — Ich berührte mit meinen Lippen den Kelch, eine Stimme sagte mir: »Dies ist mein Blut, das vergossen wird zur Vergebung für Viele.« — Aber in meinem

Innern ging keine Wandlung vor, kein Mysterium wurde mir offenbar, kein Gott war da, mich in die Herrlichkeit des Himmels, in die Reihen der Erwählten einzuladen!

Ich war verworfen, verurtheilt für ewig! Wie ich nach Hause kam, wie ich das Elend dieses Tages überlebte, wie es mir gelang, mein tiefes Leiden den Augen meiner Familie zu entziehen — ich weiss es nicht. Ich weiss nur noch, dass die unschuldigen Augen meiner kleinen Nichten, die ich unendlich liebte, mir zu sagen schienen: »Was willst du verlorener Engel in unserm Paradies?«

Zehntes Kapitel.

Von Innen nach Aussen.

Das unmittelbare Resultat dieser furchtbaren geistigen Kämpfe war die absolute Erschöpfung und die Unfähigkeit, für den Augenblick wenigstens, noch weiter zu kämpfen. Auf diese Weise hatte ich eine Art von Frieden, den ich für eine späte Antwort auf meine Bitten hielt und ich fing wieder an etwas zu hoffen. Ich war nun ganz frei, über meine Zeit zu verfügen. Die Vermögensverhältnisse, in denen wir lebten, verpflichteten uns nicht, wie die meisten unserer Freundinnen, uns im Detail mit dem Haushalt zu beschäftigen. Ich widmete den grössten Theil meiner Zeit dem Lesen, der Malerei, der Musik; aber ein guter Theil davon gehörte auch den Spaziergängen und dem Aufenthalt im Freien, denn meine Liebe zur Natur hielt der Liebe zum Studium stets das Gleichgewicht. Ich durchstreifte die lieblichen Umgebungen der kleinen Residenz, bald mit den Meinen, bald allein, mit der glücklichen Freiheit, die, wenigstens damals noch, die jungen Mädchen in Deutschland, besonders in den kleinen

Städten genossen, da es unerhört gewesen wäre, dass ein junges bescheidenes Mädchen beleidigt würde, weil sie unbegleitet war. Meine Schwester fand es oft sonderbar, dass ich, wenn wir bereits unsern Morgenspaziergang gemacht hatten, mich von der leuchtenden Nachmittagssonne noch einmal unwiderstehlich in das Freie gelockt fand. Sie konnte es nicht wissen, dass ich die Natur nöthig hatte, um das Gleichgewicht in mir herzustellen; dass ich mir tausenderlei Trost schöpfte aus Sonnenstrahlen, grünen Wäldern, blühenden Wiesen, weiter Fernsicht von schwellenden Höhen. Ich hätte sogar noch viel mehr von dieser Arznei der Seele, zu der mein natürliches Verlangen mich führte, haben müssen. Ich hätte auf dem Lande leben, in Garten und Feld arbeiten, mich mit Naturwissenschaften beschäftigen müssen, um noch mehr des beruhigenden Einflusses, den die Natur auf mich übte, zu geniessen. Wie sehr müssten die Erzieher auf solche Instinkte, auf solche eingeborenen Bedürfnisse achten und sie zu befriedigen suchen! Wie viele Kräfte sparte man dadurch für die Zukunft!

Mein Verhältniss zu meiner jüngeren Schwester war ganz besonderer Art. Sie war nur ein Jahr jünger als ich, wir waren zusammen erzogen, ganz gleich behandelt bis in alle Einzelheiten hinein, wir hatten uns nie getrennt, die Freunde des Hauses nannten uns die »Unzertrennlichen«, wir liebten uns

zärtlich. Dennoch waren unsere Naturen sich ganz entgegengesetzt. In Allem, was ihr inneres Leben betraf, war sie von einer Zurückhaltung, die mir bitter weh that. Ich wusste nichts von dem, was in ihr vorging während der Ereignisse, die so grosse Revolutionen in meinem Leben machten. Zu der Zeit, von der ich spreche, thaten tausend Stimmen tausend Fragen in mir, auf der ganzen Leiter des Daseins. Ich bedurfte es, mein Herz in voller Freiheit zu öffnen und derselben Offenheit zu begegnen. Meine Schwester konnte im Gegentheil stundenlang ruhig mit mir wandern ohne zu sprechen; oder sie sprach von gleichgültigen Dingen. Das quälte mich sehr und ich flüchtete mich zu meiner Freundin. Da aber war es mir vorbehalten, zum ersten Mal eine Erfahrung zu machen, die sich in der Folge öfter wiederholt hat. Diese Freundin war die Veranlassung, dass man mich unbeständig in meinen Zuneigungen schalt, ein Vorwurf, den ich nicht verdiente. Ich will mich deshalb nicht rechtfertigen, nur einfach die Sache erzählen, wie sie zuging.

Die ganz besondere Stimmung, in der jener Freundschaftsbund geschlossen war, hatte nun schon einer Menge anderer Interessen Platz gemacht, ohne dass ich mir dessen noch recht bewusst war. Mein Erkennen war bereit, die Chrysalide zu verlassen, die es umsponnen hielt, und seine Flügel zu entfalten. Das Erkennen meiner Freundin blieb im Gegentheil

in jenem Uebergangsstadium zurück, vielleicht, weil sie nicht die Kraft hatte darüber hinaus zu gehn. Ihre sentimentale Zärtlichkeit fing an, mir beschwerlich zu werden. Sie blieb beim persönlichen Gefühl stehen. Ich hätte diese Neigung nur bewahren können, wenn ich den Gegenstand derselben mit mir zu neuen Phasen geistiger Entwicklung, zu grösserer Klarheit, zu kühneren Entdeckungen hätte fortreissen können.

In der Freundschaft und der Liebe ist es wohl wie in der Kunst. Es muss Geheimniss da sein. Das Kunstwerk, das uns nicht jedesmal, wenn wir uns darein versenken, neue Offenbarungen giebt, wird bald aufhören, uns anzuziehen. Das Wesen, dessen Seele uns nicht fortwährend neue Schätze erschliesst, wird uns gleichgültiger werden. Die wahre Liebe, die wahre Freundschaft sind unzertrennlich von der unablässigen Enthüllung neuen inneren Reichthums.

Ich konnte mich nicht bei Gefühlen aufhalten, wenn meine Intelligenz neue Aufschlüsse suchte. Ich sah es, dass ich die Zärtlichkeit meiner Freundin verwundete, sie liess mich ihre Gereiztheit, ihre Eifersucht sogar fühlen, wenn sie zu bemerken glaubte, dass ich mich mit anderen jungen Mädchen mehr unterhielt als mit ihr. Ich litt darunter, sie leiden zu machen, aber ich konnte dabei nichts ändern. Ich war noch weit davon entfernt, beruhigt zu sein in Beziehung auf

die dogmatischen Fragen. Ich konnte niemals vom Sakrament des Abendmahls reden hören, ohne jenes innere Grauen vom Tage der Confirmation wieder zu empfinden. Zum Glück beobachtete meine Familie die kirchlichen Ceremonien nicht sehr genau. Es war während langer Zeit garnicht die Rede davon, den heiligen Act zu wiederholen. Aber schon beschäftigten mich diese Fragen nicht mehr ausschliesslich. Ich hatte mich mit Leidenschaft dem Studium der Geschichte und der Literatur hingegeben. Die Schriften zweier Frauen übten damals einen grossen Einfluss auf mich aus, die Bücher Bettina's von Arnim und Rahel's. Der ernste, philosophische, keusche und grossartige Geist Rahel's war mir sympathischer und bewegte mich tief. Aber die poetischen, zauberischen Phantasien Bettina's versetzten mich in »Sommernachtsträume«. Sie trug dazu bei, das phantastische Element. das in mir war, zu entwickeln, welches ich, vom asketischen Geist des christlichen Dogma's getrieben, gewaltsam in mir hatte ersticken wollen.

Ich fand mich doch mehr denn je in einem sonderbaren Dualismus. Von der einen Seite war ich ein glückliches Wesen, mit vielfachen Kräften begabt, fähig, mir eine reiche Zukunft zu schaffen; von der anderen Seite, wenn der Zweifel und der asketische Geist wieder die Oberhand gewannen, klagte ich mich bitter eingebildeter Fehler an und verzweifelte an mir selbst.

Um diese Zeit las ich zum ersten Mal »Wahrheit und Dichtung.« Goethe erwähnt in seiner Jugend ähnlicher Kämpfe und sagt, dass er sie beendigt habe, indem er die speculative Richtung verliess und sich ganz von »innen nach aussen« wandte. In seinen Gesprächen mit Eckermann sagt er dasselbe: »Jedes tüchtige Streben wendet sich von innen heraus auf die Welt.« Diese wenigen Worte retteten mich. Was die Mysterien der Kirche nicht gekonnt hatten, das that der klare, plastische, hellenische Geist unseres grössten Dichters. Ich beschloss, zu thun, wie er: mich aus den Abgründen des Herzens, der unfruchtbaren Speculation, zur Betrachtung der Welt, zum Licht, das den Wissenschaften entströmt, zur nützlichen und praktischen Thätigkeit hinzuwenden.

Später verstand ich, welches die zwei poetischen Typen dieser verschiedenen Strömungen in der menschlichen Natur sind, die sich wohl, in höherem oder geringerem Grade, in jedem inhaltsvollen Leben finden: Goethe's Faust und Byron's Manfred.

Meine Gesundheit war fortwährend schwankend und ich verbrachte einen Theil dieser schönsten Jugendjahre in grossen Leiden. Der Gedanke eines frühzeitigen Todes war mir immer gegenwärtig und hatte nichts Erschreckendes für mich. Ich las ein Wort von Ninon de l'Enclos, die, im sechsehnten Jahr zum Sterben krank, den sie beweinenden Um-

stehenden sagte: »Warum weint ihr? Ich lasse ja lauter Sterbliche zurück.« — Dieses Wort gefiel mir und kam mir oft in die Erinnerung. Ich war sehr ruhig und sehr sanft geworden, erfreute mich eines grossen inneren Friedens und liebte den Frieden über Alles. Man hatte mir sogar in der Familie aus Scherz den Beinamen »die Versöhnung« gegeben, denn es war mir ein Bedürfniss, alle kleinen Familienzwistigkeiten zu schlichten und Alle, die mich umgaben, durch Liebe und Sanftmuth zu vereinen. Ich hatte einen wahren Kultus für das Familienleben. Zuweilen wenn ich, Arm in Arm mit meiner ältesten Schwester, dem Engel meiner Kindheit, im Zimmer auf und abging, genoss ich mit Entzücken die Empfindung der Schwesterliebe. Ich liebte meine kleinen Nichten ausserordentlich und widmete ihnen viel von meiner Zeit. Aber ich liebte auch die geselligen Freuden, ohne länger gegen diese Neigung anzukämpfen. Der Tanz besonders war mir eine wahre Freude. Wenn ich nicht leidend war, gab ich mich dem Vergnügen des Tanzes hin. Meine jüngere Schwester war sehr hübsch und wurde sehr gefeiert. Zuweilen beneidete ich sie ein wenig, aber im Ganzen freute ich mich, nicht schön zu sein, weil ich so der Gefahr der Eitelkeit entging. Es war keine Coquetterie in meiner Natur; meine Bescheidenheit im Anzug ging oft bis zur Uebertreibung und ich wurde öfter desshalb geneckt. Aber

ich fand es so verächtlich, körperliche Reize sichtbar werden zu lassen, um Bewunderung zu erzielen, dass ich noch lieber etwas lächerlich erschien. Ausserdem dachte ich auch, dass nichts tadelnswerther ist, als Gefühle zu wecken, die man nicht theilen will. Kurze Zeit nach unserm Eintritt in die Welt erzeigte mir ein gebildeter Mann, in einer sehr guten gesellschaftlichen Stellung, grosse Aufmerksamkeiten. Ich unterhielt mich gern mit ihm, er war einer meiner gewöhnlichen Tänzer, bis einige Bemerkungen dritter Personen, und sein eigenes Benehmen mich überzeugten, dass er ein ernsteres Gefühl für mich hege. Ich entfernte mich sogleich von ihm in sehr bestimmter Weise und wurde sogar kalt und stolz, als er nicht verstehen zu wollen schien. Ich zog diese Art zu handeln, obgleich sie so gegen meine Natur war, der Möglichkeit vor, Jemanden über mein Gefühl zu täuschen.

Der Gedanke an die Ehe lag mir überhaupt noch fern. Diese Vereinigung zweier Wesen erschien mir wie ein anderes heiliges Mysterium. Ich fühlte, dass ich noch nicht Seelenruhe genug besass, mich diesem Mysterium zuzuwenden, und dass das eine Offenbarung sei, welche die Zukunft mir vorbehielt, wenn ich gefunden haben würde, was die Wahrheit sei. Da ich nur die ideale, poetische Seite dieses Bundes kannte, so machte ich mir davon eine ganz erhabene, schöne Vorstellung. Ich betrachtete ihn als

die Vereinigung zweier Seelen in Allem, was sie Höchstes und Erhabenstes in sich tragen. Das fast kindische Gefühl für den jungen Mann, von dem ich früher gesprochen, war gestorben wie es gelebt hatte: im Schweigen; es hatte nur in der Einbildung existirt und nicht im Herzen. Ausserdem war ich völlig befriedigt in meinem Familienleben, wo ich mich so geliebt wusste und so süsse Pflichten zu erfüllen hatte. Ich fand mich zu jener Zeit mit meiner Mutter während mehrerer Monate allein, da meine jüngere Schwester bei meinem ältesten verheiratheten Bruder in Cassel zu Besuch war. Ich hatte sehr schwache Augen, und da ich ihnen viel Arbeit zumuthete, so musste ich ihnen auch viel Ruhe gönnen. Ich hörte alsdann mit herzlichem Interesse den Erzählungen zu, welche meine Mutter mir von ihrer Kindheit machte, und grub diese Erinnerungen meinem Gedächtniss ein. Sie waren nicht blos persönlich interessant, sie hatten auch ein allgemeines Interesse, denn sie charakterisirten eine Epoche und eine ganze Generation. Meine Mutter war in einer der alten aristokratischen Familien (der Familie von Riedeesel) erzogen, die zur Zeit des deutschen Reichs Niemand über sich erkannten als allein den Kaiser. Eine Würde des deutschen Reichs war erblich in der Familie. Sie übte fürstliche Rechte aus in dem Städtchen, welches zu dem Schloss ihrer Vorfahren gehörte. Die Mitglieder der Familie, die das Schloss be-

wohnten, als meine Mutter noch ein Kind war, konnte sich eines Stammbaums ohne Flecken rühmen. Alle hatten die vornehme Bildung und Eleganz der Aristokratie des vorigen Jahrhunderts. Es gab reizende Frauen darunter, die selbst am Hofe Marie Antoinettens bewundert worden waren. Sie umgaben ihr Leben im alten Schloss mit der Eleganz und dem Luxus, welche das ausschliessliche Privilegium der Aristokratie gewesen waren bis zu der Zeit, wo die Fanfaren der grossen französischen Revolution dieselbe vor das Tribunal der menschlichen Gerechtigkeit riefen, um sich zu verantworten für den Missbrauch, den sie von ihrer Stellung gemacht hatten. Diese Typen einer Welt, welche im Untergehen begriffen war, hatten sich im Geiste meiner Mutter mit den Bildern einer Welt, die im Werden war, vermischt. Die Truppen der französischen Republik, und später die des Kaiserreichs, waren mehr als einmal durch den kleinen Ort gezogen, und meine Mutter hatte auf den Knieen des Marschall Soult gesessen und mit den Knöpfen seiner Uniform gespielt. Soult war der aufgezwungene Gast der vornehmen Bewohner des Schlosses gewesen. Ungeachtet ihrer Abneigung gegen den Repräsentanten einer Ordnung der Dinge, die allen ihren Traditionen widersprach, hatten sie ihn mit der Höflichkeit empfangen, welche die Sitten ihrer Kaste ihnen selbst dem Feind gegenüber auf-

erlegten. Diese verschiedenen Eindrücke hatten dem Charakter meiner Mutter die zugleich aristokratische und liberale Richtung gegeben, welche sie ihr ganzes Leben hindurch behielt.

Als sie fünfzehn Jahre alt war, verbrachte sie den Winter in der Hauptstadt Cassel mit der alten Herrin des Schlosses, welche sie wie ihre Tochter erzogen hatte. Da sah sie an dem Fenster des Hauses, dem ihren gegenüber, einen jungen Mann, der oft nach ihr hinüber sah. Die Bekanntschaft machte sich durch Blicke, ohne dass je ein Wort gewechselt wurde. Im Frühling gingen die Damen in das alte Schloss auf das Land zurück. Den folgenden Winter kam man wieder in die Stadt in dasselbe Haus. Der junge Nachbar war noch da und schien mit Entzücken in dem schönen jungen Mädchen das liebliche Kind vom vergangenen Jahr wieder zu erkennen. Er liess sich vorstellen, und als der Frühling kam, trennte man sich nur, um sich dann auf immer zu vereinigen. Er war einundzwanzig Jahre alt, sie sechzehn. Die alte Schlossherrin blieb die Freundin des jungen Paares, und ich erinnere mich, dass wir als Kinder oft zu ihr gingen. Es war eine alte, kleine, magere Dame, in schwere, graue Seide gekleidet, mit Spitzen bedeckt, von Wohlgerüchen umgeben, von Kammerdienern und Jungfern bedient, die leise hin und her gingen. So oft wir sie besuchten, schenkte sie uns Zuckerwerk.

Indem ich den Erzählungen meiner Mutter zuhörte, dachte ich dasselbe, was George Sand später in ihren Memoiren gesagt hat, dass man in jeder Familie mit Sorgfalt die Ueberlieferungen der Vorfahren sammeln und eine Art von Hauschronik daraus machen sollte, die immer für die Nachkommen ein persönliches, oft sogar ein allgemeines Interesse enthalten würde. . . .

Das friedliche Leben, welches ich damals führte, sollte durch einen tiefen, wirklichen Schmerz gestört werden, der das Herz traf und nicht blos die Einbildung.

Meine älteste Schwester, die ich immer noch so zärtlich liebte, wurde schwer krank, nachdem sie ihrer vierten Tochter das Leben gegeben hatte. Während drei langer Monate verzehrte sie sich in schrecklichen Leiden. Ich verbrachte meine ganze Zeit an ihrem Bett oder mit ihren kleinen Töchtern. Alle meine Gedanken gingen darauf hin, ihre Leiden zu lindern, ihr Hülfe und Trost zu sein. Aber ich sah voll Verzweiflung, dass das Ende unabweisbar nahe. Da wendete ich mich wieder zu dem unsichtbaren Retter. Während der Nächte, die ich bei ihr verbrachte, rief ich Gott an, uns zu Hülfe zu kommen und sie uns zu erhalten. Aber ich fand ihn mir weiter und weiter entrückt, in ferne unbegrenzte Regionen. Er erschien mir nicht mehr wie früher als eine Individualität: er erfüllte das Universum, er war eins mit den strengen Ge-

setzen, welche die Welt regieren. Das Verhängniss, das über uns schwebte, zu ändern, war nicht in seiner Macht. Ich hörte eine Stimme, die, wie das Fatum der Alten, mir zurief: »Unterwirf dich!« Ich blieb stundenlang auf den Knieen liegen, das Gesicht in meine Hände verborgen, und beweinte den unersetzlichen Verlust. Wir mussten gehorchen. Anstatt des liebenden Vaters, den inbrünstiges Fehlen rührt, fand ich die eherne Nothwendigkeit.

Die Sterbende war seit mehreren Tagen des klaren Bewusstseins beraubt, in einem Halbschlummer, aber sie litt auch nicht mehr. Sie sprach von sanften Dingen und schien glückliche Bilder vor sich zu haben. Eines Abends kam ihr das Bewusstsein zurück, sie liess ihre kleinen Töchter kommen und nahm Abschied von ihnen mit herzerschütternder Zärtlichkeit. Aber sie war dabei heiter verklärt, als ob sie, der Ewigkeit gewiss, die zeitliche Trennung nicht fürchtete. In der Nacht sprach sie von Engeln, die ihr winkten, und lächelte ihnen selig zu. Die Krankenwärterin verbeugte sich ehrfurchtsvoll und flüsterte mir in's Ohr: »Man erwartet sie im Himmel, sie wird bald gehn!« Gegen Morgen zog ich mich einen Augenblick zurück, um zu ruhen. Man kam mich zu rufen. Es war Alles vorüber. Sie lag auf ihrem Bett, bleich, still für immer, mit einem himmlischen Lächeln auf den Lippen. Ich kniete an ihrem Bett nieder,

ich schaute durch meine Thränen auf dies theuere Antlitz, und eine Stimme in mir frug: »Werden wir uns je wiedersehen?« Mein Herz zog sich krampfhaft zusammen; aber die Liebe, die ich für sie gehabt hatte, rief mir zu: »Ja, du wirst sie wiedersehen!«

Meine jüngere Schwester war wenige Tage vor diesem Verlust wiedergekommen. Sie brachte neue Eindrücke und Erzählungen mit. Ich war im Gegentheil schwächer wie je, nach dieser Zeit der Leiden und Anstrengungen. Besonders waren meine Augen so angegriffen durch das Wachen und Weinen, dass ich einen Augenschirm tragen musste und nicht arbeiten durfte. Das war eine schwere Prüfung für eine thätige Natur wie die meine, um so schwerer, als wir, der Trauer wegen, auch ganz abgeschieden von der Welt lebten. Dennoch war es gerade zu dieser Zeit, wo das Schicksal mir eine der angenehmsten Episoden meiner Jugend zuschickte. Schon im vorhergehenden Winter hatten wir ein Freundschaftsband mit Personen, die ganz ausserhalb unseres Zirkels standen, geschlossen. Das Theater, von dem ich schon gesprochen habe, war nur während des Winters offen, und die Truppe spielte im Sommer an anderen Orten. Mein Schwager war Hofmarschall und zugleich Intendant des Theaters. Er hatte uns in dem Winter den neuen Musikdirektor zugeführt, welcher meiner Schwester und mir Clavierstunden geben sollte. Dies war ein junger

Rheinländer, eine liebenswürdige, heitere, begabte Natur, wie man sie leichter in jenen glücklichen Landstrichen, als im nördlichen Deutschland findet, wo die Menschen ernster und kälter sind. Er war ein ausgezeichneter Musiker und Direktor des Orchesters, so dass er, obgleich noch sehr jung, sich bald die Achtung seiner Untergebenen erworben hatte und Orchester, Concerte und Oper zu einer grossen Vortrefflichkeit erhob. Durch ihn wurde die Musik wirklich zum Mittelpunkt unseres Lebens. Er wohnte uns gerade gegenüber, zusammen mit einem jungen Schauspieler, der auch neu engagirt war, einem wunderschönen, ernsten, tiefgebildeten Menschen, der reizend zeichnete, dichtete und ein edler, zartfühlender Charakter war. Diese beiden jungen Leute kamen oft Abends zu uns. Wir studirten zusammen die Kompositionen der grossen Meister, dann schrieb ein Jeder von uns seine Gedanken über das analysirte Stück nieder, die Aufsätze wurden vorgelesen und die verschiedenen Meinungen diskutirt. Wir lasen auch die dramatischen Meisterwerke zusammen und besprachen die Auffassung der Rollen, welche der junge Mann darzustellen hatte. Dieser Umgang, so fern von der kleinlichen Flachheit der gewöhnlichen geselligen Beziehungen, wurde uns doch sehr verdacht von der sogenannten ersten Gesellschaft der kleinen Stadt. Die Klatschereien nahmen bald ihren Anfang. Wir bekümmerten uns

nicht darum, und als, nach dem Tode meiner Schwester, bei Beginn des Winters unsere Freunde wiederkamen, empfingen wir sie mit Freude. Wir lebten ganz zurückgezogen, wegen der Trauer und wegen meiner Gesundheit; wir hatten also ein doppeltes Recht, in unserer Häuslichkeit nur die aufzunehmen, deren Gegenwart uns wirklich ein Trost und eine Freude war.

Ich überliess mich dem Reiz dieses Umganges mit der ganzen Einfachheit eines freien Herzens. Geistige, ernste Beziehungen zwischen jungen Männern und jungen Mädchen, ohne Coquetterie, ohne Leidenschaft, mit der Offenheit guter, einfacher Naturen, sind mir immer als eine der schönsten Gaben des Lebens erschienen. Ich hatte keine Ahnung, dass ein Gefühl anderer Art sich in diese Intimität einschleichen könne. Dennoch fand es sich, dass unser Freund, der Musikdirektor, eine tiefere Neigung für mich gefasst hatte. Durch die Güte meiner Mutter ermuntert, hatte er den Muth, ihr davon zu sprechen. Diese, immer geneigt, das Talent und den Charakter den Vortheilen der gesellschaftlichen Stellung vorzuziehen, unternahm es, die Schwierigkeiten aus dem Weg zu räumen und die Zustimmung meines Vaters zu erbitten, wenn es meinen Wünschen entspräche. Sie machte mich auf einem einsamen Spaziergang mit den Wünschen unseres Freundes und ihrer Bereitwilligkeit zu helfen bekannt. Zu ihrem grossen Erstaunen

begegnete sie einem entschiedenen: Nein. Ich hatte noch dieselbe Abneigung gegen die Ehe wie früher und ich fuhr beinahe erschreckt zurück, als meine Mutter das Wort aussprach. Nicht dass es mich erschreckt hätte, in eine einfachere Stellung als die meine hinabzusteigen. Im Gegentheil, meine Phantasie hätte eher einen Reiz in dem »Wilhelm Meister-« Leben unseres Freundes gefunden. Aber ich fühlte, dass ich nicht reif war zur Ehe, ohne mir damals Rechenschaft ablegen zu können, warum dies Gefühl Recht habe. Ich hatte noch die Biegsamkeit und Empfänglichkeit derjenigen Naturen, die man als liebenswürdig zu bezeichnen gewohnt ist. Eine solche Natur, in die Form der Ehe gegossen, nimmt die Gestalt an, welche eine andere Individualität ihr giebt, und bleibt demnach ein abhängiges Geschöpf, das durch die Augen eines Andern sieht und nach dem Willen eines Andern handelt. Oder aber, wenn sie ihr eigenes Gesetz findet, zerbricht sie jene Form, fühlt sich unglücklich in den vorzeitig übernommenen Ketten oder zerreisst sie in schmerzlichen Kämpfen.

Neben dem unbestimmten Ahnen aber, dass mein Charakter noch nicht fest genug entwickelt sei, um einen so wichtigen Schritt zu thun, sah ich auch klar ein, dass die Sympathie, die ich fühlte und freimüthig zeigte, keineswegs Liebe war.

Ich hatte dieses Mal aber durchaus keine

Ursache, mich stolz zurückzuziehen, wie das erste Mal. Die Anfrage war in so zarter Weise gemacht worden, dass ich mich bestrebte, durch freie Güte das Leid zu versöhnen, von dem ich die unschuldige Ursache geworden war, und eine vorübergehende Liebe in dauernde Freundschaft zu verwandeln. Ich erlebte die Befriedigung, dies vollkommen gelingen zu sehen. Die einzige Erwähnung des Vorgefallenen, welche zwischen uns stattfand, war ein schönes Lied auf die Worte Goethe's: »Ihr verblühet, süsse Rosen, meine Liebe trug euch nicht« etc. von ihm componirt, welches er mir widmete.

Die sanfte Ruhe dieses Lebens wurde durch eine Erfahrung ganz besonders bittrer Art, auf die ich nicht gefasst war, unterbrochen. Einer meiner Brüder, der keine besonderen Fähigkeiten für irgend einen Beruf zeigte, war zum Militär gemacht worden. Es war dies ein leider sehr verbreiteter Irrthum, den auch mein theurer Vater da beging. Mein Bruder war schön, talentvoll, hatte angenehme Manieren und ein gutes Herz; aber er war leichtsinnig, schwach und oberflächlich. Ihn dem müssigen, unnützen Leben eines Offiziers in tiefem Frieden zu weihen, hiess beinah ihn unwiderruflich dem Verderben zuführen. Es war dies damals jedoch, wie schon gesagt, eine häufig vorkommende Thatsache, dass man junge Leute, die zu nichts Anderem taugten, in die Armee steckte. Dort eigneten sie sich einen Stolz an, der auf

einem falschen Princip beruhte, nämlich: dass der grösste Stolz eines Landes seine Armee sei. Sie bildeten sich ein, dass ihre Thätigkeit, die Soldaten zu dressiren und Maschinen aus ihnen zu machen, wichtig und nützlich sei. Sie verwilderten in der Unthätigkeit des Garnisonlebens in kleinen Städten, und ruinirten sich durch die Rivalitäten jeder Art, welche die Folge ihrer Stellung waren. Mein Bruder wurde ein trauriges Beispiel der Resultate eines solchen unnatürlichen und nutzlosen Lebens. Meine armen Eltern litten Unsägliches durch die Nachrichten, die von ihm kamen. Man that viel für seine Rettung, aber umsonst. Ich kannte niemals die ganze Ausdehnung seiner Schuld, aber sie musste gross sein, da mein Vater ihn endlich verstiess und seinen Namen nicht mehr hören wollte. Gezwungen, den Militärdienst zu verlassen, kam er plötzlich nach der Stadt wo wir lebten. Er kündigte sich durch einen Brief an, der seine Reue aussprach, und bat uns, ihn nicht zu verlassen. Dieser Brief wurde nun von dem Bruder, der immer bei uns lebte, da er im Dienst des kleinen Staates war, meiner Schwester und mir gelesen. Wir verbargen vorerst vor der Mutter dieses traurige Ereigniss und beschlossen, ihn insgeheim zu sehen, da wir einen Bruder nicht zurückweisen konnten, der als Flehender zu uns kam, auch wenn er durch seine eigene Schuld so weit gekommen war.

Es giebt Augenblicke im Leben, die ganze Tragödien enthalten, welche viel pathetischer sind, als irgend eine Einbildung sie erfinden könnte. So war der Augenblick, als meine Schwester und ich Abends in ein Zimmer zu ebner Erde traten und dort einen Mann vor uns stehen sahen, der uns unbekannt war und der wie ein Verbrecher zitterte. Dieser Mann war unser Bruder. Er hatte uns verlassen, als wir noch kleine Kinder waren und war uns daher völlig fremd; aber der Groll, den ich gegen ihn hegte wegen des Kummers, den er dem theuren Vater bereitet hatte, löste sich auf in ein tiefes, grenzenloses Mitleid, als ich ihn so vor mir stehen sah. Ich hätte mein Leben hingeben mögen, um ihn von dem Gefühl der Schande zu retten, die ihn erdrücken musste, vor seinen jüngeren Schwestern gleichsam wie vor seinen Richtern zu stehen. Um ihm die Bitterkeit der Stunde zu erleichtern, zeigte ich ihm die versöhnende Neigung einer Schwester. Nachdem wir unsere Mutter vorbereitet hatten, sah auch sie ihn, und es wurde beschlossen, ihn, zu einem letzten Versuch, eine Zeitlang bei uns zu behalten, wo er sich mit agronomischen Vorstudien beschäftigen sollte, um nachher bei einem tüchtigen Landwirth zu lernen.

Es giebt wohl kaum ein peinlich traurigeres Gefühl, als das, mit einem Wesen zu leben, das uns noch dazu durch die Bande des Bluts verwandt, und dessen Leben durch

schwere Fehler befleckt ist. Ich habe immer mehr gelitten, wenn ich ein Kind für einen begangenen Fehler demüthigen sah, als das Kind selbst, und in noch höherem Grade litt ich, wenn derselbe Fall mit Dienstboten eintrat, oft schon älteren Leuten und oft nur wegen Kleinigkeiten. Aber einen Menschen, meinesgleichen in Allem und obenein mein Bruder, durch seine eigene Schuld gedemüthigt vor mir zu sehen, das war eine der schmerzlichsten Prüfungen meines Lebens. Wenn ich die wahre Reue, die tiefe Trauer, die den Menschen neu geboren werden lässt, in ihm gesehen hätte, so hätte ich mich rückhaltslos der schwesterlichen Neigung hingegeben, die mich zu ihm zog. Aber ich glaubte nur zu sehr zu bemerken, dass er mehr durch die äusseren Umstände als durch sein Gewissen gedemüthigt war. Die Eitelkeit, die oft durch seine angenehmen und eleganten Manieren durchschien, stiess mich immer wieder ab. Dennoch arbeitete ich mit allem Eifer daran, in seinem Herzen die Liebe zur Tugend und zur ernsten Arbeit wieder zu erwecken.

Alles schien mich mehr und mehr an die häuslichen Pflichten zu fesseln, welche das Geschick mir auferlegt hatte. Ich verlangte nichts Anderes, als sie getreu erfüllen zu können. Meine Mutter, kaum von einer längeren nervösen Krankheit hergestellt, verletzte sich am Fuss, und wurde so auf Monate wieder an

das Lager gefesselt. Ich verliess sie nicht einen Augenblick, besuchte weder Gesellschaft noch Theater und widmete mich einzig der Pflege der Kranken. Wenn es möglich wäre, in der kindlichen Liebe zu r e c h n e n, so würde ich sagen, dass ich zu dieser Zeit der Mutter meine Schuld bezahlte.

Die bösen Neigungen meines Bruders nahmen doch wieder überhand. Er beging einen Excess, den wir der Mutter verheimlichten, der mich aber aufs Aeusserste gegen ihn empörte, so dass ich ihm in strengster Weise darüber sprach. Er wurde böse über meine Vorwürfe, anstatt zu erkennen, dass er sie verdiene. Ich fing an, an ihm zu verzweifeln. Er wurde auf das Land geschickt, unter die Aufsicht eines strengen Mannes, um praktische Landwirthschaft zu lernen.

Zur selben Zeit entschied der Arzt, dass meine Mutter den ganzen Sommer in einem der grössten Badeorte Mitteldeutschlands zubringen müsse. Vor unserer Abreise verbrachten wir noch manche frohe Stunde mit unseren Künstler-Freunden, die wir nicht wiedersehen sollten, denn sie hatten beide andere Engagements angenommen. Unser Abschied war still bewegt und freundschaftlich. Wir verdankten uns gegenseitig sehr viel und wir hatten uns keinen Vorwurf zu machen.

Da unsere Abwesenheit von längerer Dauer sein sollte, so nahmen wir Abschied von unseren Bekannten, u. A. von unserem

Religionslehrer, dem nunmehrigen Generalsuperintendenten Althaus und dessen Familie. Seit längerer Zeit waren unsere Beziehungen nicht mehr dieselben gewesen. Ich ging selten in die Kirche. Ich hatte längst bemerkt, dass das, was ich dort empfing, mich nicht mehr befriedigte. Ich suchte neue Gedanken und hörte dort nur die Vorschriften einer Moral, welche ich nirgends ausgeübt sah. Anstatt in die Kirche zu gehen, schrieb ich an jedem Sonntag Morgen für mich eine Betrachtung über einen Bibeltext. Ich wollte mich nicht von der Religion entfernen, aber ich fing an, ohne es bemerken, mir ein philosophisches System zu bilden. Eine gewisse Entfernung von Seiten meines Lehrers war die natürliche Folge. Er bedauerte es, seine eifrigste Schülerin die Praxis des Cultus verlassen zu sehen. Ich war noch nicht frei genug, ihm einzugestehen, welche Richtung meine Art zu denken nahm. Als ich ihm Lebewohl sagte, bemerkte ich die Kälte, die zwischen uns entstanden war. Dies war mir innig leid, und ich sandte ihm mein Buch mit den geschriebenen Meditationen zu, um ihm zu zeigen, dass ich nicht unthätig gewesen war. Er sandte es mit einigen höflichen, kalten Worten zurück. — Aber es gab für mich kein »Rückwärts« mehr. Das Wort Goethe's war wahr geworden an mir: »Von Innen nach Aussen.«

Elftes Kapitel.

Die grosse Welt.

Vor unserer Abreise schrieb ich meinem unglücklichen Bruder ein letztes Abschiedswort, in das ich meine ganze Seele legte. Ich schrieb mit der leidenschaftlichen Wärme des Mitleids, das um jeden Preis retten möchte und sich allmächtig glaubt. Doch auch dieses war umsonst. Das Uebel war zu mächtig geworden. Wir erhielten schlechte Nachrichten; ich fühlte mich ausser Stande noch mehr zu thun und beschloss, meine Kraft nicht mehr für eine hoffnungslose Sache zu verwenden. Mein Bruder ging nach Amerika, wo er einige Zeit nachher starb.

Wir sahen den Rhein wieder und die schönen Landstriche des südlichen Deutschlands. Wir sahen den Vater und besuchten mit ihm alle Freunde an verschiedenen Orten. Endlich liessen wir uns in dem für die Mutter bezeichneten Badeort nieder, der mit der Wirksamkeit seiner Heilquellen die Schönheit der Umgebungen und die Eleganz einer

Stadt verband. Da sollte ich endlich die sogenannte »grosse Welt«, die vornehme Gesellschaft kennen lernen, die dort aus allen Theilen der civilisirten Welt zusammenströmte. Seit längerer Zeit hatte ich den grossen Wunsch, mich dieser Gesellschaft zu nähern, von der ich mir ein sehr schönes Bild entworfen hatte. Es schien mir, als müsse die Berührung mit derselben meine Erziehung vollenden und mir die Freiheit des Geistes und des Benehmens geben, nach der ich seufzte. Die Gesellschaft unserer kleinen Residenz genügte mir nicht mehr. Ich hatte ein unbestimmtes Verlangen nach einer weiteren Sphäre. Einer sehr geistvollen Französin, die eine Zeitlang Erzieherin der Prinzessinnen gewesen war, hatte ich einmal von diesem Verlangen gesprochen. Sie kannte die Pariser »grosse Welt« und antwortete mir darauf: »Fragen Sie die Sonne, die Sterne, den Frühling, die Blumen um das, was Ihnen fehlt; die »grosse Welt« kann es Sie nicht lehren.«

Die Lehrer kannte ich sehr wohl! Sie waren die Vertrauten meiner geheimsten Gedanken; sie flüsterten mir Offenbarungen zu; ich hatte immer mit ihnen ein besonderes Leben geführt, von dem Niemand etwas wusste. Aber ich hatte noch etwas Anderes nöthig: ein weiteres Feld des Denkens, eine grössere Freiheit, und ich bildete mir ein, dass ich das in einer gebildeteren, verfeinerteren Gesellschaft,

die von wichtigen und vielseitigen Interessen bewegt sei, so wie ich mir die Gesellschaft grosser Städte dachte, finden würde.

Wir waren auch in kurzer Zeit von einer Menge neuer Bekanntschaften umgeben, von denen immer eine die andere nach sich zog. Glänzende Bälle wurden im Kursaal gegeben, in welchen das Spiel und das Vergnügen eine, äusserlich wenigstens, bei Weitem elegantere und feinere Gesellschaft zog als die, welche ich bisher gesehen hatte. In der Menge bildeten sich für uns auch ganz natürlich engere Beziehungen. Eine russische Gräfin mit ihrer Tochter wohnte mit uns in demselben Hotel und wir wurden bald mit ihr näher bekannt. Die Mutter war eine treffliche Frau, sanft und liebenswürdig. Die Tochter war erst vierzehn Jahr alt, ganz das Gegentheil der Mutter, ein wildes Kosackenmädel, voller Launen, keck und ohne Disciplin. Sie schloss sich uns rasch so sehr an, dass sie zu allen Tageszeiten, in jedem möglichen Anzug, aufgefordert oder nicht, bei uns eintrat. Oft erschien sie schon um sechs Uhr Morgens mit aufgelöstem Haar, im tiefsten Negligée, einen Teller mit Erdbeeren und frischer Milch in der Hand, um dies, ihr Frühstück, bei uns zu verzehren. Dann warf sie Alles durcheinander, seufzte über ihre Jugend, die ihr noch nicht erlaube auf Bälle zu gehen, und verwünschte alles Lernen. Doch hatte sie trotz dieser wenig angenehmen Manieren

etwas Originelles, Offenes und Grossmüthiges. Diese Eigenschaften und die Achtung und Freundschaft, die wir für die Mutter hatten, machten uns duldsam gegen die kleine Wilde. Bei dieser russischen Dame machten wir die Bekanntschaft eines ihrer Landsleute, eines russischen Diplomaten, eines Mannes von einigen dreissig Jahren mit einem edlen, interessanten Aeusseren. Er ging an Krücken infolge eines Rheumatismus, den er sich durch eine grossmüthige Handlung zugezogen hatte. Das Schiff, mit dem er von Petersburg nach Deutschland zu einer Vergnügungsreise kam, hatte angefangen zu brennen und er war in das Meer gesprungen, um zwei Personen das Leben zu retten. Die Gräfin, die ihn schon in Russland gekannt hatte, sprach von ihm mit Bewunderung. Ich fühlte mich vom ersten Augenblick an unter dem Zauber seiner geistvollen Unterhaltung und war sogleich überzeugt, dass ich das Vergnügen seiner Gesellschaft jedem andern Vergnügen vorziehn würde. Er nahm wegen seiner Gesundheit nie an den grossen öffentlichen Festlichkeiten Theil, aber er wohnte in demselben Hause wie wir, und so sahen wir ihn oft. Einmal nahm er doch auf unsere Bitten eine Einladung zu einem ländlichen Fest an, welches eine reiche Creolin, eine liebenswürdige Dame unserer Bekanntschaft, gab. Dieses Fest fand auf einem Hügel statt, von dem aus man weit hinaus ein reiches, blühendes Land übersah.

Die Gesellschaft bestand aus Personen der verschiedensten Nationalitäten. Ich setzte mich unter ein Zelt, welches unsere Wirthin hatte aufschlagen lassen, um in Ruhe mich an der schönen Aussicht zu erfreuen. Die Sonne breitete ihren Zauber über die reiche Landschaft. Um mich her ertönte fröhliches Geplauder in allen möglichen lebenden Sprachen. Alles athmete Jugend, Schönheit, Glück. Mein Blick haftete an einem leuchtenden Punkt am Horizont; ein neues unaussprechliches Gefühl erfüllte mein Herz und eine Thräne höchster innerer Verklärung trat in mein Auge.

Plötzlich, wie von einem magnetischen Zug bewegt, wandte ich meinen Blick zur Seite und sah zwei dunkle Augen, die forschend und theilnahmsvoll auf mir ruhten. Es war unser neuer Freund, der sich leise neben mich gesetzt hatte. Nun wurde es mir mit einem Mal klar, warum ich mich so glücklich gefühlt hatte: ich liebte! Rahel sagt: »Die Liebe ist Ueberzeugung!« Ich war überzeugt. Er erschien mir ein vollkommener Mensch. Nicht allein, dass er den Geist hatte, der sich nie erschöpft, und die Grazie des Geistes, die immer entzückt — er besass zugleich die Harmonie und Feinheit des Benehmens, welche der Reflex der schönen Seelen sind. Ich hatte das Ansehn eines Kindes, viel jünger als ich war, und ich empfand in seiner Gegenwart die unüberwindliche Schüchternheit, die so viele gute Stunden meines Lebens ver-

dorben hat. Aber dessen ungeachtet fühlte ich, dass auch er ein mehr als gewöhnliches Interesse an mir nahm und meine Nähe suchte. Da er nicht viel gehen konnte, schlug er oft kleine Ausflüge zu Esel in die reizende Umgegend vor, an denen meine Schwester, ich, die wilde, kleine Katharine und er die einzigen Theilnehmer waren. Wir durchstreiften so das schöne Land und machten Halt auf grünen Hügeln mit weiter Fernsicht, oder in blühenden Thälern mit allem Reiz der Einsamkeit geschmückt. Wir ruhten dann auf dem Rasen aus und er sprach zu uns über Geschichte, über Poesie, über seine Reisen. Ich hörte ihm mit meiner ganzen Seele zu und genoss in tiefen Zügen den für mich neuen Reiz eines solchen Gesprächs. Aber jene peinliche Schüchternheit hielt mich ab, frei zu sagen, was ich fühlte und dachte. Errieth er, was in dem Herzen des stummen jungen Mädchens an seiner Seite vorging, welche die unbefangene Keckheit der wilden jungen Russin beneidete, die von allerlei Unsinn schwatzte ohne Scheu? Ich weiss es nicht, aber er war sehr sanft und liebevoll mit mir. Unglücklicherweise kamen dann ältere Bekannte von ihm an, die ihn fast gänzlich in Beschlag nahmen, so dass ich ihn viel seltener sah.

Währenddem hatte sich die Zahl unserer Bekanntschaften immer noch vermehrt, und wir wurden in einen wahren Strudel von Fest-

lichkeiten hineingezogen. Unter diesen Bekanntschaften war eine andere russische vornehme Dame, eine Wittwe mit drei Kindern. Sie kam ihrer Gesundheit und des Vergnügens wegen her. Der Zufall wollte, dass auch sie in dem Hotel einkehrte, wo die russische Gräfin, unser Freund und wir wohnten. Unser Freund hatte sie schon in Petersburg gekannt, unsere Bekanntschaft mit ihr wurde durch ihn vermittelt, und bald hatten wir sie so oft bei uns, wie die wilde Tochter der Gräfin. Sie war einige dreissig Jahre alt und nicht schön, aber trotzdem war es noch immer die grosse Beschäftigung ihres Lebens: zu gefallen. Sie sagte selbst, indem sie von den Petersburger Damen sprach: »Wir werden erzogen, um zu gefallen.« Sie hatte ein gutes Herz und ein einnehmendes Wesen, deshalb musste man ihr gut sein, trotz allem, was man an ihr tadelte. Sie bezeugte meiner Mutter und uns Schwestern eine gleich grosse Zärtlichkeit, und bald kannten wir ihre ganzen Verhältnisse und ihren geheimen Kummer. Sie hatte eine Leidenschaft für einen jungen Polen, einen der Löwen der Badegesellschaft, einen Menschen von seltener Schönheit, aber einen völligen Taugenichts. Blasiert in allen Dingen, Spieler, eitel und oberflächlich, wusste dieser Mensch tolle Leidenschaften einzuflössen, die er während der Dauer des Romans ausbeutete. Dasjenige seiner Opfer, das am meisten zu beklagen war, war seine eigene Frau, denn er war verheirathet

und hatte einen kleinen Sohn. Die Frau war eine grosse Schönheit gewesen und hatte ihm, der politisch compromittirt war, die grossmüthigsten Opfer gebracht. Jetzt war sie von Sorgen vor der Zeit verblüht. Ihr grosses Vermögen hatte er durchgebracht und sie waren oft in äusserster Armuth. Er verrieth sie unaufhörlich, aber sein Herz war nicht bei seiner Untreue betheiligt, denn er liebte Niemand; er misshandelte seine Frau und rächte an ihr seine Verluste beim Spiel; ja er liess seine üble Laune dann sogar an seinem Kinde aus. Dies arme, kleine, kränkliche Wesen konnte man auch nur mit tiefem Mitleid betrachten. Trotzdem liebte seine Frau ihn mit einer so leidenschaftlichen Hingebung, dass sie stets noch Entschuldigungen für ihn fand, nur von seinen Blicken lebte und von Glück strahlte, wenn er ihr einmal vor den Augen einer Rivalin einige Aufmerksamkeiten erwies. War das bewunderungswürdig oder abscheulich? Mein Gefühl neigte zu der letzteren Entscheidung, und mein Mitleid war immer mit einem geheimen Zorn gemischt, wenn ich sie Abends, in den Salons des Kurhauses, in einem alten, verblichenen Putz, der ihre Armuth nur noch sichtbarer machte, mit Augen, roth vom Weinen, den Mann verfolgen sah, der sie öffentlich beleidigte, indem er anderen Frauen den Hof machte. Die Prinzess (eben jene Wittwe) war ihm, wahrscheinlich wegen ihres Vermögens

als eine wünschenswerthe Eroberung erschienen. Es gelang ihm in kurzer Zeit, ihr eine heftige Leidenschaft einzuflössen. Die beiden Frauen, Rivalinnen in diesem Drama, kamen nun sehr oft, Trost und Rath bei meiner Mutter zu holen, und so ward ich zum ersten Mal Zeugin einer dieser traurigen Komödien, deren Theater die sogenannte »grosse Welt« ist. Eines Abends waren wir in einem Wagen mit der Prinzess zu einem Ball im Kursaal gefahren. Der Pole quälte diese den ganzen Abend mit Anfällen geheuchelter Eifersucht. Er machte ihr Scenen, die Jedermann auffallen mussten. Dies war auch sein Zweck; er wollte sie compromittiren, um sie zu beherrschen. Die Prinzess schwankte zwischen ihrer Leidenschaft und der Furcht vor dem allgemeinen Tadel. Endlich, bis zum Aeussersten gequält und gemartert, entschloss sie sich zu gehen. Wir versprachen mit ihr zu fahren und den Rest des Abends mit ihr zuzubringen. Kaum hatten wir uns entfernt, als der Wagen angehalten und der Schlag aufgerissen wurde; der Pole sprang auf den Wagentritt, umfasste die Kniee der Prinzessin und schwur mit den leidenschaftlichsten Ausdrücken, dass er diese Stellung nicht eher verändern würde, bis der Friede zwischen ihnen geschlossen sei und sie ihr Unrecht gegen ihn gut gemacht haben würde. Die Prinzessin schrie laut auf vor Furcht. Ich war ausser mir vor Empörung und befahl dem

Kutscher im Galopp von dannen zu fahren. Der Pole musste herabspringen und konnte uns nicht folgen. Die Prinzessin war in Verzweiflung. Zu Hause angelangt, verliess ich sie ohne Lebewohl, und erklärte, dass keine Macht der Erde mich wieder dazu bringen werde, mit ihr auszugehen.

Die Geschichte verbreitete sich natürlich. Unser russischer Freund kam zu uns, um nach den Einzelheiten zu fragen. Er verachtete den Polen und lächelte voll Güte über meine Empörung. Dann ging er, um der Prinzessin ernste Vorstellungen zu machen, denn sie hatte eine grosse Achtung für ihn. Ich ging während mehrerer Tage nicht zu ihr, dann aber kam sie und bat in so herzlicher Weise, zu einer kleinen Gesellschaft zu ihr zu kommen, von welcher der Pole ausgeschlossen war, dass wir es ihr nicht abschlagen konnten. Dieses Abenteuer vollendete meine Enttäuschung über die Vorzüge der »grossen Welt.« — «Das ist also die Gesellschaft, von der ich mir so viel Vortheile für meine geistige Entwicklung versprochen hatte?» dachte ich. Ich flüchtete mich dann desto öfter wieder zu meiner ernsten russischen Freundin, der Mutter der kleinen Wilden, wo ich sicher war, eine Unterhaltung voller Reiz zu finden, und wo ich zuweilen dem begegnete, der mir allein das Ideal verwirklichte, welches ich mir von der vornehmen Gesellschaft gemacht hatte.

Er verliess uns, um eine Reise von mehreren

Wochen im südlichen Deutschland zu machen, und zu versuchen, ob seine Kräfte wieder hergestellt seien und er seine Kur als beendigt ansehen könne. Nach seiner Abreise verlor die Gesellschaft den letzten Reiz für mich, die Bälle langweilten mich. Ich hatte nur einen sehnsüchtigen Wunsch: den, ihn noch einmal zu sehen. Eines Tages wurde dieser Wunsch so mächtig, dass ich ein heisses Gebet zu Gott sandte, ihn noch einmal sehen zu dürfen. Das Gebet war eigentlich die einzige religiöse Praxis, die mir noch geblieben war, und auch dazu flüchtete ich mich nur unter dem Eindruck einer starken inneren Bewegung. Durch ein sonderbares Zusammentreffen kehrte er an demselben Tag in das Haus zurück, in dieselben Zimmer über den unseren, die er schon früher inne gehabt hatte. Ich erfuhr es nicht, aber als wir am Abend unter den Orangenbäumen vor dem Kursal mit anderen Bekannten sassen, erschien er plötzlich, kam auf uns zu und setzte sich neben mich. Man fragte ihn über seine Reise und ob er jetzt in sein früheres Logis zurückgekehrt sei. Er bejahte das Letztere und setze leise, nur mir vernehmlich, hinzu: »Wenn ich da nicht hätte sein können, wäre ich gar nicht zurückgekommen.«

Einige Wochen nachher schied er für immer, um einen neuen Gesandtschaftsposten in fernem Lande anzutreten. Am Abend vor seiner Abreise waren wir im Salon der

Prinzessin zusammen. Er blieb den ganzen Abend neben mir sitzen, und zum ersten Mal fühlte ich mich ganz frei mit ihm. Im Angesicht der Gefahr habe ich immer den Muth gefunden; so war auch hier, im Augenblick der Trennung, meine gewöhnliche Zurückhaltung verschwunden. Diese letzten Augenblicke mussten mein sein, und sie waren es vollständig. Wir verliessen den Salon der Prinzessin zusammen. An unserer Thür nahm er einen herzlichen Abschied von meiner Mutter und Schwester, darauf reichte er mir die Hand, hielt sie einen Augenblick und sah mich mit einem Blick voll tiefer Empfindung an; dann ging er, ohne mir ein Wort zu sagen.

Ich schlief die ganze Nacht nicht. Vor Tagesanbruch hörte ich seinen Schritt über uns und hörte ihn die Treppe hinunterkommen. Ich glitt leise aus dem Bett, um Mutter und Schwester nicht zu wecken, hüllte mich in einen Mantel und eilte an das Fenster des Wohnzimmers. Ich sah ihn durch den Hof gehen dem Thor zu, wo der Wagen ihn erwartete. Plötzlich wandte er den Kopf um und sah nach unseren Fenstern. Ich zog mich mit Blitzesschnelle zurück. Als ich wieder hinaus sah, war er verschwunden. Warum hatte er zurückgesehen? Ja, er wusste es, dass er ein tiefes Weh hinter sich liess.

Nach seiner Abreise sprach mir die russische Gräfin, seine und meine Freundin, von ihm

mit einer unendlichen Bewunderung und Achtung. Sie fügte wie absichtlich hinzu, dass er nicht in einer Lage sei, die ihm gestatte, sich zu verheirathen, ausser mit einer reichen Frau, dass er aber ein zu grosser Ehrenmann sei, um eine Frau nur des Geldes wegen zu heirathen. Nach einigen Tagen sah ich einen Brief meines Vaters an meine Mutter offen auf dem Tisch liegen. Da meine Mutter sie mir meist zu lesen gab, so nahm ich auch diesen auf und las gerade eine Stelle, die sich auf mich bezog. Mein Vater schrieb: »So hat das arme Kind ihn auch kennen lernen, den grossen Schmerz — möge Gott sie trösten!«

Meine Mutter hatte mich also errathen und hatte meinem Vater darüber geschrieben. Gegen mich jedoch schwieg sie, weil auch ich schwieg. Niemals wurde der Name des Geschiedenen mehr zwischen uns genannt. Ich wusste meiner Mutter Dank für diese Zartheit. Man kann an solche Geheimnisse des Herzens kaum rühren, ohne sie zu vulgarisiren, ohne ihnen die Poesie zu nehmen, die ihnen auch im Schmerz noch eine tröstende Kraft giebt. Dieser Sommernachtstraum ist rein und unverletzt in meiner Erinnerung geblieben, und die sanfte Rührung, die von solchen Erinnerungen ausströmt und das Herz noch am Rand des Grabes seltsam leise bewegt, scheint wie das Pfand von etwas Unsterblichem, welches den Zerstörungen der Zeit widersteht.

Zwölftes Kapitel.

Die Kunst.

Den folgenden Winter blieben wir mit meinem Vater vereint in Frankfurt am Main. Wir führten ein stilles Leben, denn mein Vater hatte sich ganz von der grösseren Geselligkeit zurückgezogen und lehnte alle Einladungen ab, ausser bei zwei oder drei Familien, die alte Bekannte waren. Dieses Leben genügte mir nicht. In unserer Häuslichkeit waren nicht genug Pflichten zu erfüllen, um alle meine Kräfte in Anspruch zu nehmen. Mein Vater beschäftigte sich während des Tags für sich; Abends las er uns angenehme und gute Sachen vor, aber nichts, was mir die Seele bewegt und ihre neue Horizonte geöffnet hätte. Die »heilige Unruhe« bemächtigte sich meiner wieder; ich suchte ein hohes Ziel, den Weg des Ideals, der Vollendung. Die Religion hatte mir das Räthsel nicht gelöst; die »grosse Welt«, wo ich die wahren Höhen der Bildung und der Existenz zu finden

gehofft hatte, hatte mir nur kleinliche Eitelkeit und Verderben gezeigt. Ich suchte nun in anderer Richtung.

Die Malerei war immer zur Ausübung meine liebste Kunst gewesen, weil ich entschiedenes Talent dazu hatte. Musik war ein Bedürfniss meiner Seele; ich hatte von frühester Kindheit an in meinem elterlichen Hause die trefflichste Musik gehört, ich trank sie ein in vollen Zügen, wie man Lebensluft trinkt; aber ich hörte sie noch lieber, gab mich ihr ganz hin, als wenn ich sie selbst ausführte, denn ich hatte wenig Geschick in den Händen und musste ermüdende und langwierige Studien machen, um etwas so ausführen zu können, wie es meiner Seele vorschwebte. Das Zeichnen hingegen gelang mir in überraschender Weise, und noch ehe ich eigentlichen Unterricht darin erhalten hatte, war das meine liebste Beschäftigung gewesen. Während langer Zeit war mir die altdeutsche christliche Kunst, so wie ich sie in verschiedenen deutschen Städten gesehen hatte, als der Gipfel des Erhabenen erschienen. Ich beneidete das Leben der Corporationen des Mittelalters, die solche Werke wie den Dom zu Köln und den Strassburger Münster, oder wie die seelenvollen Bilder der alten deutschen Meister, hervorgebracht haben, und deren Bescheidenheit so gross war, dass ihre Namen vergessen sind, während ihre Seele fortlebt in den verklärten Köpfen der heiligen Jung-

frauen, in den Gestalten der frommen Glaubenshelden und der göttlichen Kinder.

Zu der Zeit, von der ich jetzt spreche, sah ich in der Stadt, wo wir den Winter zubrachten, die Bilder eines deutschen Landschaftsmalers, Carl Morgenstern, der lange Jahre in Italien gelebt hatte, und die südliche Natur mit der Seele eines Dichters malte, wie es Claude Lorrain gethan. So wie dieser copirte er nicht nur die Natur, sondern er schuf sie neu in ihren idealsten Formen, in der unsäglichen Harmonie der Schönheit, mit der sie auf das Gemüth des Menschen wirkt. Als ich diese Bilder sah, ging eine grosse Revolution in mir vor. Ich begriff zum ersten Mal, dass das Licht, die Farbe, die Form, durch sich selbst, durch ihre Vereinigung, durch ihre Harmonie uns die Idee der Schönheit geben und uns das unendliche Glück fühlen machen können, das von ihnen ausgeht.

Ich hatte von da nur noch einen Wunsch, nämlich die Schülerin des Malers zu werden, dessen Bilder mir einen so tiefen Eindruck gemacht hatten und mein Leben der Kunst zu weihen, die mir nun als der Weg zur sittlichen Vollendung erschien.

Aber wie war dieser Wunsch zu verwirklichen? Der grosse Meister nahm keine Schüler an, und meine Eltern würden die Sache für unmöglich gehalten haben. Ich war dessen ungeachtet entschieden, Alles zu versuchen, um mein Ziel zu erreichen. Wir

hatten einen alten Freund, einen höchst originellen Menschen, den wir alle sehr liebten, wegen seiner Güte und seines Unglücks. Seine Geschichte schien ein Roman. Von vornehmer Geburt und seltener Schönheit, hatte er als Offizier in der Fremdenlegion in englischen Diensten mehrere Jahre in Neapel zugebracht. Er hatte sich dort mit einer sehr schönen und vornehmen Italienerin verheiratet, deren Familienname in den Analen der neapolitanischen Geschichte nur zu berühmt ist. Als er mit der Legion nach England zurückberufen wurde, weigerte sich seine Frau, ihm mit ihren drei Kindern zu folgen. Die Priester hatten sie dazu gebracht, ihren Gatten bekehren zu wollen und ihn für die katholische, absolutistische Partei zu gewinnen. Als sie die Unbeugsamkeit seines ehrlichen, offenen Charakters sahen, hatten sie die Frau ihren Pflichten untreu gemacht. Der Mann bemühte sich, sie durch Vernunft und Liebe zurückzuführen, aber als der Tag der Abreise für ihn kam, war sie mit den Kindern verschwunden. Durch seine Pflicht gebunden, musste er Neapel verlassen, ohne dass es ihm möglich gewesen wäre, ihren Aufenthalt zu ermitteln. Nach langem vergeblichen Suchen und Nachforschungen aller Art, auch von Seiten seiner Freunde, fand er endlich ihre Spur. Sie waren in einem Kloster in Sicilien verborgen. Die Frau, durch die Priester fanatisirt, verweigerte es, zu dem Ketzer zurückzukehren. Es gelang ihm nicht,

seine Kinder den Händen der Priester zu entziehen, welche von oben herab beschützt wurden und die Kinder für ihre Zwecke erzogen. Natürlich wurde ihnen der Hass gegen ihren edlen Vater gepredigt, er aber liebte sie immerfort, trotzdem er nie von ihnen und seinem Unglück sprach. Seit lange ausser Diensten, lebte er ganz einsam, das Leben eines Weisen. Nur eine Leidenschaft beherrschte ihn noch: ein tiefer, furchtbarer Hass gegen die katholischen Priester, welche er die Feinde der Menschheit nannte.

Er war uns Allen ein treuer, trefflicher Freund. Ihm vertraute ich meinen Wunsch an, Stunden bei jenem Maler zu bekommen. Er versprach mir, die Unternehmung zu wagen, ging in das Atelier des Künstlers, besah dessen Bilder, und sprach über Italien mit ihm in italienischer Sprache, deren er Meister war. Als er die Gunst des Künstlers durch seine anziehende Unterhaltung erworben hatte, sagte er ihm plötzlich auf deutsch, dass er gekommen sei, ihn um Stunden für eine junge Freundin zu bitten. Er wusste meine Sache so gut zu führen, dass der Künstler, durch die Originalität des Verfahrens belustigt, versprach zu kommen und zu sehen, ob mein Talent ihm werth genug scheine, seine Zeit daran zu wenden. Er kam wirklich, versprach mir Stunden zu geben, nachdem er meine Zeichnungen gesehen und verlangte, dass ich sogleich anfange in Oel zu malen.

Ich war ausser mir vor Glück. Aber um das nöthige Material zur Oelmalerei zu kaufen, bedurfte es sofort grosser Ausgaben. Ich wollte meinen Vater nicht darum bitten, da er mir, obgleich widerstrebend, die an sich theueren Stunden schon gewährt hatte. Ich verkaufte also heimlich eine schöne goldene Kette und einige andere Schmucksachen, die ich besass, und fühlte eine innige Befriedigung, dass ich an das edle Ziel gelangen konnte durch ein Opfer, welches ich selbst brachte, ohne Anderen eins aufzuerlegen.

So fing ich denn an zu malen, und gewiss haben selbst die grössten Künstler niemals ein grösseres Glück empfinden können, als das war, welches ich fühlte, indem ich mich, unter der Leitung eines grossen Meisters, der Beschäftigung hingab, die mir endlich den wahren Weg zum Ideal zeigen sollte.

Ich malte den ganzen Tag und wenn ich Abends meine Staffelei bei Seite setzte, fühlte ich, dass ich besser geworden war. Kein verwerflicher Gedanke, keine kleinliche Nebenbeschäftigung fanden Platz in meiner Seele. Durch die Vervollkommnung der Technik bis zur Darstellung des Geheimnisses der Schönheit durchzudringen, war das Ziel meines Lebens geworden. Ich lebte in einer besonderen Welt, die mir die allein wahre erschien. Ich vernachlässigte jedoch meine übrigen Pflichten nicht, und ich war vielleicht noch sanfter und gefälliger gegen die, welche

mich umgaben, weil ich mich innerlich befriedigt fühlte. Aber sie erriethen, dass mein Gedanke, mein eigentliches Sein, wo anders waren, und obschon es gewiss nicht mein Wille war. sie zu kränken, so waren sie doch ein wenig gereizt. Man fing von Seiten der Bekannten an, mich zu necken, denn man konnte nicht glauben, dass eine so tiefe Concentration in dem Herzen eines jungen Mädchens eine andere Ursache haben könne als eine persönliche Neigung. Man erzählte mir, dass ich von vielen jungen Damen beneidet würde, welche Stunden von dem berühmten Künstler zu haben gewünscht, aber es nicht erreicht hätten. Alles das berührte mich kaum: mein Lehrer war mir theuer als solcher, nichts weiter. Ein zartes, stilles Andenken lebte noch im Grund meines Herzens, und es wäre mir nicht möglich gewesen, so schnell zu einem andern Gefühl überzugehn. Ich war zu tief hingenommen von meinem Studium, um nicht gänzlich abwesend zu sein bei Gesprächen, die nur an die alltäglichen Ereignisse anknüpften, als wenn die der Hauptzweck des Lebens wären. Während diese gewöhnlichen Gegenstände der Unterhaltung besprochen wurden, sass ich an meiner Staffelei und copirte Bilder meines Lehrers, in welchen ein tiefblauer Himmel sich in einem noch blauerem Meere, das von malerischen Felsen, von Palmen und Oelbäumen eingeschlossen war, spiegelte. Leichte Barken glitten auf dem stillen Wasser-

spiegel, und man musste unwillkürlich denken, dass die Fischer, welche sie führten, einen fortwährenden Hymnus an die Schönheit und das Glück singen müssten. Während ich dies Alles malte, begriff ich immer mehr, dass die christliche Asketik Unrecht hat — dass die Sinne nicht die Feinde des Geistes, sondern vielmehr seine Instrumente sind.

Dreizehntes Kapitel.

Der junge Apostel.

Im Frühling sollten wir zurückgehen in unsere kleine Residenz im Norden. Es war mir ein herzzerreissender Schmerz, für den ich keine Worte hatte, den Stunden entsagen zu müssen, die mir so viel Glück gaben; es schien, als wenn ich dem Heil meiner Seele entsagen müsste. Ausserdem bot mir auch die Stadt, in der wir jetzt lebten, trotz unseres zurückgezogenen Lebens eine Menge geistiger Hülfsquellen, nach denen ich immer mehr Verlangen trug. Unsere kleine Residenz, die ich sonst so geliebt hatte, erschien mir jetzt mit ihren engen gesellschaftlichen Beziehungen wie ein Exil. Dennoch musste es geschieden sein. Der einzige Trost, den ich zu finden wusste, war, meinen Lehrer zu bitten, einen künstlerischen Briefwechsel mit mir zu unterhalten, was er auch versprach, da er mein Scheiden auch herzlich beklagte. Meine erste Sorge, nach der Rückkehr in unsere nunmehrige kleine Heimath, war die Einrichtung

eines Ateliers für mich, in welchem ich, allein und versunken in die Kunst, Stunden des Glücks und des angestrengten Studiums verbrachte. Ich ging auch aus, um nach der Natur zu zeichnen; aber die Landschaft, die ich vor Augen hatte, gefiel mir nicht mehr, seit ich mich an den unaussprechlichen Reiz der südlichen Natur, die ich aus den Bildern meines Meisters kannte, gewöhnt hatte. Ausnahmen hiervon waren jedoch die Bäume und die Waldpartien, mit ihrem geheimnissvollen Halbdunkel und den Sonnenstreifen, welche durch das Laub fielen und auf dem Moosboden spielten. Diese sind die wahre Poesie der Landschaft im nördlichen Deutschland, und das war es vielleicht, weshalb die Völker dieser Gegenden in ihrem Kindesalter die Wälder und Bäume zu Heiligthümern stempelten und ihren Wodan im heiligen Eichenhain verehrten. Aber für die eigentliche Landschaft erschien mir nur das Grün nicht malerisch. Blau, Violett, Gelb, Rot geben jene Farbentöne, die im Süden dem Auge wohlgefallen. Vielleicht kommt es daher, dass auch der hohe Norden, wo die nackten Felsen, der Schnee und das tiefblaue Meer vorherrschen, malerischer ist, als die gesegneten Länder der Mitte, wo das Grün überwiegt.

Ausserdem war ich aber auch noch in der kleinen Stadt zu sehr der Hülfsmittel zur Entwicklung beraubt, denn es war da nicht allein keine Gallerie, sondern nicht einmal ein

gutes Bild, keine Künstler und kaum einige wenige Personen, die wussten, was Malerei ist. Meine ewig suchende Natur griff wieder nach anderen Auswegen. Die alten religiösen Fragen erwachten in neuer Weise. Ich fürchtete die Kritik nicht mehr; ich ging nur äusserst selten noch in die Kirche, weil ich keine neuen Gedanken, keine wirkliche Erleuchtung dort fand. Eines Tages sagte man mir, dass der älteste Sohn meines Religionslehrers, der sich gerade während der Universitätsferien zu Haus befände, am folgenden Sonntag in der Kirche predigen würde, da er Theolog sei wie sein Vater. Ich ging zur Kirche, um zu sehen, was aus dem blassen, stillen Knaben, den ich einst im Zimmer seiner Mutter hatte arbeiten sehn, geworden sei. Nach dem Gesang der Gemeinde, welcher der Predigt vorausgeht, stieg ein junger Mann, in schwarzem Talare, auf die Kanzel, beugte das Haupt und verblieb einige Minuten in stillem Gebet. Ich hatte Zeit ihn anzusehn. Er war gross wie sein Vater, aber sein Kopf hatte einen Typus, der in jenen Gegenden, wo er geboren war, nicht häufig ist. Sein Gesicht war bleich mit scharf geschnittenen, edlen Zügen, wie man sie bei den südlichen Rassen findet. Lange und dichte schwarze Haare fielen ihm bis auf die Schultern; seine Stirn war die der Denker, der Märtyrer. Als er zu sprechen begann, wurde ich sympathisch berührt dnrch den Klang seiner tiefen, sonoren

und doch angenehmen Stimme. Bald aber vergass ich alles Andere über den Inhalt seiner Predigt. Das war nicht mehr die sentimentale Moral, noch die steife kalte Unbestimmtheit der protestantischen Orthodoxie, wie beim Vater. Das war ein jugendlicher Bergstrom, der daherbrauste voller Poesie und neuer belebender Gedanken. Das war die reine Flamme einer ganz idealen Seele, gepaart mit der Stärke einer mächtigen Intelligenz, die der schärfsten Kritik fähig war. Das war ein junger Herder, welcher, indem er das Evangelium predigte, die höchsten philosophischen Ideen zur Geschichte der Menschheit entwickelte. Ich war auf des Tiefste und Glücklichste bewegt. Nach Hause zurückgekehrt, erzählte ich meiner Mutter von dem Gehörten und sagte ihr mit Enthusiasmus: »Wenn dieser junge Mann hier bleibt, so wird dies kleine Land eine grosse Zukunft haben.«

Einige Tage nachher ging meine Mutter Abends zur Ressource: ich ging nicht mit. Mein früherer Lehrer hatte ihr seinen Sohn vorgestellt, und sie kam ebenso enthusiasmirt zurück, wie ich aus der Kirche gekommen war. »Er ist das Ideal eines jungen Mannes,« sagte sie. Ich bedauerte, nicht dort gewesen zu sein und doch wünschte ich beinah nicht, meinem jungen Apostel auf neutralem Wege zu begegnen. Er hatte in meiner Phantasie schon Platz genommen als der inspirirte Prophet einer neuen Wahrheit. Ich sah ihn in dem

Jahr auch nicht wieder, denn er kehrte auf die Universität zurück.

Ich aber fühlte, dass ich das blos contemplative Leben verlassen müsse, um zur That zu kommen. Die heiligen Freuden, die ich beim Malen genoss, schienen mir zu egoistisch, wenn ich nicht zugleich mich des Leidens erbarme, das ich überall um mich sah; wenn das Mitleid, welches mir die wahre Essenz des Christenthums zu sein schien, sich nicht in Thaten verwirkliche. Ich beschloss zu versuchen, einen Verein der Arbeit für Arme zu gründen. Ich sprach darüber mit den jungen Damen meiner Bekanntschaft. Man zuckte die Achseln, man zweifelte am Erfolg, aber es gelang mir, eine kleine Anzahl zu vereinigen, und wir fingen mit einer ganz einfachen Organisation an. Man vereinigte sich einmal wöchentlich in den Häusern der Betheiligten, und man legte jedesmal einen so kleinen Betrag in die Vereinskasse, dass es Niemand lästig fiel. Diese Beiträge dienten dazu, das Material zur Arbeit zu kaufen; sie wurden durch freiwillige Gaben noch erhöht. An den Vereinstagen arbeitete man so das ganze Jahr hindurch Kleidungsstücke für die Armen und vertheilte sie am Weihnachtsabend. Von Kindheit auf hatte ich diesen Tag der intimsten häuslichen Freude, so wie er so schön in Deutschland gefeiert wird, als einen Tag angesehen, an dem man suchen sollte, auch die Armen

zu erfreuen. Das kleine Unternehmen gelang immer besser. Bald wollten alle jungen Mädchen der Gesellschaft aufgenommen sein. Die Menge der Arbeit, die man mit so bescheidenen Mitteln anfertigte, war wirklich nicht unbedeutend. Unter den jungen Mädchen, welche der Gesellschaft beitraten, waren auch die zwei Schwestern des jungen Apostels. Ich kannte die Aeltere; sie war schön und gut, aber sie hatte mich nie sehr interessirt. Die Zweite trat nur eben erst in den Kreis der Erwachsenen ein. Sie war viel jünger wie ich, und ich hatte sie nur als ein Kind gekannt. Jetzt, durch die unerklärliche Anziehungskraft, welche über die Geschicke der Menschen entscheidet, zu einander hingezogen, näherten wir uns einander von Anfang an, und bald entstand zwischen uns, zum Erstaunen der ganzen Gesellschaft, eine wirkliche Herzensfreundschaft. Man liebte meine junge Freundin dort nicht so wie ihre Schwester, welche ein allgemein gefälliges Wesen hatte. Man fand die jüngere affectirt und extravagant, weil sie, mit siebzehn Jahren, die ernsten Gespräche dem frivolen Geschwätz vorzog, und sich nur dann frei hingab, wenn sie durch das Interesse am Gespräch hingerissen wurde. Dagegen blieb sie verlegen, stumm, linkisch in den gewöhnlichen geselligen Beziehungen. Ich verstand sie darin nur zu wohl, und ich sah mit Entzücken ihre reiche Natur vor mir sich in manigfaltigster Weise offenbaren. In kurzer

Zeit war ich mit ihr viel intimer wie mit den Andern. Sie sprach mir oft von ihrem Bruder, den sie leidenschaftlich liebte; er war ihr Alles, ihre Liebe für ihn war ein wahrer Cultus. Ich hörte ihr mit tiefem Antheil zu, und das Bild des jungen Apostels wurde mir dadurch noch theurer. Man erwartete ihn in der Familie im Frühjahr bei seiner Rückkehr von der Universität. Die Schwester bebte vor Wonne, wenn sie daran dachte, denn er sollte lange bleiben, um sein Examen als Candidat der Theologie zu machen.

Ich erwartete ihn auch mit Freude; ich wusste, dass er mir neues Licht mitbringen würde, und ausserdem war er der angebetete Bruder von der, die jetzt in meinem Herzen herrschte.

Als er endlich angekommen war, erhielten meine Schwester und ich eine Einladung von seinen Schwestern, den Abend da zuzubringen. Kaum waren wir dort angelangt, als die Thür sich öffnete und der Bruder eintrat. Er setzte sich neben mich, und das Gespräch wurde sofort sehr belebt. Es war sonderbar, wie unsere Ansichten in allen wichtigsten Punkten zusammentrafen. Wir sahen uns mit Erstaunen an, denn es schien, als ob das Wort des Einen immer aus den Gedanken des Andern komme. Als wir gingen, blieb er in der Mitte des Zimmers stehen und sah mich wie im Traume an, als ich ihm Lebewohl sagte.

Einige Tage darauf wurden, auf meine Bitte, seine Schwestern und er zu uns gebeten. Ich war auch da schon wieder unter dem Einfluss jenes innern Zwanges, der mir so viele Stunden meines Lebens verdorben hat — dieser sonderbaren Unmöglichkeit, frei mein Herz zu öffnen, wo es sich am liebsten frei gegeben hätte. Doch hatte ich zuletzt noch einen Augenblick lang allein mit ihm ein Gespräch, dessen Gegenstand die zweite Schwester war, die er nur die »Kleine« nannte. Die Liebe, die wir Beide für sie hatten, machte mich beredt. Indem ich meiner Liebe für sie Ausdruck gab, fühlte ich, dass der Bruder fortan der Dritte sein würde in diesem Bunde, welcher bereits einen Theil meines Lebens ausmachte.

Meine Mutter und Schwestern beschlossen zum Abendmahl zu gehen. Es war dies nur zwei oder drei Mal der Fall gewesen seit jenem Tag der Qual, und ich war immer noch nicht ruhig in diesem Punkt. Dieses Mal beschloss ich zu einer Lösung zu kommen. Ich wandte mich an meinen früheren Lehrer, dem ich mich wieder genähert hatte durch die Freundschaft seiner jüngeren Tochter. Ich schrieb ihm einen Brief, in welchem ich ihm ohne Rückhalt meine Zweifel und Bedenken auseinander setzte. Ich bekannte, dass ich das Geheimniss der Gnade nie dabei erfahren hätte, und dass ich schliesslich beinahe zu der Ansicht gekommen sei, dass diese Cere-

monie wohl nur als ein Symbol der grossen Brüdergemeinschaft angesehen werden müsse, zu welcher Christus die Menschen führen wollte und für deren Verwirklichung er den Tod am Kreuze starb. Ich bat ihm, mir eine Stunde zu bestimmen, in welcher wir diesen Gegenstand mündlich besprechen könnten. Er bewilligte mir dieselbe und war liebenswürdig wie immer, machte mir keinen Vorwurf über das, was ich ihm bekannte, gab mir aber auch keine positive Ansicht über den Gegenstand. Ich fing an zu vermuthen, dass er selbst keine habe. Endlich wendete er das Gespräch auf andere Dinge und erzählte mir u. A., dass sein Sohn beinahe immer zu Hause sei, weil ihn die Gesellschaft seiner früheren Schulkameraden, die ihr halbes Leben auf der Ressource, bei Billard und Karten verbrächten, zu sehr langweile.

»Er hat vollkommen Recht,« sagte ich.

»Vielleicht ja,« erwiderte der Vater; »aber auf diese Weise wird er bald genug isolirt sein. Sie werden ihn hassen, weil er besser sein will, wie sie.«

»Nun, in diesem Fall ist es besser, allein und gehasst zu sein.«

Einige Tage nachher kam meine Mutter mit einem Brief in der Hand und sagte; »Bereite dich vor auf ein grosses Glück.« Der Brief kam von meinem Vater und kündigte mir an, dass meine Schwägerin, die Frau meines ältesten Bruders, den Winter ihrer Gesundheit

wegen im Süden zubringen müsse und da mein Bruder sie nicht begleiten könne, mich zur Gesellschaft wünsche. Mein Vater hatte es bewilligt. Ich liebte diese Schwägerin leidenschaftlich, und obgleich sie und mein Bruder meist fern von uns lebten, so war doch auch ich ihr besonders werth. Sie wollte den Winter in der Provence zubringen und dann durch das nördliche Italien zurückkehren. Nach dem Süden gehen, nach Italien! Seit meiner Kindheit war Italien das Land meiner Träume, das Land der Wunder, zu welchem meine Wünsche in ihrem kühnsten Fluge hineilten. Ich war noch ganz klein, als ein theurer Hausfreund, ein geistvoller Künstler, der lange in Italien gelebt hatte, die Wunder jenes Landes in Bild und Wort in unserem Hause gleichsam lebendig machte; meine Phantasie war davon erfüllt. Zugleich kannte ich den Namen Goethe durch meine Mutter als den des allerverehrungswürdigsten Menschen unter Allen, die lebten. Da hatte sich denn in meiner kindlichen Phantasie ein Traumbild entsponnen, das mehrere Jahre meiner Kindheit durch fortlebte, ohne dass ich es jemals Jemand mitgetheilt hätte. Ich dachte mir, irgend ein gütiges Verhängniss müsse es so fügen, dass ich eine Reise nach Italien machen, über Weimar zurückkehren und zu den Füssen Goethe's sitzen könne, von dem ich mir dachte, er müsse aussehen wie Einer der Weisen aus dem Morgenland. Als ich hörte, dass Goethe ge-

storben sei, ging es mir wie ein bittrer Schmerz durch das Herz; ich konnte es lange nicht überwinden, dass auch so ein Grosser sterblich und dass die Verwirklichung meines Traumes nun unmöglich sei. Jetzt sollte der kindliche Traum zur Hälfte doch Wahrheit werden. Meine Seele sollte ihre Flügel entfalten und ihren Flug in das unbekannte Land der Sehnsucht nehmen, das mir wie mein wahres Vaterland erschien. Es schien zu schön, um wahr zu sein und es war doch so. Ich war still, wie immer in den ergreifendsten Augenblicken meines Lebens. Aber es war mir, als ob das Ideal, nach dem mein Leben eine beständige Wallfahrt war, mich dort erwarte, in jener Ferne, und mir eine Krone über meinem Haupt in den Wolken zeige.

Das einzig Peinliche dabei war mir, dieses Glück meiner Schwester zu verkünden, der treuen Gefährtin meines bisherigen Lebens, mit der ich bis dahin Alles, Gutes und Böses, getheilt hatte. Sie empfing die Nachricht jedoch mit der liebenswürdigsten Hingebung und mit stiller Resignation, wie es in ihrer Natur lag, und half mir mit der gütigsten Bereitwilligkeit die Vorbereitungen zur Reise machen. Während der Beschäftigung damit fühlte ich auch, neben dem grossen Glück, ein tiefes Bedauern zu gehen. Ich sah es wieder in besonderer Weise bei dieser Gelegenheit, wie sehr ich in unserer Familie und in unserem ganzen Kreise geliebt wurde. Meine Reise

erregte allgemeine Sympathie. Zwei Tage vor meiner Abreise verbrachten die »Kleine« und ihr Bruder den Abend bei uns. Sie freuten sich für mich, aber sie bedauerten auch mein Scheiden und hätten mit mir ziehen mögen.

Der Moment des Scheidens kam endlich. Ich musste sehr früh am Morgen mit dem Postwagen abfahren, denn Eisenbahnen gab es damals in jenen Gegenden noch nicht. Meine Mutter schlief, ich wollte sie nicht wecken, um ihr die Erregung des Abschieds zu ersparen, denn sie entliess mich doch mit schwerem Herzen für so lange und so weit; eine Reise nach Italien war damals noch ein bedenkliches Unternehmen. Ich nahm einen stummen Abschied, unter heissen Segenswünschen, vor ihrem Bett und begab mich zur Post, begleitet von meiner treuen Schwester. Dort fanden wir die »Kleine« und ihren Bruder. Ich umarmte die Kleine noch einmal, gab dem Bruder noch einmal die Hand. Er gab mir einen Blumenstrauss, an den ein Brief angebunden war, der anstatt der Adresse diese Worte Tasso's enthielt: »I suoi pensieri in lui dormir non ponno.« Ich stieg in den Wagen, hielt den Strauss und den Brief in meiner Hand, und fühlte mich wie gesegnet von einer guten Gottheit. Nach einigen Stunden hielt der Postwagen in einem kleinen Ort, wo die Reisenden zu Mittag assen. Ich ging statt dessen in den Garten des Posthofs

und öffnete meinen Brief. Es waren Verse: ein Abschiedssonett und ein längeres Gedicht, welches er nach einem unserer letzten Gespräche und einem darauf folgenden Spaziergang und prächtigen Sonnenuntergang gedichtet hatte. Es war eine Vision, die vor seinem Geist die strengen Denker des Nordens hatte vorüberziehen lassen, deren Sehnen, aus ihren schweren Kämpfen heraus, sie immer nach dem Süden, dem Symbol der Harmonie und der vollendeten Schönheit, gezogen habe, ganz besonders in Deutschland, wo diese Sehnsucht sich in jeder tiefen, strebenden Natur wiederhole. Auf ihrem Zuge dorthin redete er zunächst die Alpen an, deren Spitzen im Sonnenschein glühten:

„Ihr Alpen seid gegrüsst, ihr ew'gen Mauern,
Die uns'rer Erde Paradies beschützen;
Ihr Niegeseh'nen füllt mit heil'gen Schauern
Ein Herz, das Schnee und Wolken möchte fragen
Und Antwort lesen möcht' in Sturm und Blitzen."

Am Ende sprach er davon, wie auch die besten Sterne seines eignen Lebens ihm den Weg nach Süden gezeigt hätten, selbst der letzte, der, kaum aufgegangen, schon weiter ziehe, um dort unten zu leuchten.

„Doch flüstert sie mir zu: Ich ziehe gern.
Ja du hast Recht, den Winter lass' dem Norden,
Mich lass mit Wort und That den Süd verdienen."

Das Meer von stillem Glück, das in mir zurückblieb, als ich gelesen hatte, lässt sich nicht mit Worten beschreiben. Es war der Friede inmitten der Erregung, die Freude

ohne Flecken, ohne heftigen Wunsch — ein Frühlingsmorgen, wo Alles Duft ist und Harmonie und Hoffnung auf den Sommer, der folgen soll.

In der Stadt angekommen, wo ich und eine Dame, mit der ich reiste, die Nacht zubringen sollten, schrieb ich ihm eine Antwort auch in Versen, welche ich seiner Schwester zuschickte, um sie ihm zu übergeben.

Vierzehntes Kapitel.

Der Süden.

Als ich bei meiner Schwägerin angekommen war, machten wir uns auf nach dem Süden. Die Reisegesellschaft bestand aus meiner Schwägerin, ihren zwei schönen, klugen Knaben, deren Erzieher, mir selbst, der Kammerjungfer und dem Diener. Ein grosser Reisewagen, mit allen Bequemlichkeiten ausgestattet, nahm uns auf; wir waren darin wie zu Haus, unsere eigenen Herren, und konnten anhalten, wo es uns beliebte. Sicher war dies die angenehmste Art zu reisen. Welche Vortheile auch die Eisenbahn bieten mag — um die Reise durch ein schönes Land wahrhaft zu geniessen, muss man sie so machen: im eignen Wagen und als sein eigener Herr: nicht gepeitscht von den Furien der Dampfmaschinen, der Conducteure, dem ewigen Heraus und Herein ganz fremder, oft sehr antipathischer Menschen. Die heiterste Laune herrschte in unserer kleinen Ambulanz. Die Knaben erheiterten uns durch

Laper

ihr fröhliches Geplauder, ihre Lieder, ihre geistvollen Fragen und klugen Beobachtungen, die Dienstboten durch ihr naives Erstaunen über all das Neue, das sie zu sehen bekamen. Der Erzieher sogar trug nicht wenig zur Heiterkeit bei. Er war ein sonderbares Geschöpf, ein echt deutsches Original. Arm von Haus aus, war er in einem Seminar erzogen worden; dann hatte er es möglich gemacht durch Entbehrungen und strenge Arbeit an einer Universität Theologie zu studiren. Es giebt nichts Traurigeres als die armen Studenten der Theologie in Deutschland, die, wenn sie ihre Studien vollendet haben, oft acht bis zehn Jahre warten müssen, bis sie eine Pfarrstelle bekommen, welche ihnen kaum das nöthige Brod giebt. Unser Candidat wartete auch bereits seit zehn Jahren vergebens. Er hatte sich mittlerweile als Erzieher fortgeholfen, und da er eine vielseitige Bildung und einen untadelhaften Charakter besass, so hatte meine Schwägerin ihn als Lehrer für ihre Knaben angenommen. Aber neben seinen guten Eigenschaften hatte er etwas unglaublich Linkisches in seinem Benehmen, das um so lächerlicher hervortrat, als ein gutes Theil Eitelkeit ihn sehr empfindlich machte, besonders auf seinem schwachen Punkt, der Idee: ein Dichter zu sein. Er schrieb nämlich fortwährend Verse, nicht blos für seine eigene Befriedigung, sondern mit Ansprüchen an den Ruhm des Parnass. Doch war es eine wahre Qual, ihn

sie vorlesen zu hören, da man sich des Lachens dabei kaum erwehren konnte.

In Bern sah ich zuerst die Hochalpen. Ich neigte mich vor der Majestät dieser herrlichen Erd-Riesen und fühlte mich immer freier und freudiger, je grösser und gewaltiger die Natur um mich wurde. Die Schrecken und dunklen Visionen, die mich sonst umgeben hatten, waren verschwunden. Das Einzige, was mich quälte, war, dass ich nicht immer auf meine Weise geniessen konnte. Man musste gewissen Formalitäten huldigen, z. B. eine bestimmte unendlich lange Zeit an der table d'hôte verbringen, während draussen ein herrlicher Sonnenuntergang eine entzückende Landschaft verklärte, oder man noch Zeit gehabt hätte eine schöne Gallerie oder sonstige Sehenswürdigkeit zu betrachten. Ich hätte oft bei einem Gegenstand, der mich anzog, lange verweilen und ihn ganz in mich aufnehmen mögen, aber der Erzieher, der beständig die Uhr in der einen und sein Reisehandbuch in der andern Hand hatte, liess mir keine Ruhe. Kaum waren wir vor einem sehenswerthen Gegenstand angelangt, so sah er auf die Uhr, schrie bestürzt: »Ach mein Gott, wir haben keine Minute zu verlieren!« und eilte mit kleinen Schritten rasch vorwärts zu einem andern im Buche angedeuteten Ort.

Nachdem wir die Schweiz durchreist und die prächtige Rhonefahrt gemacht hatten,

langten wir in Hyères in der Provence an, wo wir den Winter zubringen sollten.

Hyères war damals eine kleine, hässliche Stadt, vom Meer noch eine ziemliche Strecke entfernt. Diese mit Orangengärten bedeckte Strecke verläuft nach einer Seite hin in eine sandige Fläche, in die das Meer nur langsam eindringt und gleichsam wie in Sümpfen stehen bleibt. Es war von dieser Seite, dass ich, da wir die Wege noch nicht kannten, mich dem Meere zuerst näherte. Natürlich machte es mir den traurigsten Eindruck. Ich hatte mich oft in meinen Träumen nach dem Anblick des Meeres gesehnt, es mir als das Sinnbild alles Erhabenen, Unendlichen, Majestätischen gedacht. Jetzt erschien es mir kleinlich und hässlich. — Wir waren im Monat November; das Wetter war unfreundlich; die Landschaft erschien nicht zu ihrem Vortheil; nichts darin traf die Einbildungskraft so mächtig, wie es die Alpen der Schweiz gethan hatten. Im Gasthof war es kalt und unangenehm. Der Mangel an Comfort in den Häusern, die Steinböden ohne Teppiche, die Kamine, die ich zum ersten Mal sah, mit ihren kleinen Bündeln von Rebenholz zum Brennen, der abscheuliche Mistral, der die ersten Tage ununterbrochen wehte — Alles das war entmuthigend und versprach nicht viel.

Der Erzieher, welcher sich mit allen möglichen Mitteln versehen hatte, Alles zu sehen und kennen zu lernen, hatte die Vorsicht ge-

habt, sich auch Empfehlungsbriefe für einige Notabilitäten der Stadt zu verschaffen. Ohne meine Schwägerin zu benachrichtigen, hatte er dieselben gleich am ersten Tag unserer Ankunft abgegeben, und so kam es, dass am nächsten Tag zwei Damen bei uns erschienen, um uns willkommen zu heissen und ihre Dienste anzubieten. Ungeachtet ihrer Zuvorkommenheit machten sie doch einen unangenehmen Eindruck auf meine Schwägerin. Sie waren vollkommene Typen der Bourgeoisie aus der Provinz; auf eine lächerliche Art angezogen, geschwätzig und neugierig im höchsten Grad, fragten sie uns in indiskreter Weise aus, als wollten sie sagen: Wir haben eine Menge guter Freundinnen, denen müssen wir es erzählen. Indem sie daneben aber auch fortwährend ihre guten Dienste anboten, musste man vermuthen, dass sie die Absicht hätten recht oft wiederzukommen. Meine Schwägerin, die sehr zurückhaltend war mit neuen Bekannten, war äusserst unzufrieden über diese Invasion und machte dem Erzieher Vorwürfe, welche dieser höchst übel nahm. So fing unser eigentlicher Aufenthalt im Süden nicht heiter an und ich empfand ein tiefes Heimweh, eine verzehrende Sehnsucht nach unserem friedlichen, häuslichen Leben, nach den Freunden und all der Liebe, die mich zu Hause umgab. Während mehrerer Wochen verzehrte mich dieses schreckliche Leiden wie ein heimliches Fieber, und ich dachte, dass

die Liebe der wahre Süden für das Herz ist.

Nach und nach jedoch verschwand das peinigende Weh, und der Süden fing an sich mir zu offenbaren. Wir hatten ein bequemes Logis auf dem sogenannten Palmenplatz gemiethet, von wo man eine herrliche Aussicht auf die Ebene mit den Orangenhainen, die sie begrenzenden Hügel, das Meer und die Inseln von Hyères hatte. Das Meer erschien mir nun in einem anderen Lichte wie zuerst. Ich sah seine tiefblauen Wellen sich an malerischen Felsenriffen, die mit üppigem Pflanzenwuchs, mit blühenden Myrthen, mit strauchhoher Erike bedeckt sind, brechen. Ich streifte über die Hügel, mit Seepinien bewachsen, deren schlanke Zweige mit den langen Nadeln wie Aeolsharfen im Winde rauschen, und zwischen denen sich plötzlich Freiblicke mit herrlicher Aussicht öffnen. Zuweilen wanderte ich landeinwärts über Hügel und durch entzückende Thäler, wo die immergrünen Eichen, durch Schlingpflanzen graciös verbunden, ein grünes Dach über dem Blumenteppich der Erde bilden. Oder ich ruhte aus an klaren Bergströmen, die dem Meere zueilen und kleine Inseln umschliessen, auf denen rothe und weisse Oleanderbüsche wild blühen; wahre Paradiese, in denen ein Friede und eine Stille herrschen, als ob der Mensch mit seinen wilden Leidenschaften nie die Harmonie der Schöpfung gestört hätte.

Jetzt endlich erschien mir der Süden so, wie ich ihn mir geträumt hatte. Was die Bilder meines Lehrers begonnen hatten, vollendete sich mir nun im Anblick dieser Natur. Ich nahm endlich völlig die Idee der reinen Schönheit an, die für sich selbst da ist und sich durch die vollendete Form ausdrückt, so wie der griechische Genius sie begriff, im Gegensatz zu der transcendentalen Idee des Mittelalters, die ich früher allein verehrt hatte. Indem ich fortwährend nach der Natur zeichnete, diese sanften Schönheitslinien, diese zarten Abstufungen des Lichts und der Farbe studirte, verstand ich, wie hier Alles das »Mass« predigt — dieses Wort, welches eigentlich die Definition aller geistigen und physischen Schönheit enthält. Ich sah im Geiste den Olymp sich bevölkern mit Wesen von einer heiterernsten Schöne, ewige Typen, so wie die Phantasie eines Phidias, eines Praxiteles sie hingestellt hat. Ich sah jene wunderbaren Tempel sich erheben, die den Stein selbst zu vergeistigen scheinen und durch ihre Harmonie die Harmonie der Landschaft vollenden, und ich fühlte mich überzeugt, dass der Geist nicht dem Stoff widerstreitet, sondern dass er ihn beseelt und verklärt.

Ausserdem knüpfte ich auch angenehme Beziehungen an. Unser unermüdlicher Erzieher fand einen deutschen Musiker aus, der in Hyères seiner Gesundheit wegen lebte, wirkliche musikalische Begabung hatte und schöne

Lieder componirte. Der kam nun oft des Abends zu uns und begleitete mich zum Gesang. Meine Schwägerin liebte die Musik zu sehr, um diesen Besucher nicht gern zu sehen. Diese Abende wurden mir eine Quelle grosser Befriedigung, denn der Gesang war mir stets die innerlichste künstlerische Freude gewesen. Das einzig Unangenehme hierbei war, dass der arme Künstler sich aus Dankbarkeit verpflichtet glaubte, zu den Texten seiner Lieder die Verse unseres Pädagogen-Dichters zu nehmen, dessen Muse unter dem Einfluss des südlichen Himmels erschreckend fruchtbar war. Der Dichter war überglücklich sich in Musik gesetzt zu sehen, und es war unglaublich komisch, seine Haltung zu beobachten, wenn er den schönen Weisen des Musikers, die seine schlechten Verse illustrirten, lauschte. Halb verschämt und doch stolz, lehnte er gegen den Kamin, die Hände über dem Leib gefaltet, die Augen niedergeschlagen und auf den Lippen ein befriedigtes Lächeln. Armer Dichter! Wenn er gewusst hätte, wie ich zwischen der Lust zu lachen und dem Zorn über seine Anmassung schwankte.

Aber sein erobernder Geist hielt noch nicht an. Er hatte sich bei der Frau des Maire, welche eine Deutsche war, vorstellen lassen und hatte ihr den Gedanken eingegeben, jeden Sonntag in ihrem Haus einen protestantischen Gottesdienst für Einheimische und Fremde einzurichten, bei welchem er predigen

und der Musiker den Gesang leiten sollte. Die Frau des Maire war eine strenge Protestantin und entzückt, diesen Anker des Heils in ihrer katholischen Umgebung gefunden zu naben. Die sociale Stellung des Erziehers war begründet. Die Frau des Maire war die erste Dame der Stadt und sehr reich; sie hatte ihn wie einen Messias aufgenommen und feierte ihn so, dass er vor Eitelkeit schwoll. Ein Saal im Hause des Maire wurde zur Kapelle eingerichtet, mit einem Altar und einer Orgel versehen. Die Versammlung war zahlreich. Ich ging fast jeden Sonntag mit den Knaben hin, mehr des Gesanges als der Predigt wegen; meine Schwägerin kam, so oft es ihre Gesundheit erlaubte. Ich machte dabei zunächst die Bekanntschaft der Damen des Hauses, dann die zweier Schwestern aus Strassburg, welche wegen der Gesundheit der älteren, einer jungen, schönen Wittwe, den Winter im Süden zubrachten. Ich wurde bald innigst für die jüngere eingenommen. Es war schwer zu sagen, was eigentlich sogleich bei ihr fesselte, denn sie war nicht so schön wie ihre Schwester. Aber man fühlte sich unwiderstehlich angezogen, wenn man sie ansah, denn aus ihrem bleichen Antlitz und ihren dunklen Augen sprach eine jener Seelen »der grossen Mysterien«, die den, welcher sie liebt, für das ganze Leben fesseln. Sie war erst achtzehn Jahre alt, gründlich gebildet, eine gelehrte Botanikerin, zeichnete sehr gut und

spielte vortrefflich Clavier. Doch stand sie noch inmitten jenes religiösen Kampfes, den ich durchgemacht hatte. Indem ich mich mit ihr verglich, fühlte ich, wie weit ich schon von dem mystischen Seelenzustand entfernt war, der directe Offenbarungen verlangt. Ihr war ein Buch eines der berühmtesten protestantischen Prediger der Schweiz zu Gesicht gekommen, in dem sie die Wahrheit zu finden geglaubt hatte. In Folge dessen schrieb sie ihm und legte ihre Seele in die Hände dieses strengen, bedeutenden Mannes. Aber ihre Seele hatte, wie die meinige, noch andere mächtige und legitime Bedürfnisse; daher kamen auch bei ihr unablässige bittere Kämpfe. Die zwei Schwestern bewohnten einige Zimmer im Hause des Maire. Pauline, so hiess meine Freundin, hatte freien Zutritt zu den Zimmern des Hauses, wo der Flügel und die Orgel standen und wo sich gewöhnlich Niemand aufhielt. Wenn ich kam sie zu besuchen, fand ich sie oft an dem einen oder dem andern Instrument, die ernsteste Musik, wie Bach und Beethoven, mit seltenem Verständniss spielend. Die Musik ergriff sie so, dass ihre Thränen oft dabei flossen. Zuweilen, wenn ihr Herz zu voll war, fiel sie auf die Kniee, verbarg das Gesicht in beiden Händen und weinte heftig. Ich verstand sie ganz in solchen Augenblicken, aber ich liebte sie noch mehr, wenn die Jugend und ihre hohe Intelligenz über diese Abgründe der Sensibilität siegten. Dann war sie eins

der anziehendsten Wesen, die man sehen kann. So war sie meist während der langen Ausflüge, die wir miteinander machten. Hatten wir einen schönen Punkt am Meer, auf einem der höheren Berggipfel oder sonstwo gefunden, so lagerten wir uns zu ruhigem Genuss und vertrautem Gespräch, oder wir arbeiteten zusammen, denn wir gingen nie ohne unser Zeichenmaterial aus; und wir genossen in solchen Stunden all das Glück, welches die Jugend und eine edle Freundschaft geben. Wie waren sie schön, diese Stunden eines reich erfüllten, wahrhaft freien Lebens!

Wir hatten Alles für uns: hohe geistige Interessen, feuriges Streben, entzückende Umgebungen, unbegrenzte Freiheit. Da war nicht einmal ein leiser Schatten jener kleinlichen Nebenbeschäftigungen, die so oft die besten Stunden stören. Wünsche, Unruhe, Zweifel, Reue — Alles war verschwunden. Man genügte sich selbst in dem blossen Gefühl des Daseins, und oft hatte ich nur den einen Wunsch, mich seelig aufzulösen in die Harmonie und Unschuld des allgemeinen Lebens.

Die Natur aber hat den Menschen, der hier geboren ist, doch verhindert, sich ganz in Uebereinstimmung mit dieser Harmonie zu entwickeln, indem sie in sein Blut die Keime so feuriger Leidenschaften legte, dass es ihn zu wilden Thaten und unversönlichem Hasse treibt. Ich sah einige schreckliche Beispiele

davon. Doch kann man freilich nicht wissen, was eine vernünftige und milde Erziehung aus diesem Volke machen könnte, denn seine Anlagen sind vortrefflich, und ich fasste eine wahre Liebe für dasselbe. Auf meinen einsamen Spaziergängen machte ich Bekanntschaft mit den Landleuten, erkundigte mich nach ihren Gewohnheiten, ihren Bedürfnissen, und bald war ich so gut bekannt in der Umgegend, dass mehr als einmal, wenn ich mich auf unbekannten Wegen verirrt hatte, ich mich beim Namen rufen hörte und ein Kind, oder einen Bauer, oder eine Frau erscheinen sah, um mich auf den rechten Weg zu leiten. Was mich besonders bei ihnen in Gunst setzte, war, dass ich anfing ihre Portraits zu machen. Unter anderen hatte ich zwei hübsche Schwestern gemalt und hatte der einen ihr Bild geschenkt, um es ihrem Bräutigam nach Toulon zu schicken. Einige Tage nachher kamen sie und brachten einen grossen Korb voll Orangen, oben mit den köstlichsten Blumen bedeckt. Im Norden wäre das ein theures Geschenk gewesen, aber auf dieser gesegneten Erde hat auch der Arme etwas zu geben als Erwiderung auf die Gabe des Reichen. Die liebenswürdigen Mädchen setzten sich durch diese graziöse Handlung auf einen Fuss der Gleichheit mit mir, den ich gern annahm. Ich ging auch sie zu besuchen. Ihre Wohnung war die der Armen des Landes — eine kleine ärmliche Schlafstube und als

Wohnzimmer der Hof des Hauses, dem ein Orangenbaum in freier Erde als Schmuck diente. Ich fand die Schwestern im Hofe sitzend und nähend. Es war im Monat Januar, wenn der Proletarier des Nordens auf der gefrorenen Strasse, in seinem kalten Dachstübchen oder im feuchten Keller elend friert. Sie waren durchaus nicht verlegen, so unerwartet überrascht zu werden, sondern boten mir mit edelem Anstand einen Holzstuhl an und erzählten mir tausenderlei witzige und kluge Dinge, trotzdem sie mir bekannten, dass sie weder lesen noch schreiben könnten.

Es wurde in unserer kleinen protestantischen Gemeinde beschlossen, das Abendmahl zu feiern. Ein protestantischer Prediger kam von Toulon, um unserem Erzieher beizustehen. Diesmal störte keine Angst, unwürdig an diesem Mahl der Brüderlichkeit Theil zu nehmen, meine Ruhe. Im Gegentheil, als ich mich nach der Ceremonie in mein Zimmer zurückzog, empfand ich einen solchen Frieden, dass es mir war, als hörte ich entzückende Harmonien in meinem eignen Herzen.

Der französische Prediger forderte seinen Collegen auf, einmal nach Toulon zu kommen, um den deutschen Sträflingen im Bagno daselbst zu predigen. Dieser nahm den Vorschlag natürlich mit Freuden an. Es wurde beschlossen, dass Pauline, die beiden Knaben und ich ihn begleiten sollten. Ich hatte den Bagno in Toulon auf unserer Reise nach

Hyères besucht und hatte mich tief betrübt und gedemüthigt gefühlt, als ich all die Unglücklichen nicht nur durch das Laster degradirt sah, sondern auch durch die menschliche Gerechtigkeit, die mit fein erfundener Grausamkeit das abscheuliche Kostüm von zwei Farben, gelb und roth, gewählt und die Ketten hinzugefügt hat, welche oft den nur einer Verirrung Schuldigen und noch jedes Guten Fähigen mit dem entmenschten Verbrecher zusammenbinden. Es war das erste Mal, dass ich eine solche Strafanstalt sah und ich fragte mich, ob die Gesellschaft ein Recht habe, so zu strafen, ob sie nicht selbst die Verbrechen veranlasst habe, für die sie strafe, und ob diese Art der Strafe wohl ihr Ziel erreiche? Ich hatte kaum gewagt, meine Augen auf diese Unglücklichen zu richten, aus Angst, sie durch einen unvorsichtigen Blick noch mehr zu demüthigen, oder ihnen als gemein neugierig zu erscheinen. Ich fühlte ein nnermessliches Mitleid mit ihnen und erwartete daher mit grossem Antheil den Akt, dem wir entgegen gingen. Die grosse Kajüte eines alten Kriegsschiffs, welches dem Bagno annektiert war zu Wohnungen für die Sträflinge, war zur Kapelle umgewandelt. Dort trafen wir zwischen fünfzig und sechzig dieser Unglücklichen, zumeist Elsässer. Der Erzieher war sehr gerührt und that sein Möglichstes, Rührung hervorzubringen. Er hob die schönste Seite des Christenthums hervor, indem er

diesem Kreis verurtheilter Menschen ankündigte, dass es eine Gerechtigkeit gebe, welche diejenigen begnadigen könne, die von den Menschen verdammt worden seien, und dass das Mittel, diese Begnadigung zu erhalten, ein Act zwischen Gott und dem Menschen sei, ganz unabhängig von der Welt; ja dass das Kleid des Sträflings zum Ehrenkleide vor Gott werden könne, wenn ein gereinigtes Herz darunter schlüge.

Bei einigen der Unglücklichen war der Ausdruck des Gesichts, vom Strahl einer reinigenden Hoffnung belebt, äusserst rührend. Nach der Predigt ward uns erlaubt, mit ihnen zu sprechen. Es war da u. A. ein junger Deutscher aus guter Familie, der studiert hatte und mehrere deutsche Professoren, welche auch dem Erzieher bekannt waren, kannte. Er hatte in der Fremdenlegion in Algier gedient, und man hatte ihm die Kasse des Regiments anvertraut. In einer bösen Stunde, wie er selbst sagte, hatte er Geld aus der Kasse genommen, in der Hoffnung, es wieder ersetzen zu können; aber noch ehe er dies thun konnte, wurde die Sache entdeckt, und er wurde auf zehn Jahre zum Bagno verurtheilt. Fünf Jahre dieser schrecklichen Zeit waren verflossen, und sein Betragen während derselben war so untadelhaft gewesen, dass der Pastor und die Directoren bereits um Abkürzung seiner Strafzeit in Paris eingekommen waren, da solche Gnade stattfindet, wenn das Verbrechen durch wirk-

liche Besserung gesühnt wird. Wer aber fünf Jahre im Bagno zubringen kann, ohne noch tiefer zu entarten und sich, im Gegentheil, im Guten befestigt, der muss wahrhaftig der Begnadigung werth sein. Wir unterhielten uns auch mit Anderen, deren oft sehr naive Bekenntnisse uns rührten. So sagte uns ein Bauer aus dem Elsass mit fast kindlicher Einfachheit: »Ich hab' doch nur 'mal im Zorn so en Weible erschlagen und nun bin ich hier auf Lebenszeit. Ja, und wenn sie mir noch zur rechten Zeit so was Gutes gelehrt hätten, wie sie uns da sagen, da wär's vielleicht nie geschehen.«

Wir verliessen sie endlich, indem wir ihnen versprachen, ihnen deutsche Bibeln zu schicken — das Einzige, was wir für sie thun zu können glaubten.

Der Plan, den wir anfangs gehabt hatten, unsere Zeit zwischen Hyères und dem nördlichen Italien zu theilen, wurde aufgegeben, und es wurde beschlossen, die ganze Zeit unserer Abwesenheit von der Heimath in Hyères zu verbringen. Ich bedauerte Italien, aber ich freute mich, in Hyères zu bleiben, wo es mir immer besser gefiel und an das mich immer neue, angenehme Beziehungen fesselten. Eine ältere Dame, die ich kennen gelernt hatte und die mir sehr wohl wollte, führte mich bei einem Franzosen ein, der an demselben Platz wohnte, an dem unser Haus lag. Er war ein Aristokrat von alter Familie,

noch jung, aber gelähmt, so dass er nur mit Mühe gehen konnte. Sein grosser Reichthum erlaubte ihm, seinen Zustand auf alle mögliche Weise zu erleichtern. Er hatte ein schönes Haus, eine prächtige Bibliothek, einen reizenden Garten, in dem er, von seinem Kammerdiener geführt oder im Rollstuhl gefahren die Luft genoss. Eine Pariser Dame von feiner Bildung und vielem Geist war seine Vorleserin und machte die Wirthin, wenn er, was er sehr liebte, Besuch hatte. Ich fand in ihm einen der gebildetsten, geistvollsten Menschen, die ich je gekannt habe. Er hatte als junger und noch gesunder Mensch Deutschland bereist, kannte viele der bedeutendsten Menschen daselbst, schätzte die deutsche Literatur über Alles und war insbesondere ein Verehrer Goethe's, den er noch persönlich gekannt hatte. Ich war entzückt, in Frankreich eine so unbegrenzte Anerkennung des deutschen Geistes und ein so vollkommenes Verständniss für denselben zu finden. Dabei hatte er jene vollendeten Formen, jenen Esprit und jene ritterliche Höflichkeit, die man den Franzosen früherer Zeit nachrühmte, ehe die Herrschaft der Bourgeoisie die französische Liebenswürdigkeit degradirt hatte. Er war ausserordentlich gütig gegen mich, stellte mir seine Bibliothek zur Verfügung, sandte mir jeden Tag Blumen aus seinem Garten und bat mich, den Abend so oft wie möglich da zuzubringen. Es versammelte sich bei ihm ein ausgezeichneter

kleiner Kreis. Die Hauptzierde desselben war eine junge Französin, die das Unglück gehabt hatte, dass ihr von ihr heiss geliebter Mann wahnsinnig geworden war. Sie lebte nun in Hyères in einer Villa am Meer, mit einem alten Onkel und ihrer kleinen Tochter, deren wildes excentrisches Wesen das Schicksal ihres Vaters auch für sie fürchten liess. Die Mutter war ein äusserst anziehendes Wesen und eine treffliche Musikerin. Wir musicirten oft ganze Abende lang bei unserem Kranken, der ein leidenschaftlicher Freund der Musik war. Ich sang und sie spielte. Es waren genussreiche Stunden, denn sie liebte nur das Beste in der Musik, und mit Verwunderung hörte ich hier, in einem kleinen Grenzorte Frankreichs, von einer Französin Beethoven in einer Vollendung spielen, wie ich ihn selten gehört habe.

Eines Tages erhielten die Vorleserin des Kranken und ich eine Einladung von einer Familie in Hyères, sie zu dem Balle, der in der Admiralität zu Toulon am Geburtstag des Königs gegeben wurde, zu begleiten. Man fuhr damals zu Wagen in zwei Stunden von Hyères nach Toulon. Als wir ankamen, waren die Säle der Admiralität schon voll Menschen. Man drängte sich auf die Balcons und an die Fenster, um ein Feuerwerk zu sehen, das auf dem Platze abgebrannt wurde. Dann kehrte man in die prachtvollen Säle zurück, um zu tanzen. Der Admiral war von äusserster

Liebenswürdigkeit gegen uns und beauftragte einen seiner Adjutanten, ganz besonders für uns zu sorgen, uns Tänzer vorzustellen und Alles zu thun, um uns das Fest zu einem solchen zu machen. Der Adjutant entledigte sich seines Auftrages vortrefflich und brachte uns so viele Tänzer, dass wir kaum zu Athem kamen. Die französischen Marineoffiziere sehen sehr gut aus in ihrer geschmackvollen Uniform, und es waren feine, gebildete, liebenswürdige Leute darunter, so dass der Tanz mir ein wahres Vergnügen gewährte. Man fing damals in Frankreich kaum an, Polka zu tanzen, und die meisten Damen tanzten sie noch nicht. Ich hatte sie schon in Deutschland getanzt mit allen möglichen Variationen. Zufällig wurde ich von einem Marineoffizier dazu aufgefordert, der kürzlich in Deutschland gewesen war und sie dort erlernt hatte. Die andern Paare, die weniger gewandt dabei waren als wir, hielten an; man bildete förmlich einen Kreis um uns, bewunderte uns und sagte mir die schmeichelhaftesten Dinge. Ich war ein wenig berauscht; der Glanz und die Eleganz des Festes, die Höflichkeit und die Huldigungen, deren Gegenstand ich war, gaben mir ein angenehmes Gefühl der Befriedigung. Endlich, gegen vier Uhr Morgens, stiegen wir in den Wagen, ungeachtet der Bitten unserer Wirthe und der Tänzer. Die Vorleserin und ich kamen allein zurück, unsere Freunde blieben in Toulon. Meine Gefährtin, eine eifersüchtige

und spöttische Natur, neckte mich fortwährend mit meinen »Erfolgen«, wie sie es nannte. Als sie keine Antwort erhielt, schlief sie fest ein. Ich schlief nicht, ich liess im Geist noch einmal die Stunden an mir vorüberziehen, die eben entschwunden waren, und ich musste mir selbst sagen, dass ich niemals einem glänzenderen Balle beigewohnt hatte, noch je mehr gefeiert worden war. Aber je länger ich darüber nachdachte, desto mehr erschien mir das Alles leer und ohne eigentlichen Inhalt. Der Tanz verlor plötzlich allen Reiz, und die Complimente, die man mir gemacht hatte, schienen mir fade und nichtig. Wir näherten uns Hyères; die Sonne stieg majestätisch aus dem Meer, welches noch dunkel dalag wie »ein eherner Schild«, sich aber nach und nach purpurn färbte, je mehr die Spenderin des Lebens sich strahlenumkränzt daraus erhob. Ich blickte auf dies glorreiche Schauspiel mit halb geschlossenen Augen, unfähig es zu geniessen, denn ich war todmüde. Da ging mir klar und bestimmt ein neugewonnenes Resultat auf: dass nämlich die geselligen Freuden, die mich bis dahin angezogen und gereizt hatten, gar keine Bedeutung mehr in meinem Leben hätten, dass ihr Zauber gefallen war, wie die überreife Frucht vom Baume fällt, und dass ich in Zukunft nicht mehr die Freuden der »grossen Welt« aufsuchen, nicht mehr tanzen würde.

Pauline, die mich getadelt hatte, weil ich

zu dem Ball gegangen war, begriff den inneren Process nicht, der sich in mir vollzogen. Sie sah das Resultat dieses Balles, von dem ich ihr sprach, als einen Sieg des asketischen Geistes über die natürliche Neigung an.

Der Invalide neckte mich sehr über die Erfolge, von denen ihm die Vorleserin erzählt. Ich liess ihn lächelnd gewähren, denn ich wusste, welche Bedeutung sie für mich hatten. Dabei fuhr ich fort, mich seiner geistvollen Unterhaltung so oft als möglich zu erfreuen.

Mit Trauer sah ich endlich den Augenblick des Scheidens nahn. Meine neuen Freunde, die entzückende Schönheit des Südens, meine Studien nach der Natur, alles das zu verlassen ging mir sehr nahe. Alle Bekannten flehten uns an, die Abreise noch hinauszuschieben, aber meine Schwägerin wollte zu ihrem Mann zurück, und sie verschob nie die Ausführung eines Entschlusses.

Es blieb also nichts übrig, als sich mit der an schönen Erinnerungen so reichen, nun verlebten Zeit zu begnügen. Einige Tage vor unserer Abreise bat mich die liebenswürdige Französin aus dem Zirkel des Invaliden, noch einen Abend bei ihr auf ihrer Villa zuzubringen und die Nacht bei ihr draussen zu bleiben. Ich nahm es mit Freude an, denn diese Frau hatte mir eine tiefe Liebe mit Mitleid vermischt eingeflösst. Ihre Villa war reizend gelegen. Die Wellen des Mittelmeeres schlugen an die Mauern des Gartens an; grüne Hügel

umgaben sie von den andern Seiten, so dass sie wie in einem Nest von köstlichen Pflanzen, Duft und Blüthen lag, über dem Palmen ihre schlanken Zweige wiegten. Am Balkon des Wohnzimmers, von wo man das Meer und die Inseln sah, rankten sich bengalische Rosen in langen Kränzen, und in den Bäumen sangen unzählige Nachtigallen. Das Zimmer war nur von einer crystallenen Lampe, die von der Decke herunter hing, erhellt, welche ihr zartes geheimnissvolles Licht mit den Düften und den Stimmen der Nacht mischte. Die liebenswürdige Wirthin dieses zauberischen Aufenthalts setzte sich an den Flügel und spielte Bach'sche und Beethoven'sche Musik, dann sang ich Psalmen von Marcello und anderes Herrliches, und bis tief in die Nacht hinein blieben wir in poesieerfüllter, weltentrückter Stimmung bei einander.

Ich verbrachte noch einen ganzen Tag mit Paulinen, einen Abend mit dem Invaliden und dessen Kreis, dann nahm ich tief bewegt von Allen Abschied.

Früh Morgens stand unser grosser Wagen angespannt vor der Thüre. Noch einen Blick warf ich von unseren Fenstern auf das Meer, die Inseln, die Orangengärten, das Haus des Invaliden, Paulinens Wohnung. Das Alles prangte im ersten Duft und rosigen Glanz des frühen Morgens. Ein Segen über diese Vergangenheit, ein grosses befriedigtes Gefühl inmitten der Wehmuth, wie ein tief innerstes

Gebet — und ich folgte den Andern, die bereits einstiegen. Am Wagen stand der Kammerdiener des Invaliden, der mir als letzten Gruss seines Herrn den ausgewähltesten Blumenstrauss überreichte. Fort rollte der Wagen, meine Augen schwammen in Thränen, mein Aufenthalt im Süden war beendet.

Fünfzehntes Kapitel.

Rückkehr.

Unser Rückweg führte uns durch die Dauphiné, Savoyen und die Schweiz. Gerade acht Tage nach dem schönen Tag, den ich in der rosenbekränzten Villa der liebenswürdigen Französin verbracht hatte, befanden wir uns inmitten der Alpen der Dauphiné, und der Wagen fuhr langsam eine Serpentine hinauf, die über beträchtliche Höhen führt. Die Knaben, der Erzieher und ich wanderten zu Fuss, um es den Pferden zu erleichtern. Rings um uns stiegen hohe, schneebedeckte Alpenspitzen auf; die Strasse war zu beiden Seiten mit Eisstücken eingefasst. Hier und da zeigte sich eine arme Hütte mit einigen kahlen Bäumen, die noch nicht einmal eine Knospe hatten. Eine schneidende, eiskalte Luft zwang uns, uns in Mäntel einzuhüllen und rasch zu gehen. Die Knaben liefen und sprangen über Felsblöcke und Eisklumpen; der Erzieher hielt sich fern, denn er war mir schon lange böse, weil ich in Kreisen verkehrt hatte, in die er, seiner Unkenntniss

der französischen Sprache wegen, nicht kommen konnte. Ich ging also allein, in Betrachtungen und Erinnerungen verloren. Ich dachte mit Sehnsucht an Alles, was ich jüngst verlassen. Ich verglich die poesieerfüllten Stunden von acht Tagen zuvor mit dieser Wanderung durch die eisigen Einöden der erstarrten Natur. Ich sah hinauf zu den weissen Spitzen, die in den Strahlen einer kalten Sonne erglänzten, und es schien mir, als sähe ich mit diamantner Schrift mein Schicksal auf dem Eis verzeichnet. »Die Stunden der Jugend, der Schönheit und Poesie sind denen, die für das Ideal leben, nur gegeben, um ihren Muth aufrecht zu erhalten und ihr Herz zu erfrischen. Aber zum grössten Theil ist ihr Leben ein Kampf ohne Aufhören, ein Weg, der durch einsame, unfruchtbare Wüsten führt, wie die Strasse, die du wandelst. Willst du die Aufgabe annehmen und nicht zurückschrecken vor den Opfern, die sie dir auferlegt? Willst du bereit sein, dein Herz, das den ewig brennenden Durst nach Schönheit hat, unaufhörlich kreuzigen zu sehen?«

In dem Augenblick, als ich diese Schrift in klaren Zügen zu lesen meinte, kamen die Knaben angesprungen und brachten mir einen Strauss Veilchen, den sie neben dem Eis, auf spärlichem Grün, gepflückt hatten. Dann sprangen sie davon, um Anderes zu suchen. Der Anblick dieser Blumen, die meine Gedanken so gut symbolisirten, rührte mich tief, und unwillkürlich kniete ich auf den Steinen nieder

und rief: »Ja, ich nehme die Aufgabe an; ohne zu wanken will ich den einsamen Pfad gehen, den die verfolgen, welche die Wahrheit suchen, und ich will dankbar sein für die wenigen Blumen, die ich auf dem Wege finde.«

Wir blieben ein paar Tage in Grenoble. Die Knaben, der Erzieher und ich hatten den Wunsch, das grosse Karthäuserkloster zu sehen. Meine Schwägerin konnte, da es eine ermüdende Unternehmung war, nicht mit. Wir zogen also ohne sie aus. In einem kleinen Dorf, einige Stunden von Grenoble, nahmen wir Maulthiere und einen Führer und begaben uns auf den Weg bergauf. Der Weg steigt zuerst zwischen steilen Bergwänden, die mit Grün bedeckt sind, empor; in der Tiefe rauscht ein tosender Bergstrom und die Wipfel riesiger Berge ragen aus ihr herauf. Nach und nach aber wird das Grün spärlicher, die Felsen drohender, der Abgrund schauerlicher und die Strasse mühseliger und gefährlicher. Endlich kommt man an einen Punkt, wo alle Vegetation aufhört und wo wirklich Tod und Erstarrung herrschen. Ein riesiges Felsenthor, Todesthor benannt, führt in diese schauerliche Einöde hinein; so ungefähr musste Dante sich sein Höllenthor vorstellen, an dem jede Hoffnung zurückblieb. Einige Zeit nachher erscheint jedoch grünendes Leben wieder, und plötzlich findet man sich ganz erstaunt auf einem Bergplateau, in einer Höhe von 6000 Fuss über dem Meer, welches ein Paradies nach der Hölle

scheint. Es ist eine von noch höheren Zacken eingeschlossene Ebene, bedeckt mit dem köstlichsten Grün, mit prächtigem Laubholz und vielfarbigen Blumen. Inmitten dieser schönen Berg-Oasis erhebt sich nun das grosse Karthäuserkloster, das erste, vom heiligen Bruno selbst gebaute Kloster dieses Ordens. Es sieht von aussen fast aus wie eine Festung mit seinen mächtigen Mauern und Thürmen. Ein kleines hölzernes Haus, ausserhalb der Ringmauern des Klosters, mit einem grossen Esssaal unten und einer Menge kleiner Zellen darüber, ist zu der Aufnahme von Frauen und Kindern bestimmt, da solche das Kloster selbst nicht betreten dürfen. Männer werden im Kloster aufgenommen und übernachten daselbst. Nachdem ein Laienbruder uns in dem Esszimmer ein gutes Abendessen servirt hatte, begab sich der Erzieher in das Kloster, um die Nacht daselbst zu verbringen. Ich beneidete ihn sehr um dieses Vorrecht; ich hätte so gern das Innere dieses Klosters gesehen, wo seit den Zeiten des heiligen Bruno die Jahrhunderte sich versteinert haben. Die Knaben und ich nahmen ein jeder von einer Zelle Besitz, welche alle mit einem sehr reinlichen Bett, mit Waschtisch, Stuhl, Bettpult, Crucifix und Weihwasserkessel versehen waren. Ich blieb bis spät in der Nacht an meinem Fenster; hinaus konnte ich nicht mehr, da man das Haus von aussen verschlossen hatte. Zunächst sah ich den Laienbrüdern zu, die in einer grossen Kastanienallee

Ball spielten, dann folgten sie dem Ruf der Klosterglocke, und nun trat ringsum eine grossartige Stille, ein erhabenes Schweigen ein. Der Mond erhellte die Einsamkeit der Berge und die ansehnlichen Gebäude des Klosters. Nach und nach versanken die flüchtigen Erscheinungen der Welt, die Phantasmagorien der Einbildungskraft, die ungestümen Wünsche, wie in einen fernen Traum. Das Dasein schien nur noch in der reinen Idee, in der Abstraction der Dinge zu bestehen, und schwamm, wie ein elementares Fluidum, auf den silbernen Strahlen des nächtlichen Gestirns. Lange, lange schaute ich hinaus und hatte das Gefühl meiner Individualität verloren. Da schallte plötzlich ein Glockenton durch das elementare Leben der Nacht und zitterte in den Mondeswellen wie ein Schöpfungsgebet, welches das Universelle wieder zu individuellen Formen rief. Es war Mitternacht. Die Kirchenglocke lud die Mönche zu der Messe ein, welche jede Nacht um die zwölfte Stunde gefeiert wird, und in welcher die Brüder für das Seelenheil Derer beten, welche sie unten in der Welt des Elends und der Sünde zurückgelassen haben. Gewiss war es ein grosses Gefühl, welches diese Regel eingab — das Mitleid, das welterlösende Erbarmen mit Denen, welche moralisch noch mehr leiden, als physisch; die Stärke der Liebe, die Alles retten möchte, was sich in Finsterniss und Verbrechen bewegt. Vielleicht waren unter diesen armen Mönchen einfache Herzen, die

noch mit vollem Glauben beteten; aber ach! in der Welt, wie sie nun einmal ist, ist es nicht genug, zu fühlen und zu lieben, man muss vor Allem denken und handeln, und jede Kraft, die für die grosse Arbeit des Lebens verloren ist, wird eine Sünde gegen das Gesetz des Fortschritts.

Am Morgen früh, vor fünf Uhr, hörte ich die Stimme des Laienbruders, der vor meiner Thür stand und mir zurief: es sei ein wahres Unwetter und unmöglich fortzugehen. Ich stand auf und sah wirklich, dass es schrecklich war. Die ganze schöne Oasis, so grün, frisch und blühend am Abend, war mit einem dichten, grauen Schleier bedeckt; dunkle Wolken hingen in sonderbaren Fetzen beinahe bis auf die Erde und verdeckten die umgebenden Berge ganz. Der Regen, mit Schneeflocken vermischt, strömte zur Erde. Der Führer versicherte, der Weg sei bei solchem Wetter gefährlich. Ich war verantwortlich für das Leben der Knaben und doch wusste ich auf der anderen Seite, dass meine Schwägerin in grosser Herzensangst sein würde, wenn wir nicht zurückkehrten, da in Grenoble das Wetter vielleicht sehr schön war. Der Erzieher kam aus dem Kloster und war auch der Meinung, dass wir warten müssten. Inzwischen erzählte er uns, was er im Kloster gesehen und gehört hatte, u. A. von einem Mönch deutscher Abkunft, der da oben seit fünfzig Jahren weilte ohne je in die Welt zurückgekehrt zu

sein und seine Muttersprache beinahe vergessen hatte. Doch hauptsächlich war er ergriffen von der Mitternachtsmesse, die allerdings einen mächtigen Eindruck auf die Phantasie machen musste.

Nach einigen Stunden liess der Regen nach, und ich beschloss sogleich zu gehen. Ich befahl dem Führer bei den Kindern zu bleiben und sie nicht einen Augenblick zu verlassen. Ich selbst verliess mich auf den Instinct meines Maulthiers, den ich auch Gelegenheit hatte zu bewundern. Die Steine waren vom Regen so schlüpfrig geworden, dass man Mühe hatte einen Schritt zu machen; aber das vorsichtige Thier prüfte immer zuerst mit dem Fuss, ob die zu betretende Stelle sicher sei, und die Freude, die ich an seiner Klugheit empfand, liess mich die Gefahr vergessen. Denn Gefahr war da; neben uns heulte es im Abgrund und die Strasse dreht sich zuweilen so schroff um Felsenecken, so hart an der schauerlichen Tiefe hin, dass es nur eines einzigen falschen Schritts bedarf, um unrettbar verloren zu sein. Endlich kamen wir doch ohne Unfall unten im Dorfe an, wo wir aber einige Stunden verweilen mussten, um unsere Kleider zu trocknen, denn wir waren bis auf die Haut durchnässt. Dann kehrten wir nach Grenoble zurück, wo wir mit Angst erwartet wurden.

Einige Tage nachher passirten wir die französische Grenze und ich empfand ein

wahres Herzweh, als ich zum letzten Mal Französisch um mich sprechen hörte. Ich hatte das Französische in der provençalischen Mundart lieb gewonnen. Die sanften musikalischen Laute*) der romanischen Sprachen passen zu der südlichen Natur, und wen diese mit ihren Reizen bestrickt hat, der liebt jene Sprachen, wie man das Wort liebt, das aus dem Munde eines geliebten Wesens kommt.

Mein Vaterland erschien mir nicht mehr so schön wie früher; die Erde war ohne Blumen, die Landschaft ohne Farben, der Himmel trüb. Aber ich gedachte des Gelübdes, das ich in den Alpen der Dauphiné dem Weltgeist geleistet, und ich war entschlossen mit festem Schrift vorwärts zu gehen.

Endlich kam ich heim in das elterliche Haus, denn auch mein Vater war zu längerem Besuch eingetroffen. Der Familienkreis war gross, und ich wurde mit solcher Freude und Liebe empfangen, dass mein Herz warm wurde. Dennoch fühlte ich, dass ich ein wenig fremd geworden war, und dass sich ein noch unbestimmter, aber mit Sicherheit empfundener Bruch im Grunde meines Wesens vorbereitete. Ich sah deutlich, dass dem Leben, welches ich vor mir hatte, ein grosses leitendes Prinzip, ein allgemeines Ziel, welches Alles beherrscht, fehlte. Das gerade war aber für mich die Hauptsache geworden, der Durst meiner Seele,

*) Ich nehme hiervon das moderne Pariser Französisch aus.

die Flamme, welche alle kleinen Rücksichten verzehrte, und welche, das fühlte ich, mich selbst verzehren würde, könnte sie sich nicht verwirklichen. Ich liebte meinen Vater mit einer Liebe, die selbst jetzt, so lange Zeit nach seinem Tode, nichts von ihrer Stärke verloren hat. Ich sah mit Schmerz, wie die Einsamkeit, zu der ihn die Liebe für die Seinen verdammte, da er noch in der Nähe des immer wandernden Fürsten bleiben musste, ihn drückte, und wie schmerzlich sie ihm war. Eines Tages, als ich mit ihm allein war, sprach er davon und rief voll Bitterkeit: »Ich bin so allein, so allein!« — Ich warf mich in seine Arme und sagte ihm: »Nimm mich mit dir, wenn du wieder gehst; lass mich immer bei dir bleiben, ich widme dir mein Leben, du wirst nicht mehr allein sein.«

Er umarmte mich, aber er antwortete nicht und nahm meine Hingebung nicht an. Wenn er sie angenommen hätte, so wäre der ganze Lauf meines Lebens ein anderer geworden. Für ihn zu leben wäre dann das Ziel gewesen, auf das ich alle meine Bestrebungen concentrirt hätte. Ich hätte darin die Befriedigung gefunden, welche das Bewusstsein einer grossen Anstrengung, einer ganz erfüllten Pflicht giebt. Danach hatte ich niemals mehr Gelegenheit, ihm die ganze Tiefe meiner Liebe zu zeigen, und mein Leben nahm eine solche Richtung, das die Kindesliebe darin nicht mehr das höchste Ziel, nicht der Kompass sein konnte, nach dem es steuerte.

Ich wendete mich mit neuem Entzücken zur Malerei und führte mehrere Bilder nach den Skizzen, die ich aus dem Süden mitgebracht hatte, aus. Aber in die reine Freude an dieser Beschäftigung trat wieder ein schwarzer Schatten, und ein eherner Schicksalsspruch wurde mir endlich ganz klar: ich musste der liebsten Beschäftigung entsagen wegen der Schwäche meiner Augen. Sie waren von Kindheit auf schwach gewesen, und ich hatte sie immer zu sehr angestrengt. Der Arzt erklärte mir, dass ich das Malen aufgeben müsse, um meine Augen zu retten. Ich fühlte, dass dies schwere Urtheil richtig sei, aber es erfüllte mich mit Verzweiflung. Es lag in meiner Natur, meine schwersten Kämpfe in mich zu verschliessen, und niemand ahnte, was die Unterwerfung unter dieses Urtheil mich kostete. Ich murrte in meinem Herzen gegen die Ungerechtigkeit des Schicksals, welches das Streben nach dem Ideal in das Herz des Menschen legt, ihm das Talent giebt, um es auszusprechen, und ihm dann die nöthigen physischen Kräfte versagt. Nach und nach jedoch brach sich eine Ansicht in mir Bahn, die mich über den Schmerz erheben sollte. Ich sah ein gewaltigeres Mittel vor mir, dem Ziele meines Lebens zuzueilen, als Religion und Kunst es gewesen waren, nämlich die Theilnahme, durch den Gedanken und die That, am Fortschritt der Menschheit. Sobald dieser Gedanke sich in mir zu befestigen be-

gann, milderte sich mein Leiden, die Malerei aufgeben zu müssen. Ich verlies die Specialität, um in das Bereich der Fragen auf der ganzen Leiter des menschlichen Daseins einzutreten. Aber wie immer, verlangte ich auch hier, sogleich von der Theorie zu den Consequenzen derselben überzugehen. Die Religion, aus ihrer methaphysischen Region herniedergestiegen, musste sich in die Ausübung des Mitleids verwandeln und die Gleichheit der Brüderlichkeit unter den Menschen einführen. Die Armen zu besuchen, ihnen zu helfen, sie zu trösten, wurde mir nun zur Nothwendigkeit. Man sprach mir von einem armen Knaben, der unsägliche Leiden erduldete, da er den Knochenfrass an einem Bein hatte, und dessen sehnlichster Wunsch es war, vor dem gewissen Tod, dem er entgegenging, noch confirmirt zr werden. Er bedurfte dazu einiger Vorbereitungsstunden, aber keiner der Prediger in der Stadt hatte diese übernehmen wollen, wahrscheinlich aus Furcht vor der verpesteten Luft, welche das Krankenlager umgab. Ich entschied mich sogleich hinzugehen und mein Bestes zu thun, um das arme Geschöpf zu trösten.

In einem ganz kleinen Zimmer fand ich, auf einem sehr reinlichen Lager, einen armen Knaben, dessen Gesicht Todtenblässe deckte. Der Anblick seines Beines war furchtbar, und es bedurfte all meines Muthes, um ihn zu ertragen. Aber wenn man dies arme Kind

ansah, das mit rührender Geduld litt, und dessen grosse schwarze Augen das hinfällige Dasein zu beherrschen schienen, um den Tod aufzuhalten, bis es die Worte des Heils vernommen, dann überwand man den natürlichen Widerwillen, um diese junge Seele zu erquicken. Ich ging nun regelmässig hin, ihm aus der Bibel vorzulesen und Betrachtungen daran zu knüpfen, die seinem Alter und seiner Fassungskraft gemäss, aber nichts weniger als orthodox waren. Ich stellte ihm seine Leiden nicht dar als gesandt für sein Heil; ich sagte ihm nicht, dass er durch den Kreuzestod eines Vermittlers losgekauft sei von Sünden, von denen sein unschuldiges Herz nichts wusste; aber ich bestrebte mich, ihm die Kraft und Majestät des Geistes klar zu machen, der im Anblick der ewigen Wahrheit auch die schrecklichsten Leiden vergessen kann. Selbst fortgerissen von meiner Aufgabe, versuchte ich ihn zu einem Zustand der Begeisterung zu erheben, welche ihm seinen schrecklichen Tod erleichtern könnte. Ich sehe noch jetzt in der Erinnerung das Angesicht des armen Kindes, wenn ein verklärtes Lächeln seine bleichen Lippen umspielte und seine grossen dunklen Augen von einem überirdischen Strahl erglänzten. Ich hätte mich selbst verachtet, hätte ich meine Aufgabe nicht bis zum letzten Augenblick fortgesetzt, und als ich eines Morgens die Nachricht empfing, dass er in der Nacht friedlich ent-

schlummert sei, da fühlte ich, obgleich ich mich für ihn freute, eine Lücke in meinem Leben, denn es schien mir, als ob nun erst, an seinem Schmerzenslager, die wahre Verwirklichung des Ideals für mich begonnen habe.

Es war sonderbar, dass in diesem Fall, so wie früher, als ich die christliche Askese und nachher den ausschliesslichen Kultus der Kunst verwirklichen wollte, ich einer stummen Opposition, einer Art Erstaunen von Seiten der Meinen begegnete. Sie waren so aufrichtig gut, fromm, mildthätig, für Kunst begeistert, und begriffen doch nicht, warum man gerade »so weit« gehen müsse. Sie sprachen mir nicht davon, aber ich fühlte es. Ich schwieg, und fuhr fort, die Armen und Unglücklichen zu besuchen, weil eine Stimme, die stärker war als alle menschlichen Rücksichten, es mir gebot.

Unter den Freudinnen, welche ich wiedergefunden hatte, war die »Kleine« wieder die erste und liebste. Ihre Mutter, die älteste Schwester und der Bruder waren verreist, aber sie wurden bald zurückerwartet, und mit ihnen eine Tante, eine viel jüngere Schwester der Mutter, die man die geistreiche Tante nannte, und von deren Einfluss auf den Bruder mir die Kleine viel erzählte. Ich hatte seit meiner Abreise nach dem Süden nicht viel von meinem Apostel gehört, nur die Kleine hatte ihn manches Mal in ihren Briefen erwähnt, und auch meine

Mutter hatte öfter von ihm geschrieben. Ich hatte oft an ihn gedacht und freute mich, ihn wiederzusehn. Aber der Gedanke an diese so schöne und ausgezeichnete Tante erfüllte mich mit einiger Unruhe. Sie kamen endlich an, und die Kleine kam alsbald mit der Tante zu uns. Wir fanden sie sehr schön, elegant, geistvoll, fast gelehrt, aber es fehlte ihr an Unmittelbarkeit und sie war uns allen nicht sympathisch. Meine Mutter bat sie jedoch, sowie die drei Geschwister, einen Abend bei uns zuzubringen. Es war das erste Mal, dass ich meinen Apostel wieder sah. Er kam auf mich zu und reichte mir die Hand. Wir sahen uns an; es war ein Blick gegenseitigen Erkennens, der Gruss einer Seele an die andere, ein tiefes Vorstehen, als ob wir uns seit Ewigkeiten gekannt hätten. Alle Furcht vor der geistreichen Tante war verschwunden; ich fühlte, dass sie nur seiner Intelligenz etwas war, aber nicht seinem Herzen. Im Laufe des Abends fragte er mich, ob ich gedichtet habe im Süden, und als ich es bejahte, bat er, ihm die Gedichte zu zeigen. Ich willigte ein unter der Bedingung, mir eine strenge Kritik derselben zu geben, was er auch versprach. Es schien uns nur natürlich, beinah den ganzen Abend ausschliesslich miteinander zu sprechen, gleichsam wie um uns zu entschädigen für die verlorene Zeit. Dann wurden bestimmte Abende zur Zusammenkunft bei uns verabredet, wo er unserem kleinen Kreis den zweiten Theil des

Faust vorlesen wollte, und somit war ein öfteres Wiedersehen vorerst gesichert.

Einige Tage darauf schickte ich ihm eine Auswahl der Gedichte, die ich in Hyères geschrieben hatte. Niemand hinderte mich daran. Niemals hatte meine Mutter mir ausdrücklich Sachen der Art verboten. Ich zeigte ihr nichts von der Sendung, nicht aus Mangel an Vertrauen, sondern weil ich schon fühlte, dass eine ganze Seite meines Daseins keine Sympathie bei den Meinigen finden würde und dass von daher mir kein Rath kommen könne.

Wenige Tage darauf erhielt ich ein begeistertes Gedicht von ihm, welches unsere erste Bekanntschaft, unsere Trennung, seinen Abschiedsgruss und meine Antwort als jene ahnungsvollen Momente zusammenstellte, denen die höchse Blüthe des Lebens in himmlischer Anmuth entsteigen müsse. Dabei befand sich die Kritik eines jeden meiner Gedichte; feine geistvolle Urtheile, die mich beglückten und belehrten. Ich fühlte mich unsäglich glücklich. Die Sonne jener Liebe, welche dem ganzen Leben ihren Stempel aufdrückt, stieg an meinem Horizont empor. Dennoch wollte ich das Gefühl, das mächtig aufwuchs, um keinen Preis anders nennen als Freundschaft. Ich war entschieden, es auf den Verkehr zweier verwandter Seelen zu begrenzen, denn ein schweres Bedenken drängte sich mir auf. Er trat in das Leben ein ohne andere Stütze als seinen Genius. Ich glaubte ihn zu grossen

Dingen bestimmt und ich hätte ihn um Alles in der Welt nicht so früh gebunden wissen wollen durch Fesseln, die vielleicht seine Zukunft hätten hindern können. Ich fühlte in mir die grosse einzige Liebe nah am Aufblühn, ich sah voraus, dass eine Flamme ausbrechen würde, die mein Leben verzehren könnte, und ich wollte seine Jugend nicht mit einer solchen Verantwortung belasten. Ich war einige Jahre älter als er, und es schien mir, als dürfe ich nicht auf die Treue eines so jungen Herzens Anspruch machen. Ich bemühte mich also, unsere Beziehungen bei dem Austausch allgemeiner Ideen zu erhalten. Es verging jetzt fast kein Tag, an dem wir nicht Briefe wechselten, mit Gedichten oder Fragen und Antworten auf allen Lebensgebieten. Er bekannte frei das Gefühl, das ihn beseelte, und verlangte dasselbe Bekenntniss von mir. Wenn ich ihm antwortete, dass ich älter sei als er, so lächelte er, denn ich sah wirklich noch aus wie ein Kind oder er war verletzt und warf mir bitter meine Kälte vor. Er errieth nicht, dass ich, um einer schon ganz mächtigen Liebe willen, noch gegen diese Liebe selbst ankämpfte.

Der schwere Kampf aber erschütterte meine Gesundheit und ich wurde bedenklich krank. Es war gerade an meinem Geburtstage, dass man für mein Leben fürchtete. Drei Wochen schwebte ich zwischen Leben und Tod. Dennoch umfing mich auch in den grössten Schmerzen ein dämmerndes Gefühl unendlichen Glücks

und ich hörte beständig Beethoven'sche Symphonien in mir tönen. Endlich war ich ausser Gefahr, aber noch so schwach, dass man kaum mit mir sprechen durfte. Doch erfuhr ich, dass mein Freund täglich dagewesen war, um nach mir zu fragen, und meine Mutter gab mir selbst einen Brief von ihm. Es war ein Gedicht, in dem er die Genesung, diese Tochter des Himmels, anflehte, herabzusteigen und mich zu befreien von der Qual der Schmerzen. Es war schön und edel, wie das Gefühl, das uns vereinte. Ich konnte nach und nach, einzeln, meine Freunde wieder sehn. Seine Reihe kam auch. Er trat ein und ich reichte ihm die Hand entgegen. Er gestand mir nachher, dass er in dem Augenblick gefühlt habe, wie alle Bedenken meinerseits gewichen seien, und dass wir nun, selig vereint, auf der heiligen Fluth der Liebe dahinziehen würden zu den Gestaden des Geistes und der Schönheit. So war es auch: Liebe und Poesie kehrten mit der Gesundheit zurück. Ich war noch auf meinem Lager der Genesung, als der erste Schnee fiel. Die rauhe Gestalt des nordischen Winters betrübte mich tief. Ich gedachte mit Sehnsucht des Südens, wo der Arme, mit seiner Sonne, mit seinem freigebigen Boden, auch in Lumpen noch den edlen, menschlichen Typus bewahrt, während Hunger und Kälte im Norden den Menschen zur Jammergestalt entstellen. Ich wendete mich mehr und mehr den sozialen Fragen zu, an

die ich zunächst herangetreten war, um das Ideal christlichen Erbarmens zu verwirklichen. Mit Theodor diskutirte ich dieselben. Nach den ersten Besuchen, die er mir während meiner Genesung machte, kam er plötzlich selten. Ich empfand seine Abwesenheit mit tiefem Schmerz, und hätte ich nicht täglich einige Zeilen von ihm erhalten, ich hätte es kaum ertragen. Endlich erfuhr ich als schönste Ueberraschung, was ihn fern gehalten hatte. Er hatte sein erstes Buch vollendet, in welchem er sich öffentlich vom orthodoxen Christenthum lossagte und Christus als Menschen, Reformator und Revolutionär darstellte, der nichts Anderes hatte einführen wollen, als ein gereinigtes Judenthum und eine edlere Moral. Nachdem Theodor sein Examen als Canditat der Theologie längst glänzend bestanden hatte, brach er plötzlich durch diesen kühnen Schritt mit einer doppelten Tradition, mit der der Kirche und der seiner theuersten persönlichen Beziehungen. Für seine Eltern war es eine harte Probe; sein Vater war der erste Geistliche im Lande, seine Mutter hatte gehofft, in diesem geliebtesten Sohn den Ruhm ihres Vaters wieder aufleben und einen neuen Vorfechter des Protestantismus erstehen zu sehen. Dennoch, trotz ihrer Enttäuschung, konnte sie nicht umhin, die schöne Schrift ihres Sohnes zu bewundern und ein schmerzliches Glück beim Lesen derselben zu fühlen. Ich war ganz versenkt in dieses Buch. Nicht

nur, dass ich den Geist und die Poesie des geliebten Autors bewunderte, sondern, indem ich las, fiel auch ein Schleier nach dem andern von meinen Augen. Ich erkannte, dass alle meine schmerzlichen religiösen Kämpfe nur die legitime Empörung des freien Gedankens gegen die versteinerte Orthodoxie gewesen waren, und dass das, was ich für schuldig gehalten hatte, die Ausübung eines ewigen Rechts gewesen war. Ohne zu zögern folgte ich meinem Freunde in die scharfe, gesunde Luft der Kritik. Er hatte seine Besuche wieder aufgenommen, und unsere Gespräche drehten sich fast ausschliesslich um diese Gegenstände. Es kostete mich nichts, der Idee von Christus als Vermittler zwischen Gott und Menschen zu entsagen, denn ich hatte nie die Nothwendigkcit dieser Vermittelung begriffen. Ebenso wurde es mir leicht, Gott aus der engen Grenze der Individualität, in die ihn das christliche Dogma einfasst, zu befreien: in der That war dies längst in meinen Gedanken geschehen. Schwer wurde es mir nur, dem Glauben an die persönliche Uusterblichkeit zu entsagen. Ich hatte diese herrliche Phase des persönlichen Egoismus, diese poetische Anmassung des Ichs, das sich ewig bejahen möchte, diesen Traum der Liebe, die kein Ende kennen will, sehr geliebt. Während unsere Discussionen über diesen Punkt noch dauerten, schrieb er mir einmal: »Sie sträuben sich noch ein wenig

dagegen, dass alles Vergängliche vergänglich sei. Wenn ich in meinem Herzen den Glauben an seine eigene Unsterblichkeit fände, so würde die Vernunft mich nicht daran irre machen. Es sind nicht die kleinen und schlechten Geister, sondern die guten und grossen, die an ihre eigene Unsterblichkeit geglaubt haben. Aber ich habe diesen Glauben nicht. Wenn ich von Unsterblichkeit sprechen wollte, dann müsste jede Rose, jeder Frühlingskranz, der Gesang der Nachtigall, und Alles, was je mein Herz entzückt hat, mit mir kommen, und ich weiss doch, dass die Rose welkt, dass die Kränze zerfallen, die Augen erlöschen, die Haare bleichen, und das Herz selbst, mit seiner Liebe, in Staub zerfällt. Unsterblichkeit ist nur in der Poesie. Der Geist ist nur Geist, weil er frei ist von jeder Form, von jeder Individualität. Mein Geist ist nicht mein Geist, sein eigentliches Wesen ist der universelle Geist. Er ist das Leben, das sich unter der einen oder anderen Form fortsetzt, und sie verlässt, wie der Duft die abgefallene Blüthe verlässt. Das Dogma folgerte daraus ganz logisch, dass der Körper, »das Fleisch«, auch auferstehen müsse, denn es giebt keine Individualität ohne das Fleisch. Aber diese Folgerung war nur möglich für ein Dogma, welches Wunder, die den Naturgesetzen zuwider sind, für möglich hielt und ein letztes Gericht nöthig hatte beim Schalle der Posaunen und dem Zusammensturz der Elemente. Dieses

Dogma ist so einig in sich, dass Sie es ganz zerstören, wenn Sie ihm nur den kleinsten Theil nehmen, so wie das Samenkorn sich zerstört, wenn der Keim treibt. Man ist im Frühling angekommen und trägt noch aus Gewohnheit einen Winterhut. Es giebt keine Wunder in der Natur, denn die Natur ist natürlich: es giebt kein Wunder im Geist, denn der Geist ist geistig. Es giebt nur ein Wunder: das ist der Geist in der Natur, im Universum. Es ist das Wunder des Daseins, aber er macht keine Wunder, er offenbart immer das eine. Die Materie ist unbewusster Weise unsterblich; die Blume, die aus den Atomen eines Dichterhauptes entspringt und ihre Wurzeln daraus nährt, hat keinen Geist. Diese Unsterblichkeit theilt der Mensch mit der Blume, die ihre Atome auch wieder andern Blumen oder andern Formen giebt. Die andere Unsterblichkeit ist frei, ist nicht nothwendig, ebenso wie der Geist sich nicht nothwendig in jedem Menschen entwickelt. Der Geist also, der unsterblich sein will, muss sich unsterblich machen. Die leibliche Persönlichkeit des Menschen ist unsterblich in seinen Kindern. Seine geistige Unsterblichkeit existirt nur in den Kindern seines Geistes, die auch nicht er selbst sind, aber von ihm erzeugt und ihm ähnlich. Diese Kinder sind seine Gedanken, die übergehn und sich fortsetzen in anderen Menschen, oder die Bilder der Erinnerung, die unsterblich in den liebenden und

geliebten Herzen leben. Und glauben Sie, dass wenn eine theure Hand mir einst die Augen schliesst, oder wenn ich in der letzten Stunde allein, an die denken kann, die ich liebte oder die mich liebten, glauben Sie, dass ich, in Gegenwart all der Liebe, die ich gekannt habe, noch etwas für mich wünschen würde?«

Der Bund unserer Herzen wurde doppelt fest und heilig während dieser Verständigungen über die höchsten Angelegenheiten des menschlichen Lebens, und ich verweigerte auch von meiner Seite nicht länger das Bekenntniss der tiefsten, heiligsten Liebe. Wir sahen uns fast nie ohne Zeugen, und nur Blicke und flüchtige Worte konnten von einem Herzen zum andern sprechen. Aber der Briefwechsel dauerte ohne Unterbrechung fort, und jeder Zweifel, jeder Schmerz wie jede Freude, jeder neue Gedanke, jeder poetische Erguss wurde dem geliebten Du anvertraut, dessen Antwort fast immer das Echo des eigenen Herzens war. Wir erhielten so sehr immer Alles Eins vom Andern, dass wir kaum mehr wussten, wem der oder jener Gedanke zuerst angehört hatte. Er schrieb mir einmal:

»Möge es so sein wie du sagst; möge Alles, was der Geist will, sich in mir erfüllen; dass keine Blume, die mich erfreut, kein Glück, welches mich entzückt, je mich trenne vom Dienste der Menschheit, welcher das Ziel, der Magnet geworden ist, der mich anzieht und fortführt —

ich weiss nicht wohin; ich fühle nur, dass es eine Strömung ist, die zum Ideal leitet. Welche sanfte Freude, dir das sagen zu können, es dem Herzen sagen zu können, das mich versteht, dem Herzen, dessen Reinheit die Flamme geworden ist, die meinen Geist erwärmt und mein Herz reinigt und veredelt! Nur dir kann ich das Alles anvertrauen, denn es gehört dir Alles so sehr, dass ich nicht mehr weiss, ob etwas von dem Allen mein ist. Die sanften Worte, mit denen du mich so oft wie in einen ewigen Frühling hinaufgetragen hast, das Vertrauen, welches du mir in das Herz pflanztest, die grosse, freie Liebe, die du mir geschenkt hast — Alles das ist mein eigen geworden, und ich lasse es selig über Alles sich verbreiten, was in meinem Herzen zum Leben une Licht drängt. Dann kehrt es von mir zu dir zurück; du hörst deine eigenen Gedanken, und indem du mich lobst, erhebst du nur, was dir gehört. Du empfängst es von mir wieder, vermehrt durch meine Liebe. Und wenn es mir eines Tages gegeben ist, andere Herzen durch meine Ideen zu erwärmen, wenn ich einen Funken in die Geister werfen kann, einen kühnen Ton, der ihnen scheinen wird wie das Rauschen des Windes im Wald von der Morgenröthe — Alles wird ihnen von dir kommen. Es wird dein Geist sein, der ihnen prophetisch vom Reiche Gottes reden wird. Endlich, wenn in der Zukunft meine Worte in jungen Seelen wiedertönen, wenn ich dem Volke von den

Aposteln und den Helden des Geistes rede, so werde ich an dich denken; ich werde dich wiedersehen, ein reiner, glänzender Stern in der Nacht meiner Seele, und werde mir sagen: es sind deine Strahlen, die durch mich sich in den grossen Strom der Welt verbreiten, mit der Hoffnung, sie zu erlösen.«

So lebten wir ein Leben für uns, ausserhalb der Welt, ein Leben der Schönheit, des geistigen Fortschritts, der reinen vorwurfslosen Liebe.

Der Frühling war gekommen; die Kleine und ich machten häufige Spaziergänge in der freundlichen Umgebung der kleinen Residenz, und der Bruder begleitete uns oft, denn Niemand fand es unpassend, dass zwei junge Mädchen von einem jungen Mann begleitet wurden, welcher der Bruder der Einen war. Wie Goethe aus seiner Jugend von der glücklichen Freiheit erzählt, die im Umgang junger Leute beiderlei Geschlechts herrschte, so war es damals auch noch in den kleineren deutschen Städten, und diese Freiheit war sicher sittlicher und menschlicher, als die conventionellen Formen der modernen Gesellschaft. Wir genossen also in Freiheit all des Glücks, welches ein Trio, verbunden wie das unsere es war, finden musste.

Eines Sonntag-Morgens waren wir früh aufgebrochen, um einen der höchsten Gipfel der waldigen Berge in der Nähe der Stadt zu besteigen. Dort erhob sich ein Tempel, welcher

der Unterbau eines historischen Monuments werden sollte, des sogenannten Hermann-Denkmals auf der Grothenburg im Teutoburger Wald; da wo Hermann-Arminius den Varus schlug. Von dem flachen Dache dieses Tempels übersah man die bewaldeten Hügelwellen des Gebirgszugs und darüber hinaus eine weite Ebene, hier und da mit Dörfern bestreut. Am Horizont verlief sich die Aussicht in die unbestimmten Farbentöne einer jener grossen Haiden, wie sie im nördlichen Deutschland häufig sind und die eine gewisse wilde, melancholische Poesie haben. Alles das glänzte im ersten Grün an einem schönen Maimorgen. Der Himmel hatte nicht ein Wölkchen aufzuweisen, die ganze Natur athmete Jugend, Unschuld und Glück.

Einige Bauern mit ihren Frauen waren auch oben, wohl um sich des Sonntags zu freuen.

»Mir kommt ein Gedanke,« sagte ich zu Theodor; »möchten Sie nicht eine kleine Sonntagsrede halten vor dieser kleinen Gemeinde hier?«

Die »Kleine« schloss sich meiner Bitte mit Entzücken an und, wie um unsere Bitte zu unterstützen, erschollen in demselben Augenblick die Glocken in den Dörfern unten, um die Menschen zur Kirche zu laden. Wir ersahen an Theodor's Lächeln, dass er auf unsere Bitte einging. Er entblöste sein Haupt und sagte den Bauern, dass er hier oben vom wahren Reiche Gottes, vom Reich des Friedens,

der Brüderlichkeit und Liebe reden wolle. Diese sahen ihn Anfangs mit Erstaunen an, dann aber entblössten auch sie das Haupt und stellten sich schweigend im Halbkreis auf, wohl beherrscht von dem Zauber des edeln Antlitzes, das mir auch nie vergeistigter und liebenswerther erschienen war. Er sprach von dem, was den gewöhnlichen Gegenstand unserer Unterhaltungen bildete von dem Reich der Liebe, das sich auf der Erde verwirklichen müsse und nicht erst jenseits des Grabes; jenes Reich, wo Herz und Geist den einzigen Adel verleihen, wo Pflichterfüllung und Arbeit die einzige Ehre des Menschen sein würden. Die tiefe, sanfte Stimme des Redners, der Weihrauch, den das Frühlingsgrün spendete, der freudige Hymnus, den die Vögel in den Zweigen dem jungen Licht entgegen sangen, der blaue Dom des Himmels über uns — Alles das war eine Scene, die auch die härtesten Herzen bewegen musste. Die einfachen Landleute betrachteten ihn, als er geendet hatte, wie die Fischer am See von Genezareth Christus betrachten mochten, als er ihnen zuerst vom Reiche Gottes sprach, in dem man seinen Nächsten lieben müsse wie sich selbst. Seine Schwester ergriff seine eine Hand, ich die andere zum stummen Dank. Dann verliessen wir, nach einen freundlichen Abschied von den Landleuten, den Ort und stiegen auf frischgrünen Waldpfaden schweigend hinab, denn unsere Herzen verstanden sich ohne Worte.

Während wir so die sanften Freuden einer reinen Liebe genossen, sammelten sich Wolken über unseren Häuptern. Die Natur des Gefühls, welches uns vereinte, konnte unseren beiderseitigen Familien kein Geheimniss mehr sein, obgleich weder Theodor noch ich davon auch nur mit einem Wort gesprochen hatten. Ein sehr entschiedenes Missvergnügen zeigte sich, ohne dass man es aussprach. Die Famimilie meines Freundes hatten wohl hauptsächlich nur das entgegenzusetzen, was ich selbst Anfangs gegen meine Liebe einzuwenden versuchte, nämlich dass ich vier Jahre älter war als er, und die Freiheit seiner Zukunft, die er sich ganz selbst schaffen musste, nicht in so frühe Fesseln gelegt werden sollte. Meine Familie sah ausser diesen Schwierigkeiten noch eine andere, grössere. Er war Demokrat, bekannte es frei und wurde es von Tag zu Tag mehr, je mehr sein kritischer Blick den unermesslichen Abstand der existirenden Zustände von seinem Ideale ersah. Die meisten jungen Leute der Gesellschaft, seine Schul- und Universitätskameraden, hassten ihn, wie sein Vater es vorausgesagt hatte, seiner Superiorität und des besseren Gebrauchs wegen, den er von seiner Zeit machte. Die Damen und jungen Mädchen mochten ihn nicht, weil er sich nur mit wenigen unter ihnen beschäftigte, wenn er in Gesellschaft erschien — mit denen nämlich, mit denen er über andere Dinge, als Strickstrumpf und Küche sprechen konnte. Mein

Schwager und auch mein Bruder waren sehr aufgebracht gegen ihn, weil er einen Artikel geschrieben hatte, worin er die grossen Ausgaben für das Theater auf Kosten des armen Volks, das die Steuern zahlen müsste, tadelte. So weit ging der Absolutismus damals in Deutschland, dass in einem solchen Duodezländchen, wie das, von dem ich hier spreche, kein freies Wort, kein gerechter Tadel über Angelegenheiten, die das allgemeine Wohl betrafen, ausgesprochen werden konnte, und dass ein Mensch verpönt wurde, der an den Nimbus dieser kleinen Majestäten zu rühren wagte. Mein Schwager grüsste Theodor kaum noch, sprach nie mit ihm und sah meine Beziehungen zu ihm mit entschiedener Missbilligung. Diese Opposition in meiner Familie beunruhigte meine Mutter sehr. Sie kannte meine Natur zu gut, um nicht zu wissen, dass eine solche Liebe mächtige Wurzeln in meinem Herzen schlagen würde und dass, wenn sie Widerstand finden sollte, tiefe Schmerzen die Folge davon sein müssten.

Ich bemerkte das Alles sehr wohl und war tief betrübt darüber. Das Gefühl, welches ich für Theodor hatte, war die schönste und edelste Blüthe meines Wesens. Aber je mehr meine Liebe mir heilig war, je mehr verschloss ich sie in die Tiefe meines Herzens. Ich glaube, dass diese tiefe, keusche Scham die Eigenschaft jedes grossen reinen Gefühls ist. Wenn jedoch ein solches Gefühl unge-

rechterweise angegriffen wird, so findet es sogleich den Heldenmuth, sich zu bekennen und zu vertheidigen, und wäre es vor der ganzen Welt. Ich musste also durch diesen zweiten Grad hindurchgehen. Zunächst fing ich an, mich von der Gesellschaft zurückzuziehn, von der er ausgeschlossen wurde. Wenn ich ihm aber auf der Ressource oder sonst wo begegnete, so sprach ich mehr mit ihm, als mit jedem Andern. Ich trotzte den missbilligenden Blicken meines Schwagers und dem halb spöttischen, halb unwilligen Ausdruck auf den Gesichtern meiner Bekannten, die empört waren, dass ich ihnen einen »Demokraten« vorzog, welcher noch dazu ganz gleichgültig gegen ihre Nichtachtung schien. Schwerer zu tragen war mir das Missvergnügen meiner Mutter, welches anfing sich in Vorwürfen und bitteren Bemerkungen Luft zu machen, die um so schmerzlicher für mich waren, als ich nicht von ihrer Seite daran gewöhnt gewesen war, und sie einst eine wahre Begeisterung für Theodor gehabt hatte. Eines Abends hatte ich die Meinen zu einem Ball auf der Ressource begleitet, obgleich ich nicht mehr tanzte. Theodor war auch dort und da er auch nie tanzte, so setzte er sich zu mir und blieb da den grössten Theil des Abends, in die schönsten Gespräche vertieft. Als wir nach Haus zurückkehrten, sah ich den Ausdruck der Verstimmung auf dem Angesicht meiner Mutter, und bald brach sie in

heftige Vorwürfe aus, dass ich mich ganz öffentlich so ausschliesslich mit diesem Menschen beschäftigt und mich allen Bemerkungen preisgegeben habe. Anfangs antwortete ich sanft und begütigend, dann aber übermannte mich das Gefühl, so ungerecht behandelt zu werden, und zum ersten Mal in meinem Leben wurden harte Worte zwischen mir und meiner Mutter ausgetauscht. Ich litt unsäglich dabei; es war die erste tiefe Wunde für meine Liebe zu der Familie, und ich fühlte, dass ich von nun an durch viele Kämpfe zu gehen haben würde.

Ungeachtet meiner Schüchternheit und Demuth war ich doch auch sehr stolz. Oft hatte ich schon früher zu meiner Schwester gesagt, der Grundsatz meines Lebens solle sein: »Von Wenigen geliebt, von Allen geachtet.« Liebe schien mir ein zu hohes heiliges Geschenk, um es von Vielen erlangen und ertragen zu können, denn rechte Liebe kann man auch nur Wenigen geben; aber Achtung ist die Frucht unseres sittlichen Verhaltens, und sie müssen wir auch selbst dem Feinde einflössen. Dennoch empfand ich jetzt, dass die grosse Anerkennung, deren ich bisher genossen, anfing sich zu vermindern. Welches aber war die Schuld, die ich begangen hatte? Einen jungen Mann zu lieben, dem auch seine Feinde keinen ernsten Vorwurf machen konnten, und endich die Ziele zu verstehen, nach denen

meine ganze Jugend ein unbewusstes Wandeln gewesen war? Es fiel abermals ein Schleier von meinen Augen. Ich sah ein, dass ich nicht mehr das sanfte, nachgiebige Geschöpf war, das, um Niemand zu verletzen, sich Allem unterwarf, und den Weg, den Alle gingen, mit ihnen ging aus Gehorsam und Gefälligkeit. Ich fühlte, dass ich eine Individualität wurde, mit Ueberzeugungen und mit der Energie, sie zu bekennen. Ich begriff nun, dass dies mein Verbrechen sei. Die allgemeine Anerkennung fing an ihren Werth für mich zu verlieren, und ich sah ein, dass ich hinfort nur mein Gewissen zur Richtschnur nehmen und nur thun würde, was dasselbe mir vorschrieb.

Aber der Kampf wurde alle Tage schwerer. Mein Vater kam wieder während des Sommers, um uns zu sehen. Ach! und auch mit diesem geliebten Vater fühlte ich mich nicht mehr im Einklang über wichtige Lebensfragen. Die Politik hatte einen grossen Platz in meinen Gesprächen mit Theodor eingenommen, und die Entwicklung meiner Gedanken zu demokratischen Ansichten war die natürliche Folge davon. Ich hatte oft in den Briefen an meinen Vater Fragen über politische Gegenstände gethan, um, wenn es möglich wäre, meine Ideen nach den seinigen zu bilden. Er hatte mich einmal an Guizot und seine Politik verwiesen, die ich beobachten sollte, wenn ich mir richtige Ideen bilden wollte. Meist aber

hatte er meine Fragen unbeantwortet gelassen, da er diese Dinge als ausserhalb der weiblichen Sphäre liegend betrachtete. Doch erinnere ich mich des Augenblicks, wo ein tiefer Schmerz mein Herz durchzuckte, als eine seiner Aeusserungen bei einem Gespräch mir plötzlich hell die Kluft beleuchtete, die sich zwischen seinen Ansichten und den meinen aufgethan. Er war von den Veränderungen unterrichtet worden, die man in meiner Art zu denken vorgehen sah und die man nicht einer logischen Folge meiner geistigen Entwicklung, sondern als einen beklagenswerthen Einfluss der »unglücklichen Neigung« für einen Menschen mit excentrischen und falschen Ansichten betrachtete. Es ist dies ein sehr häufig vorkommender Irrthum der Orthodoxen in Religion und Politik: wenn ein Geist sich von ihren Gesetzen befreit, so schieben sie die Schuld dieser Emanzipation auf irgend eine äussere Ursache, auf eine geistige Verführung, und denken nicht daran, dass es die innere Logik des tiefsten Wesens ist, die nur durch die Umstände an das Tageslicht gefördert wird.

Mein Vater sprach mit mir nicht darüber; es war durchaus keine absolute Nothwendigkeit da, weder von der einen, noch der andern Seite, das Schweigen zu brechen, aber der innere Bruch fühlte sich doch durch, und dieses Gefühl war um so schmerzlicher, als wir uns deshalb nicht weniger liebten. Ich

sah Theodor fast gar nicht. Man forderte ihn nicht auf zu kommen, ich wünschte es selbst nicht, weil ich wusste, dass seine Begegnung mit meinem Vater nicht so sein würde wie mein Herz es bedurfte. Ich sah ihn nur, wenn ich von Zeit zu Zeit die »Kleine« besuchte, aber auch das konnte ich nicht oft thun, da der grösste Theil unserer Zeit meinem Vater gewidmet war. Die Briefe meines Freundes waren mein einziger Trost. Eines Tages fand ich aus, dass ich einen Brief nicht erhalten hatte, und erfuhr, dass er meiner Mutter gegeben worden war. Ich fragte sie danach, sie gab ihn mir zurück, — aber — geöffnet und gelesen. Das war ein schwerer Schlag für mein Herz. Ich hätte diesen Brief der ganzen Welt zeigen können, und umsomehr meiner Mutter. Sie waren reicher und schöner als viele, welche veröffentlicht worden sind und die Bewunderung der Welt erregt haben. Aber sie waren so sehr m e i n, dass ich sie mit Niemand auf Erden theilen konnte. Die Liebe kam bei mir, wie einst die Religion, aus den unergründlichen Tiefen der Seele und war ein zu innerliches Theil meiner selbst, um discutirt zu werden. Ich habe niemals das frivole, oberflächliche Gefühl begriffen, das allen Freundinnen und Bekannten mitzutheilen ein Bedürfniss ist. Die tiefe ewige Liebe schien mir der Sonne ähnlich, die man an ihren wärmenden, wohlthuenden Strahlen erkennt,

in die man aber nicht hineinsehen kann, weil ihr Licht zu sehr blendet. Die Begebenheit mit dem Briefe trug viel dazu bei, den Geist der Empörung in mir zu nähren. Das Gefühl, dass sich aller Augen entzogen hatte, um seine Heiligkeit nicht zu profaniren, stand nun in Waffen auf, um sein legitimes Recht vor der Welt zu vertheidigen.

Es ereignete sich u. A. einmal, dass, als wir in einem öffentlichen Garten, wo man Kaffee trank und Musik anhörte, in einem Kreis von Bekannten sassen, Theodor vorüber ging, grüsste, sich uns aber nicht näherte, und noch mehrere Mal in unsere Nähe kam, ohne mit mir zu reden. Nach Haus zurückgekehrt, schrieb ich ihm, um die Ursache dieser Vernachlässigung zu erfahren. Er antwortete mir scherzend, dass er mich nicht der Verlegenheit habe aussetzen wollen, den verachteten Demokraten im Kreise meiner hochadeligen Bekannten anzuerkennen. Das nächste Mal, als wir an diesem Ort waren, ging ich auf Theodor zu, sobald ich ihn erspähte, und wandelte lange mit ihm auf und ab in den Alleen des Vergnügungsortes, vertieft wie immer in die ernstesten Gespräche. Ich wusste, dass man uns mit Erstaunen betrachtete. Eine junge, stolze, aristokratische Schönheit, die mir immer viele Freundschaft bezeigt hatte, begegnete uns am Arme ihres Bräutigams, eines Barons. Sie sah mich erstaunt, fast erschrocken an, als wollte sie sagen: »Ist es möglich, dass

du dich so herablassen kannst? Hast du die Bedeutung der kleinen Silbe vor deinem Familiennamen vergessen? Diesen Demokraten, diesen unmoralischen Menschen, der die Kirche — der die Berechtigung des Adels leugnet, den konntest du erwählen?«

Das Alles stand so klar auf ihrem Gesicht geschrieben, dass ich im Begriff war zu lachen. Aber eine härtere Probe war es für mich, an meinen Eltern vorüber zu gehen. Ich konnte nicht auf sie zueilen und Theodor meinem Vater vorstellen; das wäre wie eine Herausforderung ihrer öffentlichen Zustimmung gewesen. Ich wusste, dass ihnen das schmerzlich peinlich gewesen wäre, und auf der andern Seite wollte ich meinen Freund nicht einer kalten und gezwungenen Aufnahme aussetzen. Ich fühlte mit Schmerz die Pein, die ich ihnen verursachte, aber ich musste dem Manne, den ich liebte, diesen Beweis der Neigung geben, ich musste eine edle Liebe durch das Bekenntniss derselben vertheidigen.

Der Widerstand, den ich fand, wuchs noch nach der Abreise meines Vaters; aber mein Gefühl hatte schon die feste Gestalt gewonnen, die keine irdische Macht mehr zerstören kann.

Im Herbst wurde Theodor krank und ich verbrachte angstvolle Stunden, umsomehr, da er einen Ruf als Redacteur einer Zeitung in einer grossen norddeutschen Stadt angenommen hatte, und uns demnächst also Trennung bevorstand. Ich verwünschte in meinem Herzen

die Vorurtheile der Welt, die es mir unmöglich machten, hinzugehen und den Mann, dem meine heiligsten Gefühle gehörten, zu pflegen und zu trösten, denn er litt sehr. Als ich wusste, dass er besser war und in das Zimmer seiner Mutter herunterkam, ging ich hin, ihn zu sehen. Es war am Vorabend von Weihnacht. Ich fand ihn mit seiner Mutter und der »Kleinen«. Die Unterhaltung zog sich hin bis zur Dämmerung. Da fingen die Glocken der nahen Kirche an zu läuten und verkündeten das Fest des folgenden Tages. Wir schwiegen Alle; diese Glockentöne, die den Weihnachtsabend verkündeten, riefen eine Welt von poetischen Erinnerungen zurück: die glücklichen Tage der Kindheit, wo die Mutterliebe schon Wochen voraus mit süssem Geheimniss die Vorbereitung der Geschenke umgab und endlich mit unzähligen Lichtchen den Baum schmückte, der symbolisch das Licht darstellte, welches in dieser heiligen Nacht sich in die Welt ergossen hatte; dann die Mitternachtsfeier, wo man in der erleuchteten Kirche mit Gesang und Predigt die Botschaft der Engel pries, dass nunmehr Frieden auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen sein solle; endlich die ganze rührende Legende von der Erlösung der Menschheit, Fleisch geworden in dem Kinde der armen Tochter des Volks. Mit diesen Tönen und diesen Erinnerungen zog ein magnetischer Strom von einem Herzen zum andern, verständlich, wenngleich ohne Worte.

Man brachte Licht und anderer Besuch kam. Ich konnte in diesem Augenblick kein gleichgültiges Geschwätz ertragen, nahm Abschied und ging in das Zimmer, wo ich Hut und Mantel gelassen hatte, um mich zum Fortgehen anzukleiden. Das Zimmer war nur durch den Mond erhellt, ich hatte die Thür offen gelassen. Theodor, der aus demselben Grund den Salon verlassen hatte, wie ich, trat herein. »Liebe Freundin, es war zu peinlich, sich so wiederzusehen,« flüsterte er, umschlang mich mit seinen Armen, und zum ersten Mal begegneten sich unsere Lippen. Dann eilte er in sein Zimmer und ich wandelte heim durch die helle Mondennacht, deren unzählige Sterne sich in meinem Herzen spiegelten.

Seine Genesung ging langsam vorwärts und ich sah ihn wenig; er kam nicht mehr gern zu uns, denn er fühlte, dass er nicht willkommen war. Ebenso war auch ich nicht frei und glücklich in seinem elterlichen Hause. Ich blieb jetzt oft allein, denn ich ging fast gar nicht mehr in die Gesellschaften, wo ich ihn nicht fand, und wo man ihn, wie ich wusste, hasste und mich seinetwegen tadelte. In meiner Familie fühlte ich mich einsam und traurig; der Mangel an Uebereinstimmung, nicht ausgesprochen, aber tief empfunden, lag schwer auf mir. Es war mir daher eine Wohlthat, allein zu sein und dem Strom der Gedanken folgen zu können, die sich an die Gespräche mit meinem Freund knüpften und die immer heller und bestimmter in mir wurden.

Eines Abends, wenige Augenblicke vor Anfang des Theaters, kam er einmal, da er doch die Höflichkeit gegen die Meinen aufrecht erhielt. Ich hatte zufällig gesagt, dass ich nicht mitgehen würde, da man Robert den Teufel gab, eine Oper, die mir schon lange widerwärtig war wegen ihrer Effecthascherei und ihrer unwahren Musik. Als Theodor hörte, dass ich zu Haus bliebe, bat er um die Erlaubniss, noch etwas bleiben zu dürfen nach der Abfahrt der Andern. In dieser Beziehung hatte von jeher in unserer Familie ein Toleranz geherrscht, welche die, welche sie ausübten, eben so sehr ehrte, wie die, gegen welche sie ausgeübt wurde. Man konnte in diesem Fall nicht wohl eine Ausnahme machen. Wir blieben also allein, beinah zum ersten Mal, seit wir uns kannten. Das Glück, uns endlich einmal ohne Zeugen Alles sagen zu können, was das Herz füllte, war so gross, dass es mir genügt hätte, aber Theodor begnügte sich nicht damit, er umschlang mich und drückte mich an sein Herz. Wir blieben lange so, stumm, versunken in jenes Wonnemeer, das schon so Viele besungen haben, und das doch einem Jeden, der selig darauf sich wiegt, eine neue unsagbare, so noch nie von Anderen empfundene Offenbarung ist.

Endlich sagte er: »Und dennoch frei!«

»Wie stolz!« erwiderte ich lächelnd; »aber ich bin es nicht minder; ja, nie möge ein Glück uns theuer und heilig sein, das nicht verträglich ist mit der Freiheit.«

Kurz waren die schönen Augenblicke. Er verliess mich, die Meinen kehrten aus dem Theater zurück, ich war äusserlich ruhig wie immer und in mir war ein tiefer unergründlicher Friede.

Indess kam eine neue schwerere Prüfung als die vorhergehenden, die mich auch zu einem energischeren Schritt als die früheren nöthigte. Meine Mutter beschloss ihre grosse jährliche Gesellschaft zu geben, zu welcher auch die jungen Prinzen und Prinzessinnen des fürstlichen Hauses eingeladen wurden. Früher hatten mir diese Festlichkeiten in unserem Hause Freude gemacht. Es wurde meist getanzt, und ich tanzte gern mit den beiden ältesten Prinzen, von denen besonders der zweite mir viele Sympathie einflösste. Jetzt wusste ich, dass man auf dem Schloss, wie überhaupt in der Gesellschaft, sehr verändert gegen mich war. Meine »demokratischen Gesinnungen« missfielen diesen kleinen Herrschern über einige Quadratmeilen Land. Diesmal sollte nun unser Fest kein Ball sein, sondern eine Gesellschaft, in der von Künstlerhand lebende Bilder gestellt werden sollten. Alle derartigen Belustigungen interessirten mich kaum noch, doch gab ich mich bereitwillig wie immer zur Hülfe bei den Vorbereitungen her, als meine Mutter mir plötzlich ankündigte, dass es unmöglich sei Theodor einzuladen. Seine Familie würde natürlich gebeten werden, da sein Vater zu den ersten Personen des kleinen Staates ge-

hörte, aber mein Schwager habe erklärt, dass man den jungen Prinzen unmöglich die Beleidigung zufügen könne, sie in denselben Salon zu bitten mit einem Menschen, der einen so tadelnden Artikel gegen die unschuldigen Neigungen ihres Vaters geschrieben habe, und dass er (mein Schwager) nicht kommen würde, wenn Jener käme. Meine Mutter hatte diesen Rücksichten nachgegeben, wenngleich es ihr schwer wurde meinetwegen. Der bitterste Hass hätte keinen schmerzlicheren Schlag erfinden können, und er kam mir von meiner Familie, von guten, liebenden, gebildeten Wesen!

Meine Schwestern waren ganz vertieft in die Vorbereitungen zu den lebenden Bildern, bei denen ihnen ein junger Künstler beistand, der seit einiger Zeit in der kleinen Residenz lebte. Er war sehr gern gesehen in unserem Haus; sanft, angenehm, mit einem hübschen Talent begabt, stiess er nie an und hatte überhaupt keine »politische Meinung.« Ich sah es mit einem Gefühl von Bitterkeit, dass dieser gute, aber unbedeutende Mensch so ganz in ihre Intimität aufgenommen wurde, dass sie ihn vorzogen, dass er die Seele alles dessen was geschah war, während der geniale, edle Mensch verbannt, ja öffentlich beleidigt wurde, weil er gewagt hatte zu schreiben, dass man mehr als erlaubt sei in einem kleinen Zwergstaat ausgebe, um der Neigung eines Fürsten zu genügen. Ich bestand nicht darauf, dass er

eingeladen würde; ich war zu stolz, um es als eine Gnade für ihn zu erbitten; aber ich erklärte, dass ich auch der Gesellschaft nicht beiwohnen würde, wenn ich nicht das feierliche Versprechen erhielte, unmittelbar nach der grossen Gesellschaft eine kleinere, aus den besten Familien bestehende, gegeben zu sehen, zu welcher er eingeladen würde. Dies wurde angenommen. Meiner Mutter that es leid, mich so zu verletzen, und sie ergriff gern dies Mittel, den Schlag zu mildern. Auch wollte sie vermeiden, dass die Sache zu bekannt würde durch meine Abwesenheit von der Gesellschaft. Dennoch hatte sich das Gerücht davon bereits verbreitet. Die Mutter Theodor's war tief verletzt durch die ihrem geliebtesten Sohne, dem Stolz ihres Herzens, zugefügte Beleidigung. Die »Kleine« und der Vater lehnten die an sie ergangene Einladung ab. Von der Familie erschien nur die älteste Schwester mit ihrem Bräutigam.

Ich sandte Theodor einen Strauss Veilchen, die ersten des Jahres, und schrieb ihm ein paar Worte, die uns Beide hoch über die Kleinlichkeit des menschlichen Verkehrs erhoben. Dann ertrug ich mit fester Haltung, durch eine innere Verachtung gegen die Thorheit der Gesellschaft unterstützt, die Qual dieses Abends. Es herrschte eine allgemeine leise Verstimmung, denn es war ganz natürlich, dass man Bemerkungen machte über die Abwesenheit einer der ersten Familien der

Stadt und über eine Neigung meinerseits, die meine Familie öffentlich verleugnete.

Den folgenden Morgen erhielt ich einige Zeilen von ihm, in denen er für die Veilchen und die Trostesworte dankte, mit denen ich ihn und mich über die Klatschereien und bösen Reden getröstet hatte, welche die Folge des Vorgefallenen sein würden. Er schloss damit: »Ich lese im Plato, um mich von dem Schmutz der modernen Welt zu reinigen.«

Einige Tage später erinnerte ich an die versprochene kleinere Gesellschaft, nicht als eine Freude, weder für ihn, noch für mich — denn welche Freude konnte uns eine Gesellschaft geben, die nur ein spöttisches Lächeln oder ein hochmüthiges Mitleid für ein Gefühl hatte, das sich über ihre Begriffe erhob? Ich verlangte das Versprechen als eine Gerechtigkeit, die uns Beiden gehörte, als ein Zeugniss, dass die Beleidigung nicht persönlich gewesen war, sondern eine Nachgiebigkeit gegen die kleinen Tyrannen. Die Gesellschaft fand statt. Die »Kleine« kam mit ihrem Bruder. Alle die geladenen Personen bemühten sich, freundlich und liebenswürdig zu sein und jedes peinliche Gefühl zu verbannen. Meine Mutter gab das Beispiel. Mein Freund, obgleich ihm der Abend eher eine Marter als eine Befriedigung war, that auch seinerseits sein Möglichstes, gesellig liebenswürdig zu sein, und er war zu reich begabt, um nicht auch dies zu können. Man bemerkte mit Erstaunen, dass dieser ge-

fürchtete Demokrat, dieser schlimme Kritiker, ein allseitig gebildeter Mensch war, mit dem es sich ganz menschlich umgehen liess. Man vermied natürlich von beiden Seiten die gefährlichen Klippen im Gespräch, und so verlief der Abend ganz gut. Die äussere Genugthuung war vollständig, aber der Pfeil war zu tief in mein Herz gedrungen, als dass man die Wunde wieder hätte heilen können. Ich hatte die Bedeutung aller dieser Vorfälle zu wohl verstanden; ich war hinfort im offenen Krieg mit der Welt, in der ich erzogen worden war, und es handelte sich nicht länger mehr um ein persönliches Gefühl, sondern um die Freiheit meiner Ueberzeugungen. Ich hatte den Kampf der Freiheit gegen die absolute Autorität begonnen.

Wir hatten aber doch noch manche schöne Stunde in dem Frühling, mein Freund und ich. Frei zwischen uns, der gegenseitigen Neigung gewiss, genossen wir in reiner Harmonie jeden Augenblick des Glücks, den uns das Schicksal gönnte. Wir trafen uns oft bei der Erzieherin der Prinzessinnen, einer liebenswürdigen, vortrefflichen, geistvollen älteren Dame, welche eine nahe Freundin der Familie Althaus war und ihn selbst von Kindheit auf kannte. Sie war auch meine Freundin, und die Ungerechtigkeit, mit der die Welt uns behandelte, empörte sie. Sehr oft, wenn die Sonne beim Untergehen die Wipfel der grossen Bäume unter ihren Fenstern vergoldete, oder

wenn die Nachtigall in den Zweigen sang, und die Gärten, welche das fürstliche Schloss umgaben, uns ihre Düfte zusandten, sassen wir vier: sie, Theodor, die »Kleine« und ich am offenen Fenster ihres traulichen Zimmers und lasen oder sprachen zusammen. Oft trieb uns Jüngere der Muthwille, unsere gute Freundin zu »gefährlichen Folgerungen« mit fortzureissen, die ihre grosse Intelligenz als logisch erkannte, welche sie aber aus traditioneller Ehrfurcht nicht eingestehen wollte. Sie las z. B. mit Stolz und Freude das Buch unseres gemeinsamen Freundes, aber sie vertheidigte mit Inbrunst den Gottessohn. Sie war im Herzen demokratisch, aber sie hielt aus persönlicher Anhänglichkeit an ihren Fürstlichkeiten fest. In besonders heiteren Augenblicken brachten wir sie sogar dazu, die Marseillaise mit uns zu singen, die wie eine Ironie in den Mauern des feudalen Schlosses klang. Sie von ihrer Seite neckte uns auch, und eines Tages sagte sie scherzend zu unserem Freund, den sie von Kindheit auf Du nannte: »Wart' nur, ich sehe es doch noch kommen, dass du an der Stelle deines Vaters einst bei den fürstlichen Diners sitzen und dich sehr gut unterhalten wirst.«

»Dann sei sicher,« erwiderte er, »dass du auch den Geist meiner Jugend hinter meinem Stuhle stehn sehn wirst, um mich zu verleugnen.«

Wenn ich von diesen freien und heiteren Vereinigungen zurückkehrte, musste ich frei-

lich dafür büssen, denn ich wurde im Kreise der Familie mit solcher Kälte empfangen, als ob ich etwas Strafwürdiges begangen hätte. O wie schlimm sind die Vorurtheile der Menschen, welche die kurzen Stunden des Glücks, die das Schicksal nur einmal giebt, vergiften und den bitteren Tropfen in den Kelch einer unschuldigen und edlen Liebe giessen! Als ob das Glück überhaupt etwas Anderes wäre als die flüchtigen Augenblicke, in denen ein erhabenes Gefühl uns über die Alltäglichkeit des Daseins erhebt. Vergällt sie Keinem, diese Augenblicke! Selbst wenn sie im Schmerze endigen, so hat man in ihnen am Born der Ewigkeit getrunken und ist gefeit gegen das Schicksal.

Der Sommer nahte und es wurde beschlossen, dass wir in das südliche Deutschland zu meinem Vater gehen sollten. Auch Theodor beschloss, da aus seinem früheren Plan, die Redacticn einer Zeitung zu übernehmen, nichts geworden war, sich in eine grössere Stadt, ein literarisches Centrum, zu begeben, wo sich ihm ein weiteres Feld seiner nunmehr ausschliesslich literarischen Thätigkeit eröffnen würde. Ein junger Bekannter von ihm, der aus jener Stadt kam, hatte ihn dafür entschieden. Dieser junge Mann machte Besuch bei uns und sagte, indem er von ihm sprach: »Er wird ein zweiter Lessing werden und hat eine grosse Zukunft.«

Wir mussten uns also trennen. Es war

mir wie ein Todesurtheil. Aber nicht für einen Augenblick kam mir der Gedanke, seine Freiheit zu beschränken, ein Versprechen von ihm zu verlangen, ihn zurückzuhalten von den Kreisen, wo sein Geist seine Schwingen mächtiger entfalten könnte. Im Gegentheil: als meine Mutter, von meinem stummen Leide gerührt, das gegenseitige Schweigen brach und mir anbot, bei meinem Vater die Vermittlerin einer Liebe, von der mein Lebensglück abzuhängen schien, zu werden und durch des Vaters Einfluss Theodor eine Stellung zu verschaffen, die unsere Vereinigung möglich machen könnte, dankte ich ihr herzlich für ihre Liebe, die über ihr Vorurtheil siegte, wies das Anerbieten aber vollständig zurück. Der Gedanke an die geringste Verpflichtung, an das mindeste äussere Band bei einer Neigung, die auf Allem was heilig und schön in uns war beruhte, war mir zuwider. Ich hatte lange gegen dieses mächtige Gefühl angekämpft, als ich es entstehen fühlte. Theodor selbst hatte es entfesseln helfen, indem er mich zur Freiheit erzog. Jetzt waren Liebe und Freiheit so sehr eins in mir geworden, dass mein Gefühl gegen ihn nur unbegrenztes Vertrauen war. Mehr als einmal hatte ich ihn zurückgehalten, wenn er schwören wollte, dass seine Neigung ewig sein werde. Ich begriff es nicht, dass eine Liebe wie die unsere enden könne, und wenn sie es konnte, wozu half dann ein Schwur? Wir hatten niemals

von Ehe gesprochen, und ich hatte kaum daran gedacht. Wir mussten uns lieben, durch diese Liebe besser werden und den höchsten Zielen zustreben. Das war unser Schicksal. Was die Zukunft uns sonst noch vorbehielt — wir mussten es in Ergebung erwarten.

Er reiste einige Tage früher als wir. Den Tag vor seiner Abreise kam er Nachmittags, um Abschied zu nehmen. Die Meinigen, aus einem Gefühl der Schonung, für das ich ihnen Dank wusste, liessen uns allein. Das einzige Versprechen, welches ich von ihm verlangte, war das, mir alsbald zu schreiben, wenn ein neues Gefühl sich seines Herzens bemächtige. Er sagte lächelnd: »Als ob man auch deinesgleichen so Viele in der Welt fände!«

Noch einmal entfaltete er vor mir den ganzen Reichthum seines Geistes, seiner Phantasie. Noch einmal erhob er mich mit sich in die höchsten Regionen des Ideals, während ich, an seine Schulter gelehnt, ihm zuhörte, um in dieser letzten Stunde noch eine Ewigkeit von Glück zusammen zu fassen.

Am folgenden Morgen erhielt ich diese Zeilen, die er im Augenblick der Abreise geschrieben hatte: »Sei stark und vergiss nicht, was du dir erworben hast. Diese Hoffnung ist mein Trost. Lass ihn mir, erhalt' ihn mir!«

So endete der Frühling meines Lebens!

Sechzehntes Kapitel.

Katastrophe.

Nach seiner Abreise war ich ungeduldig, auch zu gehen. Es war, als ob ein eisiger Hauch die Blüthen des Frühlings gestreift hätte. Nur das Scheiden von der »Kleinen« wurde mir schwer. Unsere Freundschaft war dieselbe geblieben, dennoch hatte ich mich nie entschliessen können, auch selbst mit ihr über das Gefühl zu sprechen, das mich mit ihrem Bruder vereinte, wenngleich es ihr kein Geheimniss sein konnte. Beim Abschied gab sie mir einen Strauss Rosen aus ihrem Garten, aus dem so manche mit seinen Briefen zu mir gewandert waren. Ich behielt den Strauss, bis wir den Rhein erreicht hatten. Da warf ich ihn in die Wellen, wie Polykrates den Ring, damit die Götter mir mein höchstes Glück bewahren möchten.

Ich war übrigens weit davon entfernt glücklich zu sein; die Trennung lag schwer auf mir, und es schien mir oft, als könnte ich sie nicht ertragen.

Mein Vater kam uns am Rhein entgegen. Ich liebte ihn immer gleich, mit unbeschreiblicher Zärtlichkeit; aber ich fühlte, dass meine Intelligenz sich für immer von der seinigen getrennt hatte und nie mehr in seine Richtung zurückkehren könnte. Doch trotz des Schmerzes, den mir diese Ueberzeugung verursachte, hoffte ich, da ich ihn so gesund und jugendlich kräftig fand, dass es mir noch lange gegönnt sein würde, ihm meine Liebe zu zeigen, indem ich es vermied, mit ihm von Ansichten zu sprechen, die ihn betrüben mussten.

Mein Vater hatte eine Sommerwohnung für uns in dem Badeort Homburg genommen, der, seit mehreren Jahren in raschem Aufblühn, ein Sammelplatz des Vergnügens und der Mode geworden war und viel müssiges Volk versammelte neben denen, die an seinen Heilquellen Stärkung suchten. Die Zeit war fern, wo ich die sogenannte »grosse Welt« von einem Glanz umgeben sah und glaubte, in ihr etwas für meine Vervollkommnung thun zu können. Alle die frivolen Freuden derselben waren mir gleichgültig geworden. Ich hätte in der Einsamkeit einer grossartigen Natur sein mögen, die mit der feierlichen Trauer meines Herzens übereingestimmt und in der ich mich ungestört den Gedanken hätte überlassen können, die mich allein, fern von meinem Freunde, aufrecht hielten. Der einzige Ort, der mir gefiel, war der alte Schlossgarten; ein herrlicher Park mit hundertjährigen Bäumen,

stillen Gewässern, tief schattigen, einsamen Plätzen, wohin sich die Modewelt selten verirrte. Ich ging oft allein dahin, um zu lesen und mit besonderer Vorliebe damals die Werke eines Dichters, der in Deutschland wenig, im Ausland gar nicht bekannt ist. Es waren die Werke Friedrich Hölderlin's, die ich zuerst mit Theodor zusammen gelesen hatte und in denen wir eine Zeit lang ganz gelebt hatten. Der vom griechischen Alterthum mit flammender Begeisterung erfüllte Dichter konnte sich aus dem Zauberreiche der Helena nicht in eine versöhnende Wirklichkeit hineinflüchten. Zwar hatte er sein Ideal, seine Diotima, gefunden, aber nur, um sich in schmerzlicher Entsagung von ihr trennen zu müssen und der Noth und Gemeinheit des Lebens anheimzufallen. Die zu fein besaitete Leier zerbrach, und die Nacht des Wahnsinns bedeckte den überströmenden Idealismus und den grellen Kontrast der bittersten Entsagung. Er lebte lange der Vernunft beraubt. Erschütternd sind einige der Gedichte, in denen noch die Fülle der dichterischen Begabung des Ausdrucks, die Macht der poetischen Bilder waltet, aber ohne inneren Zusammenhang, ohne die Möglichkeit, die leitende Idee festzuhalten. Ebenso erschütternd soll es gewesen sein, wenn die Finger des Unglücklichen über die Tasten glitten und zuweilen noch wie ein fernes Echo die heiligen Harmonien, die seine Seele gefüllt hatten, hervorriefen. In dem damals noch

kleinen Orte Homburg hatte er die letzte Zeit vor Anfang seiner Krankheit gelebt, und unter den alten Bäumen des erwähnten Schlossgartens hatte er oft gesessen, schon ein wehmuthvoller Schatten des einst wunderbar Schönen, Begabten, Herrlichen, wie die Schatten seiner griechischen Ideale im Hades. Bettina von Arnim meint in ihren Briefen an die Günderode, er habe da Träume gehabt, die zu hoch waren für das Verständniss der Sterblichen. Aber so war es wohl nicht; das schöne Gefäss, in welchem unsterbliche Träume gewohnt hatten, war zerstört. Was den Denker jedoch schwer bewegen musste, war die traurige Thatsache, dass jener Fall kein vereinzelter war; dass an dem Schmerz des Dualismus zwischen Ideal und Wirklichkeit mehr als ein schönes Leben zerbrach; dass Lenau später demselben Schicksal verfiel wir Hölderlin, und dass dieses Schicksal, wie ein drohendes Gespenst, als Augenpunkt in der Horizontlinie so manches reich begabten, schöpferischen Jünglingsgemüthes stand, so dass auch Theodor selbst, als wir die Werke Hölderlin's zusammen lasen, mehrere Mal den Gedanken aussprach, dass ihm ein gleiches Schicksal bevorstehn könne. Worin lag die Unruhe dieser Erscheinung? War es, weil sich in dem Mysterium der Zeiten ein neues Ideal vorbereitete, dessen Nahen nur die auserwählten Naturen ahnten, dessen Erfüllung sie aber in der in Materialismus und Sinnlichkeit versunkenen

Welt für unmöglich hielten? War es, weil die grob nüchterne Gegenwart ihnen ein unerträgliches Joch auf die zum höchsten Flug beschwingten Schultern legte? Glücklich sind diejenigen, die in solchen Augenblicken der Krisis im Leben der Menschheit, wie Columbus, eine materielle Welt zu entdecken finden! Sie halten ein positives Resultat in Händen und ihr Sehnen findet einen Boden, in welchem neue Zukunftskeime sprossen können.

Die Tage, an denen ich Briefe von Theodor empfing, waren meine Festtage. Sie brachten mir Gedanken und den Hauch eines neuen Lebens. Er lebte in einem Kreis intelligenter Menschen, arbeitete mit Erfolg, und die Melancholie, die mich häufig an ihm beunruhigt hatte, schien verschwunden. Ich war zu glücklich für ihn über dies Alles, um ihn zurückzuwünschen; aber ich wünschte mir Flügel, um auch in jene Sphäre der Freiheit zu entfliehn, deren ich bedurfte.

Die Ruhe unseres Lebens wurde durch ein verhängnissvolles Ereigniss unterbrochen, das uns alle schwer traf. Es kam von der Seite eines Wesens, an dem Niemand unter uns jemals gezweifelt hatte. Um ein schmerzliches Geheimniss zu bewahren, hätte mein Vater eine Summe bezahlen müssen, die das ihm zu Gebote Stehende bei Weitem überstieg. Wir mussten eilig nach Frankfurt zurückkehren, wo mein Vater seit einiger Zeit, gleich dem Fürsten, ein bleibendes Asyl hatte. Eine

tiefe Melancholie hatte sich in Folge dieses Ereignisses meines Vaters bemächtigt, eine Melancholie, die um so betrübender war, als bis dahin das Alter die Heiterkeit seiner Natur noch nicht angegriffen hatte. Eines Tages nahte ich mich ihm, als er am Fenster stand und traurig auf den Fluss hinaussah. Ich versuchte einige Worte des Trostes; er hörte mich schweigend an, schüttelte den Kopf und sagte: »Dieser Schlag hat mich niedergeworfen, davon erhole ich mich nicht.«

Kurz darauf wurden wir nachts geweckt; er war plötzlich sehr krank geworden. Ich fühlte vom ersten Augenblick an, dass seine Prophezeiung in Erfüllung gehen würde. Nach einigen angstvollen Tagen erholte er sich jedoch wieder insoweit, um im Zimmer umhergehen zu können, meist auf Eine von uns gestützt. Aber es war ersichtlich, dass das Princip des Lebens in ihm gebrochen und dass er nur noch der Schatten seiner selbst war. Mein einziger Trost war der, bei ihm zu sein; ich achtete mit Angst auf jeden Blick, jedes Wort, um sie im Herzen zu bewahren. Oft war ich allein mit ihm und hütete sorgfältig meine Worte, um ihn nicht an die Verschiedenheit der Ansichten zwischen uns zu erinnern. Ich sah, dass mein Dasein sich über das seine hinaus verlängern würde, und dass ich später um meine Unabhängigkeit würde zu kämpfen haben. Aber vor seinem erlöschenden Leben blieb nichts zwischen uns als das Band einer

Liebe, die im Grund des Lebens selbst wurzelte. Eines Morgens, als ich ganz allein mit ihm war, ging er längere Zeit, auf meinen Arm gestützt, im Zimmer auf und ab, dann setzte er sich an das offene Fenster, durch das eine milde Octobersonne hereinsah. Er blickte lange lange schweigend auf den Fluss und die jenseits desselben liegende Herbstlandschaft, die jene sanften, melancholischen Färbungen angenommen hatte, in welche die Natur sich kleidet, wenn sie sich zum langen Schlafe vorbereitet. Ich schwieg auch und beobachtete ihn mit tiefer Rührung. Deutlich las ich seine Gedanken auf seinem Antlitz. Er nahm Abschied von der Welt, in der sein reines, tugendhaftes Leben verflossen war. Er war Freimaurer gewesen, hatte die höchsten Grade des Ordens erreicht, und ich glaube, dass seine Lebensanschauungen eher human und sittlich waren, als orthodox christlich. Vor seiner Krankheit, als ich einmal mit ihm spaziren ging, fragte ich ihn, was er über die Gottheit Christi und die Bibel als Offenbarung dächte. Er antwortete, dass Christus ihm mehr als Ideal menschlicher Vollkommenheit, denn als Gottessohn nahe sei, und dass er die sittlichen Vorschriften der Bibel befolge, ob sie Offenbarungen seien oder nicht. Ein anderes Mal, als ich ihn Abends am Fenster fand, in die sternenhelle Nacht hinausschauend, fragte ich ihn, an was er denke. Er erwiderte: »Ich bereite mich vor, eines Tages diese sterbliche Hülle abzulegen.«

Einfache, kurze Worte wie diese bezeichneten sein ganzes Wesen. Später, nach seinem Tod, fanden wir einen Anfang von Memoiren, die er leider nie beendet hatte. Er sagte darin, dass der Wunsch seiner Jugend gewesen sei, Landwirthschaft zu studiren und auf dem Lande zu leben. Ich verstand es, wie diese Bestimmung ihm viel gemässer gewesen wäre, als die bewegte Laufbahn des Politikers und Staatsmannes.

Dennoch, obgleich der Gedanke an das nahende Ende ihn sichtlich beschäftigte, sprach er nicht davon, ausser mit meinem ältesten Bruder, dem einzigen seiner Söhne, der anwesend war und dem er seine letzten Wünsche anvertraute.

Ach! was hätte ich nicht darum gegeben, dass er mir offenbart hätte, was in seiner Seele vorging; dass er mir erlaubt hätte, ihn auf diesem feierlichen Gang zum Eintritt in das Unbekannte zu begleiten; an seiner inneren Vorbereitung für diese grosse Stunde Theil zu nehmen, und ihm zu zeigen, dass mein Herz Schritt vor Schritt mit ihm ging, und mit ihm bis auf den letzten Tropfen den bitteren Kelch hätte trinken mögen, um ihm die Hälfte seiner Bitterkeit zu nehmen! Aber die sonderbare Schranke zwischen ihm und mir fiel selbst in diesen höchsten Augenblicken nicht, trotz der tiefsten Liebe von beiden Seiten. Ruhe hatte ich dennoch nur bei ihm, und oft versteckte ich mich in eine Ecke des

Zimmers, wenn er sehr litt und, sich allein glaubend, dem physischen Schmerze Ausdruck gab. Ich hielt den Athem zurück, um meine Gegenwart nicht zu verrathen, aber es war mir ein Trost, mit ihm im Stillen zu leiden.

Die Weihnacht war herangekommen. Sein Leben war nur noch eine Frage von Tagen und Stunden. Durch eine sonderbare Fügung war der alte Fürst, dessen Geschicke er treu getheilt hatte, nach kurzer Krankheit gestorben, und die letzte Frage des alten Herrn war die nach der Gesundheit des bewährten Freundes gewesen. Man hatte meinem Vater dieses Ereigniss verschwiegen, da man dem Sterbenden den Schmerz ersparen wollte, aber er hatte es wie durch Intuition errathen. Vielleicht fühlte er den Schlag weniger, weil seinem Geiste schon die ephemere Bedeutung der Erscheinung klar geworden war, oder weil er von dem nahen Wiedersehen träumte.

Zum ersten Mal in unserem Leben hatten wir kein Weihnachtsfest. Doch hatte die Mutter es nicht lassen können, liebevoll, nach alter Sitte, einige Geschenke für uns zu bereiten. Wir empfingen sie innigst gerührt, denn ihm konnten wir nichts mehr geben. Er lag still in seinem Bett, meist im Halbschlaf, und flüsterte von Zeit zu Zeit einige sanfte Worte — ein Wiederschein der Bilder, die vor seiner Seele schwebten, wie die leichten rosa Abendwolken noch ein zarter Abglanz der schon hinabgesunkenen Sonne sind. Was ich schon

beim Tod meiner ältesten Schwester beobachtet hatte, bemerkte ich auch wieder hier, dass nämlich beim Herannahen des Todes, wenn Alles was künstlich am Menschen war, Alles was die Gewohnheiten des Lebens ihm aufgedrängt hatten, wenn die errungenen Eigenschaften, ja die Intelligenz selbst, sich auflösen und verschwinden, dass dann der wahre Charakter, der Grundton des Individuums. so wie es aus den Händen der Natur hervorging, ganz und unverfälscht wieder hervortritt. Der letzte Eindruck, welcher mir von diesen zwei geliebten Wesen, die ich sterben sah, blieb, war der der reinen Güte und einer Unschuld des Herzens, welche keine Verderbtheit des Lebens hatte antasten können.

Die Freunde, in deren Haus wir den zweiten Stock bewohnten, zwangen uns fast, hinunterzukommen und ihrem Weihnachtsfest beizuwohnen. Sie thaten alles Mögliche, um uns zu erheitern, mit jener falschen Ansicht von Sympathie, welche eine tiefe Traurigkeit durch oberflächliche Zerstreuungen mildern will. Ich konnte aber den Lärm und das Lachen nicht länger als eine halbe Stunde ertragen. Ich schlich mich unbemerkt fort und stieg wieder zu dem matt erleuchteten Zimmer empor, in dem mein geliebter Vater, schon ohne mehr zu leiden, den sanften Vorschlummer des letzten Schlafes schlief. Da war mir schmerzlich wohl; ich setzte mich in eine Ecke und lauschte der grossen Symphonie des Todes, welche die

fröhlichen Töne unten disharmonisch unterbrochen hatten. Für ihn war das Lebensräthsel gelöst. Mein Leben war im Gegentheil von seiner Wurzel losgerissen, und ich fühlte mich hinausgeworfen auf den weiten Ocean, um künftig mein Lebensschiff allein zu steuern und dem einzigen Stern, der mir durch schwere Wolken schien, meiner Ueberzeugung zu folgen.

An dem Abend nahm ich meinen eigentlichen Abschied von ihm. Er athmete noch drei Tage. Den vierten brachte ich ihm Morgens eine Tasse Kaffee, welchen der Arzt erlaubt hatte. Er öffnete die Augen, sah mich lange an mit dem Blick des Reisenden, der, schon auf den endlosen Ocean eingeschifft, noch einmal nach den Ufern zurückschaut, wo ihm die Lebenssonne geleuchtet, und, mich erkennend, sagte er: »Ah, du bist es, mein Schätzchen!« Ich brachte die Tasse an seine Lippen: er trank zum letzten Mal, dann schloss er die Augen und blieb still. Ich setzte mich in ein anderes Zimmer, um an Theodor zu schreiben. Nach einer Stunde tiefer Stille öffnete man die Thür und winkte mir. Ich flog an sein Bett. Alles war zu Ende, er hatte aufgehört zu leben.

Dieses Mal fragte ich nicht mehr, und keine Stimme sagte mir: »Du wirst ihn wiedersehn.«

Nichts unterscheidet, glaube ich, die Menschen mehr, als ihre Art, den Schmerz zu

tragen. Die Freude, das Glück öffnen gewöhnlich das Herz nach aussen hin; sie theilen sich mit, und in ihren lauteren Tönen geht mancher Misston unbemerkt vorüber. Aber der Schmerz macht eine Stille um uns, in der wir nur eine einzige, traurige und feierliche Melodie hören. So lange man dieses Requiem der Seele nicht stört, hat selbst der tiefste Schmerz seine Schönheit. Aber wenn das alltägliche Geräusch der äusseren Welt wieder anfängt, wird der Zauber gebrochen, und dann beginnt für gewisse Naturen das zerreissende, unerträgliche Leiden, während Andere darin eine Erleichterung und Zerstreuung finden. Ich befand mich in dem ersten Fall. Mein ganzes Wesen war noch in dem concentrirt, der nicht mehr war. Jedes Wort, das mich in diesem Andenken störte, war mir qualvoll. Ich umgab ihn mit Lorbeer und Myrthen, und ich sah ihn an, diesen stillen Mann, dem meine Liebe nun nichts mehr sein konnte, ohne mich von dem Anblick losreissen zu können. In diesen Augenblicken verstand ich erst ganz die Schönheit der Beschreibung von Mignon's Begräbniss in Wilhelm Meister. Ja, wir sollten den Schluss der grossen Lebenstragödie poetisch, feierlich verklären, und dann an unsere tägliche Aufgabe zurückkehren, von »dem Ernst, dem heiligen, erfüllt, der allein das Leben zur Ewigkeit macht.«

Während der Krankheit meines Vaters, die mein Denken und Fühlen fast ausschliess-

lich in Anspruch nahm, hatte ich doch auch andere Erlebnisse gehabt, die mich nicht wenig bewegt hatten. Ich hatte u. A. den jüngsten meiner Brüder wiedergesehn, welcher gekommen war, den kranken Vater zu besuchen. Er war ein Mensch von ausserordentlichen Eigenschaften, nahm einen hohen Staatsposten ein und war, seinen Grundsätzen nach, strenger Protestant und absoluter Monarchist. Er hatte etwas von der Richtung vernommen, die ich eingeschlagen, und er errieth noch mehr davon an dem Schweigen, welches ich über alle bedenklichen Gegenstände beobachtete. Er war darüber gereizt und erzürnt und suchte, wie die Andern, die Ursache davon in der Neigung zu einem Menschen »ohne Grundsätze«; denn wie wäre es sonst möglich gewesen, dass ein Mädchen meines Standes zu solchen Ideen gekommen wäre? Es war sein Wunsch gewesen, mich an einen seiner Freunde zu verheirathen, und auch in dieser Beziehung fand er sich getäuscht. Er suchte also die Gelegenheit, mit mir zu reden, und fand sie. Zunächst befragte er mich über meine religiösen Ideen. Ich antwortete ihm mit gänzlicher Offenheit. Er versuchte es, mich zu überzeugen, aber seine Argumente besagten nichts Anderes, als was ich in meinen Kämpfen mir tausendmal selbst gesagt hatte, und was nun, längst als unhaltbar befunden, nicht wieder lebendig in mir werden konnte. Endlich schwieg er; er fühlte, dass ich zu weit gegangen sei,

als dass er mich noch retten könne. Nach wenigen Tagen eilte er zurück zu seiner jungen, von ihm angebeteten Frau, die auch schwer krank war. Sie folgte auch in wenigen Wochen meinem Vater in das Grab nach. Ich fühlte tief den Schmerz meines Bruders mit und schrieb ihm einen Brief voll wahrer Liebe. Er antwortete mir nicht, schrieb aber meiner Schwester, er fühle, dass, so lange ich in dieser voltairianischen Geistesrichtung sei, er mir nichts zu sagen habe; er habe das auch einst durchgemacht und hoffe, ich werde zurückkommen, wie er zurückgekommen sei; bis dahin aber sei es besser, unsere Mittheilungen zu unterbrechen. Ich nahm dies an, da ich fand, dass er Recht hatte; zwischen zwei entgegengesetzten Ueberzeugungen, stark und bewusst wie die unseren, gab es kein Bindungsmittel. Aber ich fühlte auch, dass diese Trennung ewig sein würde, denn meine Geistesrichtung war nicht voltairianisch und vorübergehend; sie war im Gegentheil die logische Consequenz aller inneren Geisteskämpfe meiner Jugend, die Verwirklichung jenes Verlangens nach Freiheit des Gedankens als Grundlage aller Sittlichkeit.

Ein anderes Ereigniss, welches meine Gedanken viel beschäftigte während der ersten Zeit der Krankheit meines Vaters, war der Sonderbundkrieg in der Schweiz, ein wahrer Principienkrieg. Theodor schrieb mir darüber: »Dies ist ein menschlicher Krieg, von einem

freien Volke für den Sieg der Freiheit geführt.« Der Arzt, der meinen Vater behandelte, war ein freisinniger Mann; er nahm warmen Antheil an dem Sieg der liberalen Partei. Mit ihm besprach ich meine politischen Ideen offener, als ich es bisher noch gethan.

Eine Oase blieb mir in dieser ganzen Leidenszeit, auf der mich Frieden und reines Glück umgaben; das war meine Liebe zu Theodor und mein Vertrauen in die seine. Seine Briefe waren mein Trost; ausser ihnen sandte er mir noch die Probeblätter, eines nach dem andern, eines neuen Buches, welches er veröffentlichte. Er schrieb dabei: »Dir widme ich von Neuem die ersten gedruckten Blätter dieses Buches, welches dir so vollständig angehört, dass ich kaum noch weiss, was darin von dir oder mir ist.«

Ich fand wirklich darin auf jeder Seite die Spuren unseres gemeinsamen Lebens, unserer Unterhaltungen, des Austausches von Gefühlen und Gedanken, von Allem, was uns so lange beglückt hatte. Zuerst war es mir schmerzlich, eine solche edle Intimität mit dem Publikum theilen zu müssen; aber ich bekämpfte dieses egoistische Gefühl. Der Dichter lebt zwei Leben, eins für sich, das andere für die Welt. Wehe der Frau, die das nicht versteht und eifersüchtig wird auf diese Theilung! Sie wird den Genius brechen oder ihr eigenes Herz!

Wenn ich diese Seiten oder seine Briefe las, sagte ich oft unwillkürlich zu mir selbst: »Lass mir dieses einzige Glück, o Schicksal, und ich werde stark sein in allen Prüfungen, die du mir auferlegst.«

Siebzehntes Kapitel.

1848.

Am Neujahrstage lasen wir im kleinen Kreis der anwesenden Familie das Testament meines Vaters. Glücklicherweise herrschte zwischen uns zu viel Liebe und edler Sinn, um diesen Act anders als mit all' der Ehrfurcht zu begehen, die wir dem Geschiedenen schuldig waren. Nicht ein störendes Wort wurde laut, und wir hatten nicht das hässliche Schauspiel zu erleben, das leider so häufig in der Welt vorkommt, die Feier des Todes durch Erbschaftsstreitigkeiten entstellt zu sehn. Mich rührten und ergriffen besonders die einfachen und würdigen Worte, mit welchen das Testament anfing, und mit welchen mein Vater seinen Glauben an die persönliche Unsterblichkeit ausdrückte. In ihnen fand ich seine einfache, gute, wahre Natur wieder. Das Uebrige, der materielle Theil, liess mich gleichgültig. Doch fand es sich, dass das Vermögen meines Vaters viel geringer gewesen war, als wir vermuthet hatten, und dass, da es in viele Theile ging, ein jeder Antheil

nur klein sein würde. Dazu war es noch ungewiss, ob meine Mutter eine Pension, die ihr von Seiten des verstorbenen Fürsten zugesichert war, erhalten würde; in diesem Fall hätten wir natürlich mit ihr getheilt, aber dann hätten wir eben nur ein sehr bescheidenes Leben führen können, bei Weitem beschränkter als das, an welches wir gewöhnt waren. Zum ersten Mal stieg bei meiner Schwester und mir der Gedanke auf, dass eine von uns gehen und selbst ihr Brod erwerben müsse. Einige der Brüder waren wohl in guten Stellungen, aber es fiel uns nicht ein, von ihnen abhängig werden zu wollen. Wir besprachen schon diesen Punkt, und eine Jede von uns war bereit zu dem Opfer. Ich war fest entschlossen nicht nachzugeben und, wenn es sein müsste, meinen Erbantheil ganz der Mutter zu überlassen und zu gehn. Ich fing ohnehin an zu fühlen, dass ich nicht lange mehr mit denen würde leben können, welche meine heiligsten Ueberzeugungen für falsch hielten. Aber zu gleicher Zeit stand ich betroffen vor der Frage: »Was thun, um mir mein Brod selbst zu erwerben?«

Ich hatte viel gedacht, mehr als die Mehrzahl der Mädchen in meinem Alter; ich hatte viel gelesen. Aber wusste ich eine Sache so gründlich, um darauf meine Unabhängigkeit zu stützen? Hatte ich eine Fachkenntniss irgend einer Art? Ich fühlte das Ungenügende meiner Erziehung mit tiefer Pein. Seit ich

die Malerei hatte aufgeben müssen, hatte ich angefangen zu hoffen, dass ich eines Tages etwas würde schreiben können. Ich hatte einige schüchterne Versuche gemacht, kleine Novellen und Aufsätze an Verleger zu schicken, ohne irgend Jemand davon zu sprechen. Mehreres wurde gedruckt, aber nicht bezahlt. Ich wusste nicht, wie man dabei verfahren müsse, ich wagte nicht, bei meinen Familienmitgliedern um Rath zu fragen wegen Sachen, die ihnen missfielen, und so sah ich keine Hoffnung in dieser Richtung.

Während so der Horizont meines Lebens düster und verschleiert war, fing derjenige der Völker an sich aufzuhellen. Die Zeitungen brachten die Nachricht von Bewegungen in Sicilien und Neapel. Der harte und verdummende Despotismus, der auf jenen schönen Ländern lastete, schien plötzlich still zu stehen, und ein neues Leben schien bereits aufzublühen. Mein Freund schrieb mir: »Zu denken, dass man in Neapel auf den öffentlichen Plätzen zum Volke von der Freiheit und seinen Rechten redet, und genöthigt zu sein, in Deutschland zu bleiben, ist beinah mehr, als man ertragen kann.«

Wie hätte ich gewünscht, es ihm gewähren zu können, dorthin zu gehen, ihn in der Fülle des Lebens zu wissen, inmitten eines Volks, welches ein unerträgliches Joch abwirft! Aber leider konnte ich nichts thun, als jene Ereignisse,

wie er, aus der Ferne mit glühender Theilnahme verfolgen.

Eines Tages, als ich von einem einsamen Spaziergang heimkam, fand ich Alles im Hause in grösster Aufregung. Die Nachrichten von der Pariser Revolution am 24. Februar waren angekommen! Mein Herz klopfte vor Freude. Die Monarchie gestürzt, die Republik erklärt, ein provisorisches Gouvernement, das einen berühmten Dichter und einen einfachen Arbeiter zu Mitgliedern zählte — es schien ein himmlischer Traum, und war doch Wirklichkeit. Nur wenig Blut war für so hohen Preis vergossen worden, und die grossen Losungsworte: Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit! standen wieder auf der Fahne der Bewegung.

Welche Todesqual, mein Glück nicht zeigen zu dürfen, meine Erregung in mein Herz verschliessen zu müssen, es zu sehen, dass man um mich her da, wo ich nur Hoffnungen sah, grosses Unglück erwartete! Welcher Schmerz, an Blicken und Bemerkungen zu begreifen, dass die Freude, die ich unwillkürlich zeigte, mir als ein schwerer Fehler angerechnet wurde!

Ich schwieg, so viel ich konnte, und gab meinen Gefühlen nur in Briefen an Theodor und die »Kleine« Ausdruck.

Der electrische Strom verbreitete sich bald in allen Richtungen. Deutschland, welches so fest eingeschlafen schien, erbebte wie von einem unterirdischen Feuer. Die Nachrichten

von Wien und Berlin folgten sich rasch. Der Fürst der politischen Finsterniss, Metternich, war entflohn! Die Grundlagen des Despotismus schienen überall zu wanken. Die Stütze des Absolutismus, die Militärmacht, schien unvermögend vor der Begeisterung der Völker, die für ihre Rechte aufstanden. Die drei glorreichen Märztage in Berlin bewiesen es. Ein jeder Tag fast wurde durch ein neues, wichtiges Ereigniss bezeichnet. Aber wie verschieden war die Auffassnng dieser Ereignisse je nach den verschiedenen Anschauungen! Eines Tages z. B. fand ich beim Eintreten in das Wohnzimmer meine Mutter mit der Zeitung in der Hand und sie rief mir entgegen: »Nun wirst du zufrieden sein: Der König von Preussen ist mit der schwarz-roth-goldnen Fahne in der Hand durch die Strassen von Berlin geritten. Was kannst du mehr wünschen?«

Ich erwiderte, dass mir das gar keine Freude machte und ich war auch eher traurig über diese Maskerade; denn nur der Druck des Augenblicks hatte sie gewaltsam hervorgebracht; sie konnte nicht der Ausdruck der Gesinnung eines Monarchen sein, der, wie allbekannt war, den romantischen Traum der Wiederherstellung feudaler Zustände geträumt hatte. Was ich ersehnte, das waren nicht Gnadengeschenke und königliche Zugeständnisse an das Volk, das war vielmehr das ernste selfgovernment des Volkes selbst, vor dem die Fürsten sich beugen oder verschwinden mussten.

Die Nachricht, dass ein deutsches Vorparlament sich in Frankfurt versammeln werde, erfüllte mich mit namenloser Freude. Die Stadt war in einer grenzenlosen Aufregung. In der Versammlung der freien Gemeinde, die ich schon während des ganzen Winters statt der protestantischen Kirche besucht hatte, stieg der Redner nicht auf die Kanzel, um irgend einer Betrachtung regelrecht zu folgen, sondern er sprach am Altar feurige Worte der Begeisterung, indem er die Gemeinde aufforderte, bereit zu sein, einen freudigen Kampf zu kämpfen um die heiligsten Rechte der Menschheit. Draussen hörte man Waffengeklirr, denn die Bürger eilten in das nahe Zeughaus, um sich zu bewaffnen. Mir war todesfreudig zu Muthe. Ich hätte gewünscht, dass der Feind draussen vor dem Thore der kleinen Kirche gestanden hätte, und dass wir Alle hinausgezogen wären, Luther's Choral singend, um für die Freiheit zu kämpfen oder zu sterben. — Das Volk kam aus seinen Höhlen hervor mit dem neugierigen Blick und dem naiven Erstaunen eines Menschen, den man lange Zeit im Dunkeln gehalten, und der den Tag wiedersieht. Ich mischte mich unter die Volkshaufen, welche fortwährend die Strassen füllten. Ich theilte ihre Freude, als man die dreifarbige Fahne auf dem Palais in der Eschenheimer Gasse anpflanzte, wo der deutsche Bund so lange nicht zum Heile, sondern zum Unheile Deutschlands, getagt hatte. Oft stand

ich bei den Gruppen der Arbeiter, welche sich vor den Schaufenstern der Bilderläden versammelten, an denen die Porträts der Männer der provisorischen Regierung in Paris, der ersten Liberalen Deutschlands, der Häupter der grossen französischen Revolution u. s. w. ausgestellt waren. Ich suchte ihnen Alles zu erklären, ihnen die Männer zu bezeichnen, in die sie Vertrauen haben könnten, ihnen die Bedeutung der kommenden Tage klar zu machen. Ein neues Leben sprang überall auf. Auch im Theater erschienen die Schillerschen Dramen wieder, die lange von den deutschen Bühnen verbannt gewesen waren. Ich wohnte der ersten Aufführung von Don Carlos bei. Es war, als finge man jetzt erst an, den edelsten der deutschen Dichter zu begreifen, als spräche seine grosse Seele jetzt zum ersten Mal zu dem erwachenden Vaterland. In der Scene, wo Posa für die unterdrückten Niederlande Freiheit erbittet und mit dem Zauber seiner schönen Seele sogar des Despoten Herz bewegt, brach der Jubel in unbändiger Weise aus. Zu gleicher Zeit tönte Freudengeschrei von der Strasse her. Alles fragte nach der Ursache; die Antwort wurde laut von Jemand aus dem Parterre verkündet; es zogen eben einige Männer des Vorparlaments in die Stadt ein, welche Jahre lang Märtyrer ihrer freien Ansichten gewesen waren. Das Volk hatte ihnen die Pferde abgespannt und zog sie im Triumph durch die

Strassen. Ein Rausch des Entzückens war in Aller Herzen.

Die Natur selbst feierte dies Fest der Wiedergeburt. Der Frühling war ausserordentlich früh und schön. Ende März war schon Alles grün und in Blüthe, so dass es möglich gewesen war, die ganze Stadt in einen Garten zu verwandeln. Die Häuser waren mit Blumen und dreifarbigen Fahnen geschmückt. Man wandelte in den Strassen wie in grünen Laubgängen. Die Eisenbahnen, die Dampfschiffe, mit Fahnen und Blumen geschmückt, brachten unaufhörlich Schaaren fröhlicher Pilger, die zum Jubiläum der Freiheit herbeieilten. Niemals vielleicht, selbst in den Tagen des Ruhmes bei den Kaiserwahlen, hatte die alte Reichsstadt so viel Menschen versammelt gesehen.

Der letzte März kam. Eine glorreiche Sonne glänzte am wolkenlosen Himmel über der blumengeschmückten Stadt und den Massen geschmückter Menschen. Eine junge Bekannte, die einzige Person in meinen Umgebungen, die meine Gesinnungen theilte, kam ganz früh am Morgen, um mich abzuholen und mit mir nach der Möglichkeit zu spähen, den Ereignissen des Tages in etwas beizuwohnen. Wir nahmen unseren Weg nach dem Römerplatz, wo das ehrwürdige Gebäude steht, in dem einst die deutschen Kaiser des heiligen römischen Reichs gewählt wurden. Der Platz war ringsum von den Reihen der

Frankfurter Nationalgarde und der Turner umgeben, denn auch Vater Jahn's Turnvereine, so lange als staatsgefährlich verboten, waren wieder aufgelebt. Es war ein heiterer Anblick, diese frische, fröhliche Jugend zu sehen in einem nicht unmalerischen Anzug, leinenem Kittel, spitzem Hut mit breitem Rand und Feder, die Waffen in der Hand und das Gesicht von Begeisterung leuchtend. Es war das Versprechen einer Zukunft, wo man keine stehenden Heere mehr brauchen würde, sondern wo jeder freie Mann, wohl in den Waffen geübt, bereit sein würde, das Vaterland und den eigenen Herd, wenn es sein müsste, mit aller Kraft zu vertheidigen.

Wir drangen glücklich durch die Reihen durch und traten in eines der dem Römer zunächst gelegenen Häuser aufs Gerathewohl ein, um die Einwohner zu bitten, uns ein Plätzchen an einem Fenster zu gönnen. Die einfachen Bürgersleute fanden unsre Bitte ganz natürlich und führten uns in ein Schlafzimmer, wo ein kleines Kind in der Wiege schlummerte, unbekümmert um das, was draussen vorging.

Der Platz war dicht gedrängt voll Menschen und schien wie mit einem Mosaik von Köpfen bedeckt. Kaum dass eine Strasse offen erhalten werden konnte um die Abgeordneten des Volks zum Römer hineinzuführen. In dem alten Kaisersaale sollte das Vorparlament sich constituiren, seinen Präsidenten wählen und von da sich in die Paulskirche, die in Eile

für die Sitzungen zubereitet war, begeben. Endlich nahte der Zug der Abgeordneten, die, je zwei und zwei, auf dem offen gehaltenen Pfad entblössten Hauptes und nach allen Seiten die jubelnde Menge grüssend zum Römer gingen. Vor allen wurden die Männer aus Baden mit freudigem Zuruf begrüsst, die schon lange als Vorkämpfer einer freieren Zukunft bekannt waren. Während nun im Römer berathen wurde, wogte ein reges Leben unter den Tausenden auf dem Platze; Hoffnung, Erwartung, Staunen über das so plötzlich Errungene machten sich in den lebhaftesten Aeusserungen Luft. Wohl mochte auch die Furcht manches Herz bewegen, aber sie schwieg vor der Freudenfülle des Tages und die Bosheit stand im Stillen lauernd, um ihr geheimes und gefährliches Spinnennetz zu weben, in welchem die sorglos Freudigen und die übereilt Sicheren zur bestimmten Stunde wieder gefangen werden sollten.

Endlich kündeten Kanonenschüsse und Glockenläuten an, dass das erste deutsche Parlament sich constituirt habe. Plötzlich wurde Alles still und am grossen Fenster des Römer, von wo einst der erwählte Kaiser dem Volk verkündet wurde, rief nun einer der Deputirten den Namen des Präsidenten des Vorparlaments aus. Es war ein Name, der Allen, welche die Freiheit liebten, bekannt und lieb war.

Welches Auge wäre wohl trocken geblieben

in diesem Moment! Welches Herz hätte nicht in seliger Zuversicht geschlagen! Wer hätte nicht gehofft, dass das deutsche Volk, das Volk ernster Denker, so unterrichtet, so ruhig besonnen, mündig sei und die Verantwortlichkeit für seine Zukunft selbst in die Hand nehmen könne? Wer hätte gezweifelt, dass die von der Liebe und dem Vertrauen des Volks erwählten Männer fähig seien, die Träume ihres ganzen Lebens endlich zu verwirklichen?

Ich zweifelte nicht, ich sah nur »unverhofft ein ewig Glück auf goldnen Strahlen glänzend niedersteigen.« Meine persönlichen Kämpfe traten in den Hintergrund vor dem Glück des Vaterlands. Niemals hatte ich Deutschland so heiss geliebt. Noch vor einigen Wochen hatte ich gewünscht, in dem sich erhebenden Italien zu sein. Jetzt hätte ich um keinen Preis von Deutschland weg gemocht; ich fühlte mich mit allmächtigen Liebesbanden daran geknüpft und war überzeugt, dass nirgends die Entwicklung so vollständig und schön sein würde.

Als ich nach Haus zurückkehrte und erzählte, wo ich gewesen sei, wunderte man sich über meine Kühnheit, aber man tadelte sie nicht, denn sie war gelungen, und der Erfolg meiner Ansichten hielt die Kritik etwas zurück. Meine einzige bittere Enttäuschung in diesen Tagen war, nicht in die Paulskirche zu können, die, weil zu wenig Raum war, nur dem männlichen Publikum geöffnet war. Was mich aber ein wenig tröstete, das war der Anblick

des öffentlichen Lebens. Man sah da Scenen, von denen man bisher keine Ahnung gehabt hatte. Tribünen wurden in den Strassen, auf den öffentlichen Spaziergängen improvisirt, von denen herab die hervorragendsten Volksmänner, wie Hecker, Struve, Blum u. A. zu dem Volke sprachen. Die Jugend besonders drängte sich um diese Tribünen und gab, zumal durch die malerische Tracht der Turner, diesem Schauspiel auch einen äusseren Reiz. Die radicale, republikanische Partei wollte entscheidende Massregeln: die Erklärung der Grundrechte des deutschen Volks, die unmittelbare Bewaffnung aller waffenfähigen Männer und die Permanenz des Vorparlaments, bis ein definitives Parlament vom Volke erwählt sei. Dies war ein revolutionäres Programm, die Erklärung der Souveränität des Volks. Die Gemässigten, die Aengstlichen erschraken davor. Die geheimen Feinde, die politischen und religiösen Jesuiten unterminirten den Boden und wühlten im Stillen. Die Majorität war noch zu erstaunt, zu überrascht von all dem Geschehenen, um ein klares Bewusstsein über die nöthigsten Dinge des Augenblicks zu haben. Man unterhandelte mit der Vergangenheit; man nahm Vorsichtsmassregeln; man wollte die Form retten; man wollte den Terrorismus verhüten; man verwarf die Vorschläge der republikanischen Minorität und ergriff halbe Massregeln, die immer ein Zeichen der Schwäche sind. Es wurde ein Ausschuss erwählt, um sich mit dem

alten Bund, in welchen man einige neue liberale Mitglieder hineinbrachte, zu verständigen. Man verschob die Nationalbewaffnung bis zur Entscheidung des wirklichen Parlaments und erklärte das Vorparlament für unberechtigt, über die Geschicke der Nation zu entscheiden.

Nach diesen Beschlüssen verliessen die radicalen Republikaner die Kirche, um sich direct an das Volk zu wenden. Es war der dritte Tag der Berathungen. Die Theilung in der Versammlung, welche regeneriren sollte, lag am Tage. Die Bestürzung, die Aufregung, die Befürchtungen und der Zorn von ein und der andern Seite waren schrecklich. Kundgebungen aller Art, heftige Berathungen in den verschiedenen Sectionen dauerten die ganze Nacht durch. Am Abend des dritten Tages kam die oben erwähnte junge Dame voll Freude, um mir zu sagen, dass ein Herr ihrer Bekanntschaft ihr versprochen habe, uns Zwei am folgenden Tag in die Paulskirche zu bringen, an einen Platz, wo wir Alles sehen und hören würden, ohne bemerkt zu werden. Wer war glücklicher als ich? Am folgenden Morgen begaben wir uns früh zur Kirche und wurden von unserem Beschützer, der zu der die Kirche umgebenden Nationalgarde gehörte, auf die Kanzel geführt, welche nach dem Innern der Kirche hin mit schwarzrothgelben Tüchern verhängt war, die sich aber ein wenig auseinanderschieben liessen, so dass wir die ganze Kirche übersehen und, da die Tribüne gerade

unterhalb der Kanzel war, die Redner trefflich hören konnten. Mehrere Frauen von Deputirten kamen ebenfalls in unser Versteck; sie hatten die Freundlichkeit, uns alle die bedeutendsten Männer zu zeigen, und sie belustigten uns durch den neckischen Streit, den die Eine, eine Süddeutsche und feurige, radicale Republikanerin mit einer Andern, der schönen, etwas stolzen Frau eines gelehrten Doctrinärs, führte, welche sie nur den »gemässigten Fortschritt« nannte und der sie lachend prophezeite, dass man mit dem nicht zum Ziele kommen werde.

Die Mitglieder der Linken, welche nicht ausgetreten waren, verlangten zunächst stürmisch die Aussöhnung mit den Radicalen, welche Tags zuvor die Versammlung verlassen hatten. Man sandte einen der badischen Abgeordneten an sie ab, um sie zurückzurufen. Es gelang ihm, und nach einiger Zeit kehrten die sechzig Mitglieder, Friedrich Hecker an der Spitze, in die Kirche zurück. Sie wurden jubelnd empfangen, und Hecker sprang auf die Tribüne, um das Opfer, das sie der Einheit brachten, zu erklären und zur Energie nochmals aufzufordern. Hecker war sehr schön, ein Christuskopf mit langem blondem Haar und mit schwärmerisch begeistertem Ausdruck. Er war längst in Deutschland durch seine republikanischen Gesinnungen bekannt, und ich wusste durch Theodor, der ihn kannte, wie sehr er im Privatleben die Grundsätze

verwirklichte, für die er in der badischen Kammer seit Jahren kämpfte. Er sprach mit einem Feuer und einer Beredsamkeit, welche unwiderstehlich fortrissen. Ich bewunderte in diesem Augenblick das Opfer, welches er der Einheit brachte, und das Publikum belohnte es mit lautem Jubel. Dennoch war es ein gefährliches Opfer, und die geheimen Feinde, deren gar manche mit auf den Bänken der Abgeordneten sassen, mochten wohl kaum ein Lächeln zurückhalten können, als sie die wiederholten Fehler derjenigen sahen, welche die Freiheit retten sollten.

Nach dieser Erklärung folgten nun noch Verhandlungen und Reden über das eigentliche Resultat dieser Versammlung, welches darin bestand, dass für den ersten Mai ein definitives Parlament, aus allgemeinem Stimmrecht hervorgegangen, sich in Frankfurt versammeln solle, um über die Zukunft Deutschlands zu entscheiden. Ein Freudenschrei inner- und ausserhalb der Paulskirche begrüsste diesen Beschluss, der augenblicklich draussen den die Kirche umgebenden Volksmassen bekannt gemacht wurde. Ich war wie von einem Schwindel des Glücks erfasst; ich sah meine Träume Wahrheit werden, eine reiche, freie lebensvolle Zukunft sich für Deutschland öffnen. Um sechs Uhr Abends wurde das Vorparlament geschlossen. Die Abgeordneten verliessen die Kirche wieder in Prozession, während das jubelnde Volk ihnen Blumen auf den Weg

streute. Ich hatte es nicht bemerkt, dass ich den ganzen Tag nichts gegessen hatte, ich dachte nur an Deutschland und an den ersten Mai. Ach, ich überlegte in meiner Freude nicht, dass jeder Verzug, in einem Augenblick der Entscheidung, verderblich ist, und dass um zu siegen, man dem Feind nie die Zeit lassen muss, sich zu sammeln.

Als ich zurückkehrte, fand ich Niemand zu Haus. Es war mir lieb, denn ich hatte nöthig allein zu sein, um mich ungestört den Empfindungen hinzugeben, die mein Herz füllten. Ich setzte mich an das offene Fenster, durch das der Frühlingswind mir Blüthenduft zuwehte. Aus einem nahen öffentlichen Garten, wo das Abschiedsfest der Abgeordneten stattfand, tönte mir die Marseillaise, von einem Musikcorps gespielt, entgegen — dieser schöne Gesang der Freiheit, der wie die Memnonssäule erklingt, wenn die Sonne aufgeht. Ich war selig müde und genoss jene wunderbare, schöne Stimmung, wo das persönliche Sein sich aufgelöst fühlt in ein grosses universelles Empfinden. Ich hatte dem Gang der Geschichte noch so wenig beigewohnt, um zu wissen, dass die Menschheit nicht so plötzlich in neue Phasen tritt; dass die Augenblicke, wo Alles reine Hoffnung ist, nur wie Blitze das Ziel erleuchten, nach welchem die Massen auf langem, mühevollem Weg hinstreben, der oft abgelenkt und unterbrochen wird durch die Unwissenheit und Schwäche, noch öfter

aber durch das Vergessen der Maxime, die schon Christus aufgestellt hat, »dass man den jungen Wein nicht in alte Schläuche füllen darf.«

Einige Zeit nach den oben erzählten Begebenheiten wurde beschlossen, dass meine Mutter mit uns Töchtern in unsere kleine nordische Residenz zurückkehren sollte, um sich daselbst für immer niederzulassen, denn das Vermögen, welches uns blieb, erlaubte uns nicht mehr wie früher zu reisen, oder mit dem Aufenthaltsort zu wechseln. Die Nothwendigkeit, Frankfurt zu verlassen, war mir wie ein Todesurtheil. In einigen Wochen sollte diese Stadt das Centrum der nationalen Entwicklung werden, alle grossen Entscheidungen sollten da getroffen werden, die besten deutschen Männer sollten sich da versammeln — und ich sollte in einen kleinen Winkel zurückkehren, den der grosse Lebensstrom nicht einmal berühren würde! Ich fühlte einen grenzenlosen, vernichtenden Schmerz. Ich wusste, dass ich eine grosse Kraft der Entsagung besass für Alles, was die Menschen gewöhnlich Glück nennen. Aber dem entsagen, was das geistige Leben fördert — sich ausschliessen müssen von den grossen Ereignissen des Lebens der Menschheit, von den Eindrücken, welche uns über uns selbst und die Kleinheit der Existenz erheben — das war für mich stets der untragbarste Schmerz und schien mir die wahre Sünde gegen den

heiligen Geist. Das grosse Recht der Individualität an Alles, was ihr nöthig ist, um Alles zu werden, was sie werden kann, stellte sich mir in bitterer Klarheit dar. Dass es erlaubt sei, jede Autorität zu brechen, um dieses Recht zu erobern, war mir keinem Zweifel mehr unterworfen. Aber leider gehört zu der Erreichung dieser moralischen auch die öconomische Unabhängigkeit. Bis dahin hatte man die Unabhängigkeit der Frau nur zugestanden, wenn sie Vermögen hatte. Aber die, welche keins hatte, was sollte sie thun? Zum ersten Mal stellte sich in meinen Gedanken die Nothwendigkeit der öconomischen Unabhängigkeit der Frau durch ihre eignen Anstrengungen fest. Für den Augenblick konnte ich jedoch nichts Anderes thun, als mich in mein Schicksal fügen, denn ich hatte nicht den Muth, mich plötzlich von den Meinen zu trennen, und ich konnte es nicht, weil die Einkommenfrage meiner Mutter noch nicht entschieden war. Aber ich war fest entschlossen, im Fall sie das Ihre nicht bekäme, ihr meinen Theil der Erbschaft zu lassen und Erzieherin zu werden.

Wir verliessen Frankfurt. Ich empfand das doppelte Weh, das Grab meines Vaters und die Geburtsstadt von Deutschlands Zukunft hinter mir zu lassen. Als wir schieden, war es, als wollte mein Herz brechen, und als wir in das grüne enge Thal einfuhren, in dem unsere nunmehrige Heimath lag, war es mir,

als schlösse sich über mir das Grab und als gäbe es für mich hinfort weder Leben noch Zukunft mehr.

Während der Reise hatte ich noch ein paar frohe Augenblicke. Unser Eisenbahnzug war ausserordentlich lang. Es befanden sich darin eine Masse Freiwilliger, die nach Schleswig-Holstein gingen, um sich dort für die deutsche Nationalität zu schlagen. Die Waggons waren mit Fahnen und Blumen geschmückt. Auf jeder Station glitt ich aus dem Wagen, um diese frische, begeisterte Jugend zu betrachten. Ich beneidete sie um die Freiheit, ihren Theil Gefahr an dem allgemeinen Werke nehmen zu können, während ich nicht einmal von meinen Sympathien sprechen durfte, und dahin gehen musste, wo nichts zu thun war. Auf einer der Stationen sah ich einige Polen, welche in ihre Heimath eilten, da sie dort auf eine Erhebung hofften. Die jungen Freiwilligen sprachen ihnen in heiteren Worten Muth ein und sagten: »Wenn wir da unten (in Schleswig-Holstein) fertig sind, kommen wir Euch zu helfen.« Die Jugend in ihrer grossmüthigen Begeisterung kannte den Zweifel nicht am Gelingen der Revolution und am Siege der Freiheit. Sie kannte noch die kleinlichen nationalen Eifersüchteleien nicht, die sich nur allzubald entwickelten und ebensowohl von den Demokraten als von den Reactionären genährt wurden, und die einen bekannten Demokraten sagen liessen: »Wenn

der Hass zwischen Slaven und Deutschen noch nicht existirte, so müsste man ihn schaffen.« Traurige Worte, deren Resultate nur den Tyrannen zu Gute kamen!

In ihrem grossmüthigen Eifer fanden die jungen Leute es sehr natürlich, den Deutschen zu helfen, Deutsche zu sein, und den Polen zu helfen, Polen zu sein. Gewiss hätte keiner von ihnen angestanden, den Polen denjenigen Theil ihres Landes wieder herauszugeben, welchen Deutschland, nach jener grausamen Theilung, unrechtmässig besass. Wie mein Herz diesen grossmüthigen Worten Beifall zollte! Wie wenig es mir in den Sinn kam, dass diese frischen Lippen, die jetzt so hoffnungsreich Worte des Muthes und der Begeisterung sprachen, in wenigen Wochen für immer stumm, dass diese leuchtenden Augen geschlossen sein würden, um sich nicht mehr zu öffnen, dass dieses Blut umsonst vergossen sein würde.

Die grosse Bewegung hatte doch auch ein schwaches Zucken in unserer kleinen, abgelegenen Residenz verursacht. Revolutionäre Scenen hatten vor unserer Ankunft stattgefunden. Man hatte sich vor dem alten Schloss, in dem wir einst die Marseillaise gesungen hatten, versammelt, um die Zusammenberufung der Kammer zu fordern, welche unter der Regierung dieses Fürsten nie zusammengetreten war. Der Fürst hatte natürlich nachgeben müssen, da die zwei Kanonen, die das

Arsenal ausmachten, einer abschlägigen Antwort wohl keinen Nachdruck hätten geben können. Es war vorauszusehen, dass die Kammer, die aus einigen dreissig Deputirten bestand, zunächst das Budget nachsehn und die hohen Ausgaben für das Theater streichen würde. Der Erbprinz, welcher, nach deutscher Sitte, sich im Militärdienst eines grossen Staates »würdig« für seine dereinstigen Regentenpflichten vorbereitete, war zur Zeit nicht anwesend, sonst würde er vielleicht versucht haben, seinen Vater von solchen Concessionen zurückzuhalten. Er war sehr durchdrungen von den Vorzügen seiner Stellung von Gottes Gnaden und hatte gegen eine Dame, welche in der Stadt lebte, wo er in Garnison stand, in einem Gespräch über die Pariser Februarrevolution geäussert: »Wenn wir auf Paris marschiren, so werden wir, glaube ich, Heinrich V. auf den Thron setzen und nicht die Orleans, denn die Legitimität muss consequent sein.«

Einige der höheren Angestellten, gegen welche sich der Zorn des Volkes mit Fenstereinschlagen, Auspfeifen in den Strassen und andern mehr geräuschvollen als gefährlichen Demonstration kundgegeben hatte, gingen mit niedergeschlagenen Augen, mit eingeschüchtertem und gedemüthigtem Aussehn einher, während sie früher durch eine gewisse Arroganz und durch Vornehmthun gegen Geringere bekannt gewesen waren. Ein junger Mann, den man früher als eifrigen Demokraten

gemieden hatte, war jetzt der Löwe des Tages. Er stand an der Spitze der Bewegung, redete zu dem Volk, beruhigte den Aufstand und empfing mit herablassendem Lächeln (denn er war kein ernster Mensch) die Danksagungen gedemüthigter Vornehmen, die er durch seine Dazwischenkunft beschützt hatte.

Alles das hatte etwas Kleinliches und Lächerliches, denn diese kleinen Bewegungen nahmen die Formen und Namen der grossen Bewegung an und waren nur tragikomisch. Man hätte in ihnen Stoff gefunden, um die Revolution besser zu verspotten, als Goethe es mit der grossen Revolution seiner Zeit gethan. Dennoch war auch in diesen kleinen Vorgängen eine ernste Seite. Es war der Aufschrei der Unterdrückten gegen die »kleinen« wie die »grossen« Tyrannen.

Die »Kleine« war nicht daheim, als ich zurück kam. Sie war zu Besuch bei ihrem Grossvater und einem der grössten Mittelpunkte der Bewegung nahe. Sie wurde aber in Kürze mit ihrem Bruder zurückerwartet. Mit welcher tiefen inneren Seligkeit sah ich diesem doppelten Wiedersehn entgegen! Es war das Licht, das in meine Seele zurückkehren sollte. Ich hatte es sehr nöthig. Die Briefe Theodor's waren in den letzten Wochen immer kürzer und seltener geworden, ja hatten endlich ganz aufgehört. Es war eine schmerzvolle Entbehrung für mich, aber ich entschuldigte ihn völlig wegen der sich über-

stürzenden Ereignisse, in denen er ganz und gar aufging. In meiner Seele stieg auch nicht der leiseste Zweifel auf; das Band, das uns vereinte, war heiliger als das, welches der Priester segnet; es war das Band einer Liebe ohne Berechnung und eines Vertrauens ohne Grenzen.

Ich besuchte sehr häufig seine Mutter, mit der sich eine neue Intimität, auf anderer Grundlage wie die frühere, gebildet hatte. Sie war ihrem geliebten Sohn zum Theil in die Freiheit gefolgt. Sie selbst blieb eifrige Christin, aber sie war entschiedene Demokratin geworden und tolerant bis zu solchem Grade, dass sie es verstand, wie ihre Kinder und ich dem Ideal treu bleiben konnten, auch wenn wir uns von den christlichen Dogmen lossagten. Bei ihr fand ich die Sympathie, die mir im eigenen Haus versagt war, und wenn mein Herz zu voll war, ging ich, es bei ihr zu erleichtern. Eines Tages sassen wir auch in ihrem Wohnzimmer auf dem Sopha bei einander und sie las mir aus den Briefen ihres Sohnes vor, in denen er ihr die Schilderung der Ereignisse gab, an denen er Theil genommen hatte. Er schrieb, dass sein ganzer Tag der Theilnahme an den öffentlichen Ereignissen gewidmet sei, und »am Abend«, fügte er hinzu, »eile ich in den kleinen Garten in die Laube; ich helfe die Wolle wickeln, während wir friedlich plaudern; das ist meine Erholung.«

Wenn ein vergifteter Pfeil urplötzlich inmitten eines friedlichen Festes das Herz trifft, kann die Wirkung nicht schrecklicher sein, als die war, welche das Lesen dieser wenigen Zeilen bei mir hervorbrachte. Wem gehörte dieser Garten, diese Laube? Wem leistete er die kleinen Dienste? Welches waren diese Plaudereien, die seine Erholung ausmachten? Alles das schien seiner Mutter so wohl bekannt, dass sie ohne ein Wort der Erklärung darüber wegging. Warum wusste ich allein nichts davon? Ich war zu stolz um zu fragen, aber ich fühlte einen eisigen Hauch über das wehen, was noch einige Augenblicke zuvor eine blühende Oasis in der Wüste meines Lebens gewesen war. Während ich scheinbar noch dem Rest der Vorlesung zuhörte, mein Sinn aber wie versteinert an dieser einzigen Stelle haften blieb, öffnete sich leise die Stubenthür und der Kopf der »Kleinen« im Reisehut schaute herein, hinter ihr der des Bruders. Sie hatten zu Haus eine Ueberraschung machen wollen, die Zeit ihrer Ankunft nicht vorausgesagt.

Das war denn das Wiedersehn, dem ich mit Allem, was heilig und liebend in mir war, entgegen gesehen hatte!

Er reichte mir die Hand mit befangenem Wesen; ein flüchtiger Druck war der einzige Gruss nach dieser langen, traurigen Trennung, nach den harten Verlusten, die ich erlebt, nach den unerwarteten Ereignissen, welche

unsere theuersten, gemeinsamen Hoffnungen zu verwirklichen versprachen. Die »Kleine« drückte mich mit Inbrunst an ihr Herz und sah mich wehmuthsvoll an; meine Trauerkleider mochten die Spuren der Leiden, die ich durchgemacht hatte, noch mehr hervorheben, und sie mochte in meinem Antlitz vielleicht den Ausdruck einer plötzlichen Offenbarung lesen, deren Ursache sie kannte und deren Wirkung sie fürchtete.

Ich verliess sie bald, denn ich hatte es nöthig, allein zu sein, um dem Unglück, welches, obgleich noch nichts gesagt war, drohend vor mir aufstieg, in das Angesicht zu sehen.

Wer könnte die Trauer, die Qual der Wochen, welche folgten, beschreiben? Ich sah ihn einigemal bei uns und an anderen Orten, aber es war nicht mehr wie sonst. Es kamen und gingen keine Briefe mehr; keine flüchtigen vertrauten Worte, keine beredten Blicke, die dem einen Herzen Botschaft vom anderen brachten, wurden mehr gewechselt. Er vermied es nicht gerade, allein mit mir zu sein, aber unsere Unterhaltung betraf allgemeine Gegenstände, als hätte es nie persönliche Beziehungen zwischen uns gegeben. Die »Kleine« war noch zärtlicher gegen mich wie früher, aber sie war offenbar verlegen und unsere Beziehungen waren peinlich. Ich kämpfte zugleich mit meinem Stolz, mit der Zärtlichkeit und der Unmöglichkeit zu glauben, dass eine Liebe wie die unsere sterben könne.

Ich fühlte den Stachel der Eifersucht gegen ein unbekanntes Etwas, das mir seine Liebe entzogen hatte; was mich aber am bittersten verletzte, das war eben dies, dass er nicht frei genug war, um mir Alles zu sagen, wie ich es so oft von ihm erbeten hatte. Wenn er mir frei bekannt hätte, was in seinem Herzen vorging, so hätte ich sein Vertrauen mit der Ehrfurcht vor der Freiheit aufgenommen, die er selbst geholfen hatte zu entwickeln. Sein Schweigen aber und seine anscheinende Gleichgültigkeit waren eine grausame abscheuliche Beleidigung und seiner und meiner unwürdig. Nach einigen Wochen, in dieser Qual verlebt, hörte ich, dass er nach Frankfurt ginge, um den Sitzungen des Parlaments beizuwohnen. Ich erwartete mit tödtlicher Angst einen Abschied, der aufklären und gut machen werde — ein einfaches und edles Geständniss, sowie er es der heiligen Freundschaft, die unsere Liebe hätte überleben müssen, schuldig gewesen wäre; nichts von alledem kam. Ein kurzer Abschiedsbesuch, bei dem meine Schwestern zugegen waren, ein Händedruck wie einer einfachen Bekannten — das war Alles.

So ging mir dieser Stern unter, dessen Licht allein die Nacht meines Daseins erleuchtet hatte. So endete diese Liebe, die mich in allen Leiden aufrecht erhalten hatte und beinahe der Anker des Heils für meine Seele geworden war, der ich so viel geopfert

hatte und noch mehr zu opfern bereit gewesen wäre!

Ich konnte noch nicht daran glauben, ich konnte den Gedanken nicht fassen, dass ein Gefühl, welches so tief, so unauslöschlich in mir war, in ihm hätte sterben können. Ich sagte mir, dass dies nur eine vorübergehende Phase wäre, dass er zu dem Bund zurückkehren würde, den die Freiheit gesegnet hatte. Dennoch wollte ich Gewissheit haben: die unbestimmten Qualen waren nicht zu ertragen. Einige Tage nach seiner Abreise ging ich zu der »Kleinen« und bat sie, mir die Wahrheit zu sagen, ohne irgend etwas zu mildern oder zu verstecken. Sie zögerte einige Augenblicke, es wurde ihr schwer mir zu antworten; aber sie blieb unserer Freundschaft würdig und sagte mir einfach, dass ihr Bruder eine Neigung für die Frau seines besten Freundes gefasst habe, in der Stadt, wo er das letzte Jahr verbracht hatte; dass sie die Neigung erwidere, obgleich sie ihren Mann hoch verehre; dass Beide mit diesem Letzteren darüber gesprochen hätten, der sich höchst edel benommen habe, und dass auf gemeinsamen Beschluss Theodor die Stadt für längere Zeit verlassen hätte.

Ich konnte zuerst kein Wort sagen nach diesem Bekenntniss. Im Zustande der Ungewissheit, des Zweifels, verlangt man heiss nur nach dem Einen: Gewissheit; auch die schrecklichste Wahrheit scheint besser als

der Zweifel. Wenn aber das Urtheil unwiderrutlich gefällt, wenn die trostlose Wirklichkeit entschleiert ist, was gäbe man nicht, um wenigstens für Augenblicke den Zweifel, die Möglichkeit noch zu hoffen, zurückrufen zu können!

Endlich fragte ich: »Warum mir nicht davon sprechen?«

Die »Kleine« antwortete mir, dass sie ihren Bruder auch dringend aufgefordert habe, mit mir darüber zu reden, dass er sich aber nicht dazu habe entschliessen können, indem er selbst überzeugt sei, dass jene Neigung nur ein vorübergehendes Gefühl sein werde, von dem er mir keine Rechenschaft geben könne. Die »Kleine« überhäufte mich mit Zärtlichkeit und Liebe, aber ich konnte auch selbst ihr nicht den Abgrund von Schmerz zeigen, der sich in mir geöffnet hatte. Es war die Oede und die Einsamkeit des Grabes.

Zu Haus verrieth ich nicht mit einer Silbe mein trauriges Geheimniss. Ich wollte Theodor noch bewahren vor dem Hass, den die Meinigen gegen ihn gefühlt haben würden, hätten sie die ganze Tiefe meines Schmerzes gekannt. Aber in der Nacht, als ich allein war, fing ein Kampf zwischen Tod und Leben in mir an. Mein Herz schlug, als wollte es seine Bande sprengen, und der Tod wäre mir eine willkommene Erlösung gewesen. Endlich aber hörte ich (wie schon so oft in meinem Leben) eine Stimme aus der Tiefe meiner Leiden

herauf, die mir sagte: »Sterben wollen, um nicht mehr zu leiden, ist Schwäche. Lebe für das Ideal, um das Gute in dir und um dich her zu vollbringen!« Und als der Tag kam, hatte ich das Leben mit seinen harten Consequenzen von Neuem auf mich genommen, aber es schien mir, als wäre ich nicht mehr ich selbst. In solchen Nächten wie die, welche ich verbracht hatte, entschieden sich die Geschicke der Menschen. Wenn der Mensch siegreich daraus hervorgeht, so ist es, um auf ewig ein Diener, ein Kämpfer der Idee zu sein. Zufolge der verschiedenen Naturen wird diese Idee zum Fanatismus, der das Individuum verschlingt und an die Stelle der persönlichen Selbstsucht die starre Selbstsucht eines Princips setzt, wie bei Ignatius von Loyola, oder sie wird zur Flamme der weltumfassenden Liebe, die Alle erlösen möchte, wäre es auch mit dem Opfer des eignen Selbst, wie bei Jesus von Nazareth. Oder endlich, in Verhältnissen, die weniger zur äussern That treiben, wird sie der Schild der eigenen persönlichen Würde, die unversehrt aus jedem Kampf hervorgeht und über alle Enttäuschungen siegt.

Ich versenkte mich mehr als je in meine Studien, und besonders suchte ich solche Lectüre, die auf die Ereignisse des Tages Beziehung hatten. Mehrere Mal die Woche ging ich zu der »Kleinen« und las mit ihr und ihrer Mutter. Beide hatten ihre Zärtlichkeit gegen mich verdoppelt, gleichsam wie

um den Sohn und Bruder zu entschuldigen, obgleich nie ein Wort mehr, ihn betreffend, zwischen uns gewechselt wurde. Wir lasen u. A. zusammen Fichte's Reden an die deutsche Nation. Sie schienen für den Augenblick, in dem wir uns befanden, geschrieben, und waren ein Beweis dafür, wie lange Zeit ein Volk braucht, um seine Propheten zu verstehen. Die Ideen über die Volkserziehungen interessirten uns am meisten; wir besprachen sie mit Begeisterung. Die Nothwendigkeit, diese Erziehung auch auf die Frauen auszudehnen, wurde mir klar. Dieser Gedanke beschäftigte mich Tag und Nacht. Wie könnte ein Volk sich selbst regeneriren und frei werden, wenn seine eine Hälfte ausgeschlossen wäre von der sorgfältigen, allseitigen Vorbereitung, welche die wahre Freiheit für ein Volk ebensowohl wie für die Individuen verlangt? Wie könnte die Frau, in deren Händen die erste Erziehung des künftigen Staatsbürgers liegt, sein Herz und seinen Geist zur Erkenntniss seiner Pflichten heranbilden, wenn sie selbst sie nicht kennt, wenn sie kein Band zwischen sich und dem Leben ihres Volkes fühlt? Wie könnte der Mann je in vollem Umfang seine Pflicht im öffentlichen Leben thun, wenn ihm daheim am häuslichen Herd nicht ein grosses Frauenherz zur Seite stünde, das Theil nimmt an seinen grossen Interessen und bereit ist, ihnen, wenn es sein muss, sogar das persönliche Glück zu opfern?

Inzwischen hatte sich die Kammer unseres kleinen Ländchens versammelt, ebenso wie die Kammern aller deutschen Einzelstaaten, ungeachtet des in Frankfurt tagenden Parlaments. Unter den Abgeordneten befanden sich einige wenige aufrichtige Demokraten, zugleich gebildete und interessante Männer. Die »Kleine«, die in dieser Beziehung eben so mächtig in ihrem Hause war, wie ich ohnmächtig in dem meinigen, vermochte ihre Eltern leicht, diese Herren, zusammen mit einigen anderen ausgezeichneten Demokraten der Stadt, öfter Abends bei sich zu vereinen. Unter den Letzteren zeichnete sich besonders ein junger Mann aus, ein philosophischer Geist, radical in seinen Ansichten, ein edler Charakter und unerschütttterlich consequent in Wort und That. Er war ein Universitätskamerad Theodor's und, wie dieser, Theolog gewesen, hatte sich aber auch wie dieser völlig von der Theologie losgesagt. Er war mir von Anfang an besonders interessant und bezeigte auch mir warme Sympathie. Wir besprachen in diesen Vereinigungen alle Lebensfragen der Zeit, besonders die socialen, die uns Allen weit wichtiger erschienen, als die politischen. Ich begann die verschiedenen socialen Systeme zu studiren; jener junge Mann (den ich vorzugsweise den »Demokraten« nennen will) gab mir die Bücher. Eine der Fragen, die am meisten zwischen uns besprochen wurde, war die Abschaffung

des Erbschaftsrechts. Die Idee ergriff mich mächtig, sie schien mir einen ganzen Codex einer neuen Moral zu enthalten.

Das persönliche Eigenthum, die Frucht der Arbeit abzuschaffen, schien mir ungerecht, wo nicht unmöglich. Dass aber das Eigenthum mit dem Tode dessen, der es erworben, aufhöre, fand ich vernünftig. Zunächst würde das die ungeheure Macht des Kapitals beschränken und die Eltern zwingen, ihren Kindern eine solche Erziehung zu geben, dass sie durch eigene Anstrengung selbständig werden könnten. Jedes Individuum würde zur Arbeit greifen müssen, um leben zu können, und damit würde vielen Lastern vorgebeugt werden, die aus der Faulheit in Folge angeerbter Reichthümer entspringen. Je mehr ich diese Idee in mir durchdachte, desto vernünftiger erschien sie mir.

Diese Vereinigungen und diese Studien gaben meinem Leben wieder einigen Reiz. Doch musste ich immer schwer dafür büssen, denn sie missfielen meiner Familie im höchsten Grade. Unser Arzt, der zugleich Freund des Hauses und in der Stadt als einer der bedeutendsten Männer angesehen war, fand eines Tages auf meinem Schreibtisch die »Sociale Politik« von Julius Fröbel aufgeschlagen liegen. Er war empört darüber und sagte meiner Mutter, dass er seiner Tochter niemals erlauben werde, ein solches Buch zu lesen. So gross waren noch die Vorurtheile

und die Beschränktheit der Ansichten damals in den gebildetsten Kreisen in Deutschland! Meine Mutter wusste, dass sie in meiner Lectüre keine Vorschriften mehr geben konnte, denn dazu war ich nicht mehr jung genug, aber es war ihr äusserst peinlich, und sie zeigte es mir offen, wie sehr ihr solche Studien missfielen. Die anderen Mitglieder der Familie vermieden mich fast und sahen mich wie ein verlorenes Wesen an. Wenn ich Abends von meinen Freunden heimkehrte, erwiderte man kaum meinen Gruss, setzte das Gespräch mit doppeltem Eifer fort, um mir nicht die Zeit zum Sprechen zu lassen, oder man schien so vertieft in die Arbeit, dass man meinen Eintritt nicht bemerkte. Ich setzte mich zu den Mahlzeiten und Familienzusammenkünften mit dem bitteren Gefühl nieder, als eine Schuldige angesehen zu werden für Ueberzeugungen, die allein mir das Leben noch erträglich machten und ihm einen Werth gaben. Ich kann nicht sagen, was ich litt, und meine Leiden wurden noch vermehrt durch das Bewusstsein, Anderen auch solche zu verursachen, denn meine Mutter besonders litt grausam, eine von ihr so sehr geliebte Tochter auf dem, ihrer Ansicht nach falschen Wege zu sehen und sie ausgestossen zu wissen aus der Gesellschaft, in der sie einst ein Liebling gewesen war. Meine früheren Bekannten vermieden mich jetzt wirklich ganz offen. In meiner Gegenwart wurde das Gespräch

gezwungen, man vermied seine Gesinnungen auszusprechen, ich schwieg über die meinigen. Um das Anathem, unter dem ich lebte, zu vollenden, erhielten meine Mutter und meine Schwestern eines Tages eine Einladung zu einem Diner am Hof, von der ich ausgeschlossen war. Das war der offene Krieg; ich gehörte zu den Feinden der Monarchie und die kleinen Götter unseres Olymps rächten sich an mir durch ihre Nichtachtung. Für meine Mutter war es ein schwerer Schlag; ihr Stolz empörte sich und sie lehnte die Einladung ab; meine Schwestern allein gingen hin.

Ausserdem aber fühlte meine Mutter sehr wohl, dass ich eine tödtliche Wunde im Herzen trug. Sie hasste von nun an den Urheber meiner Leiden, um so mehr, da sie noch immer glaubte, dass er allein an meinen Verirrungen Schuld sei, ich verrieth jedoch nie mit einem Wort, was vorgegangen sei. Ich konnte den Gedanken nicht ertragen, ihn angeklagt zu sehen, und ich glaube, das es für die wahre Liebe keinen bitterern Schmerz giebt, als die Schuld des Geliebten eingestehen zu müssen. Man kann sie sich selbst in Gedanken längst eingestanden haben, aber sie von Andern verurtheilen zu hören, ist unerträglich. Auch konnte ich es nicht ertragen, bedauert zu werden, und ich glaube auch, dass jeder tiefe Schmerz diese stolze Scham hat.

Aber je weniger ich davon sprach, desto

gewaltiger war mein Leiden. Ich hatte einige Zeit nach dem Bekenntniss der »Kleinen« an den Bruder geschrieben; ihm gesagt, dass ich Alles wüsste; dass das Einzige, woraus ich ihm einen Vorwurf mache, das sei, nicht eine höhere Idee von mir gehabt und mir Alles selbst gesagt zu haben. Ich fügte hinzu, dass ich noch vollständig für ihn in dieser unglücklichen Neigung fühlen könnte, und dass ich weiter nichts verlange, als unsere Freundschaft fortzusetzen, die Vertraute seines inneren Lebens zu bleiben. Es schien mir, als müsste dieser Brief den Weg zu seinem Herzen finden. Die uneigennützigste Liebe, die über sich selbst gesiegt hat, hatte ihn dictirt.

Dennoch blieb er ohne Antwort! Ich begriff dies grausame Schweigen nicht, welches eine andere Saite in meinem Herzen zerriss. Aber die grenzenlose Liebe, die ich für ihn gehabt hatte, wollte nicht sterben.

Ach, wenn die Männer die Tiefe und Selbstlosigkeit der wahren weiblichen Liebe kennten, sie würden anders handeln. Wenn, durch eine jener seltsamen Strömungen, welche ein Herz zum andern ziehen, eine zweite Liebe die Stelle der ersten einnimmt, so müsste der Mann immer den edlen Muth haben, dies zu bekennen und müsste so der Frau, die er geliebt hat, es möglich machen, ihm die Freundschaft zu bewahren, die jeder Liebe folgen soll. Er würde dadurch dem Schmerz seinen

bittersten Stachel nehmen. Eine Liebe, die eben so wohl die Vereinigung zweier Intelligenzen wie zweier Herzen war, müsste Freundschaft bleiben, wenn sie aufhört Liebe zu sein, und die Befriedigung der Intelligenz würde die Leiden des Herzens mildern, bei einer Frau, deren Geist ebenso entwickelt wäre, wie ihr Herz.

Die Verhandlungen des Frankfurter Parlaments dauerten fort, und auf der Rednerbühne daselbst ertönten herrliche Reden, in welchen die edelsten Ansichten über die höchsten Fragen der Menschheit entwickelt wurden. Man sah es bei dieser Gelegenheit recht, welch ein Volk von Denkern das deutsche Volk gewesen war, und wie schnell dem vorbereitenden Gedanken sich nun die Worte, ja glänzende Rednergaben zur Verfügung stellten, wie andere Völker sie erst in langer parlamentarischer Uebung entwickeln. Noch war auch jedes Herz gläubig und zweifelte nicht, dass dieser glänzenden Reife der Anschauungen, diesem hohen Flug der Gedanken das praktische Können zur Seite stehen werde. Die Grundrechte des deutschen Volkes erschienen, kurz, prägnant, Alles umfassend, was ein Volk braucht, um glücklich und mächtig zu werden. Sie wurden, als Flugblätter gedruckt, durch ganz Deutschland verbreitet, und es gab fast keine Hütte, wo man sie nicht an die Wand angeschlagen und voller Hoffnung gelesen hätte. Ich selbst brachte

mehr als eins dieser Blätter in die Wohnungen der Armen, die ich noch eifriger besuchte wie früher, denn ich konnte ihnen ja nun die gute Nachricht bringen und ihren Blick auf eine bessere Zukunft lenken. Ich begriff jetzt, warum die Priester und ihresgleichen es so leicht haben, das Volk zu trösten. Sie brauchen ihm nur das Paradies hinter den Wolken zu versprechen, das es für ein Leben voll Elend entschädigen soll, wobei ihre Verantwortlichkeit nicht in Gefahr kommt. Die Demokratie aber hatte eine schwerere Aufgabe übernommen. Sie wollte dem Volke die Erde geben, ihm die Möglichkeit schaffen, ein menschenwürdiges Dasein hienieden zu führen. Es war unendlich schwerer, dies neue Evangelium zu predigen, denn hier musste man seine Versprechungen wahr machen. Doch fing das Volk an zu hoffen und zu begreifen, dass ein Tag kommen könne, wo der alte Fluch, den es allein geerbt hatte, gehoben werden könne. Ein armes Weib, das mit vielen Kindern in einer wahren Höhle lebte und von Krankheit, Hunger, Elend jeder Art zu einem Skelett geworden war, sagte mir unter strömenden Thränen: »Ja wenn es so ist — wenn meine Kinder ein besseres Leben erwartet, dann will ich gern gelitten haben.«

Die schönste der Frankfurter Verhandlungen war die über den öffentlichen Unterricht. Was Fichte und andere Patrioten einst verlangt hatten, war erfüllt, ja übetroffen.

Ich vergoss Freudenthränen, als ich diese Verhandlungen las. Ein Volk von vierzig Millionen Seelen hatte nicht nur durch die Grundrechte die Garantie Alles dessen, was zu einer menschlichen Existenz gehört, erlangt, durch die Annahme der Beschlüsse über den öffentlichen Unterricht erhielt es auch die Garantie eines geistigen Lebens durch das Mittel der Erziehung. Wissenschaften und Künste sollten nicht mehr von den begünstigten Klassen monopolisirt werden; ihr tröstendes Licht sollte in die Hütte des Armen, wie in den Palast des Reichen, dringen. Der Unterricht war obligatorisch. Bis zu einem gewissen Alter durften die Kinder nicht zu einer andern Arbeit als der der Schule verwendet werden, damit sie später, wenn auch die Arbeitszeit vernünftig beschränkt sei, am häuslichen Herd die Freude des geistigen Lebens, die ihnen der Unterricht eröffnet hatte, finden könnten — diesen neuen Gast, der überall sich im Kreise der Familien niederlassen und den Stall des Lastthiers in eine Wohnung menschlicher Wesen verwandeln sollte.

Im Herbst kam Theodor von Frankfurt zurück. Aber nur auf wenige Tage. Er war zum ersten Redacteur einer der bedeutendsten demokratischen Zeitungen in Norddeutschland ernannt. Es war dies für den Augenblick die beste Thätigkeit für ihn, da die Presse nun frei war und so viel neue Ideen zu verbreiten

waren, die der Entwicklung helfen sollten. Ausserdem war es auch pekuniär eine vortreffliche Stellung. Ein Jahr früher hätte dieser Umstand unser beiderseitiges Leben verändert, denn unsere Vereinigung wäre die unmittelbare Folge davon gewesen, jetzt wurde er ein Grund zu weiterer Trennung. Völlig von meiner Familie geschieden, die ihn hasste, kam er nur zu einem kurzen Höflichkeitsbesuch, und ich sah ihn nur zwei oder drei Mal ganz flüchtig. Ich war mehrere Mal auf dem Punkt, zu ihm hinzugehen und zu ihm im Namen jener Freundschaft zu sprechen, die nur durch sein grausames Verstummen einen anderen Charakter erhalten hatte. Es schien mir unmöglich, dass er mir anders als mit jener sanften Freundesstimme antworten könne, die so lange der Trost meines Lebens gewesen war. Wenn er mir gesagt hätte: »Verzeihe mir! Ich war zu jung um mein eigenes Herz zu kennen; bleibe meine Freundin« — hätte ich ihn nicht verstanden? Aber er hatte nicht den moralischen Muth, den Muth der wahren Freiheit, die sich bedingt fühlt und es einzugestehen wagt. Eine Dame, die ihn auch sehr lieb gehabt hatte und unsere Geschichte kannte, sagte mir einige Jahre später: »Seine Trennung von Ihnen ist der einzige dunkle Fleck im Leben dieses Menschen.« Ich kämpfte schmerzlich in mir gegen die Versuchung mit ihm zu reden, aber der Stolz, der in seiner ganzen Stärke erwachte,

sowie das Zartgefühl hielten mich zurück; denn in diesem Augenblick weniger wie in jedem andern wollte ich ihn daran erinnern, dass mein Herz heilige legitime Rechte hatte: die einer Liebe, welche auf der Ehrfurcht für die Freiheit beruhte.

Er schied, um seine Thätigkeit zu beginnen. Ich hielt mir natürlich seine Zeitung. Sie trat mit glänzenden Leitartikeln auf, so wie nur er sie schreiben konnte, in denen der unerbittliche Kritiker mit dem begeisterten Poeten zusammen ging und nicht nur zerstörte, sondern auch herrlich schuf. Ich las sie mit schmerzlichem Entzücken; hier war er noch immer der Mensch, den ich ganz und überzeugt geliebt hatte. Als sein Geburtstag kam, konnte ich dem Wunsche nicht widerstehen, ihm ein Zeichen der Erinnerung zu geben. Ich schrieb ihm einige Worte, die einfach meine Wünsche für sein Glück ausdrückten. Dieses Mal antwortete er mir auch — nur wenige, aber gute, sanfte Worte, und fügte hinzu, indem er zum ersten Mal an die Vergangenheit rührte: »Wir lebten zu ausschliesslich Einer im Andern; es war natürlich, dass ein Bruch kam. Wenn Sie koketter gewesen wären, so hätten Sie die Position anders benutzt, und Sie hätten gesiegt. Es versteht sich, dass ich Ihr Lob singe, indem ich dieses sage.«

Zum ersten Male sah ich es hier, welche Macht die Koketterie selbst über bedeutende

Männer hat. Ich hatte von jeher diesen weiblichen Fehler tief verabscheut und hatte geglaubt, dass die Offenheit und Wahrheit eines Gefühls seine edelste Zierde sei. Nach diesem Briefe sagte ich mir mit schmerzlichem Erstaunen, dass, wenn ich hätte rechnen können in meiner Liebe, wenn ich mein Seelenleiden hinter der Anziehung der Intelligenz, die immer stark ist bei einem geistreichen Mann, hätte verbergen können, wahrscheinlich Alles anders gekommen sein würde.

Wie viel Gelegenheit hatte ich noch später im Leben, die Schwäche bedeutender Männer koketten und capriciösen Frauen gegenüber zu bemerken! Dem Manne gefällt die immer zu erneuende Eroberung, welche die kokette Frau ihm auferlegt, während die einfache, wahre Frau in ihrer Hingebung nichts Anderes verlangt, als das Gebäude des Lebens friedlich im Schatten ihrer Liebe aufzubauen.

Meine Stellung im Hause wurde täglich unerträglicher. Die Meinigen, trotzdem sie edel und gut waren, waren fast grausam gegen mich, nur weil ich andere Ansichten hatte, als die ihren, und mit Menschen umging, die ihnen, ihrer Grundsätze wegen, nicht sympathisch waren. Es war die Tyrannei der Familie, die sich in diesem Fall noch auf den bedauernswerthen Grundsatz stützte, dass die Frau nicht für sich selbst denken, sondern auf dem Platz, den ihr das Schicksal angewiesen hat, bleiben soll, einerlei ob ihre In-

dividualität dabei untergeht oder nicht. Meine Schwester fragte mich eines Tages: »Giebt es denn wirklich Etwas, was du mehr liebst als deine Familie?« und als ich dies bejahte, schüttelte sie traurig den Kopf und sagte: »Ja dann ist Alles klar.« Es war eben die alte Geschichte: man muss Vater, Mutter, Geschwister verlassen, um dem Messias zu folgen. Aber trotzdem ich mich in meinem Rechte fühlte, war ich nicht weniger traurig darüber, dass ich sie leiden machte und dass ich die Kluft sich erweitern sah, die unsere gegenseitige Liebe zu verschlingen drohte.

Die »Kleine« und ihre Mutter thaten alles Mögliche, um mich zu trösten, um die Traurigkeit, die mich verzehrte, zu mildern. Aber die Harmonie, die bei ihnen herrschte, liess mich doppelt das Elend meiner Lage fühlen. Ich empfing daher mit Freude die Einladung einer jungen Berliner Dame, die ich während eines kurzen Aufenthaltes, den sie bei Verwandten in unsrer kleinen Residenz machte, näher kennen gelernt hatte und die mich nun aufforderte, für einige Zeit zu ihr zu kommen. Die »Kleine« beschwor mich, zu gehen, um mich in etwas auszuruhen und zu sammeln. Ich selbst natürlich wünschte es dringend. Die preussische Kammer in Berlin war noch der einzige leuchtende Punkt, der von der Revolution übrig war; das Frankfurter Parlament ging zu Grunde seit der Wahl des Reichsverwesers, Johann von Oesterreich. Die

Freiheit der Entwicklung war von diesem Augenblick an vorbei und die Reaction zog mit vollen Segeln, unter dem Schutz des österreichischen Absolutismus und Jesuitismus, wieder ein. In Berlin hielt die radicale Partei noch Stand und kämpfte tapfer.

Ich war aber so niedergeschlagen und matt, dass ich kaum den Muth hatte, die Einwilligung zu dieser Reise zu verlangen. Ich fand jedoch keinen grossen Widerstand, da man jene junge Dame nicht für excentrisch hielt, und so konnte ich gehen. Als ich auf der Reise war, fühlte ich mich wie einem Gefängniss entflohen. Dennoch war ich traurig und gebeugt und lebte erst ein wenig auf nach dem herzlichen Empfang, den mir meine liebenswürdige Wirthin bereitete, und als die interessanten Scenen, denen ich beiwohnte, meine Gedanken in Etwas von ihrem gewöhnlichen, traurigen Nachsinnen losrissen. Ich hatte Berlin noch nie gesehen und war angenehm überrascht von so manchem Grossartigen, was mir hier entgegentrat. Ich fühlte mich befreit von der drückenden Enge der kleinen Verhältnisse und begriff mehr als je, dass dem Menschen Raum nöthig ist, Raum für den Gedanken, für die That, mit einem Wort: die Freiheit nach seiner Ueberzeugung und dem innersten Bedürfen seiner Natur zu leben. Ich ging natürlich oft in die Kammersitzungen und wohnte Verhandlungen von höchstem Interesse bei, wo der entschiedenste

Radicalismus stets den Sieg behielt. Die Abschaffung der Todesstrafe und des Adels wurde mit grosser Majorität beschlossen. Man ging viel gerader auf das Ziel los wie in Frankfurt.

Doch mischten sich in diese Erfolge schon die dunkelsten Befürchtungen. Die Reaction erhob siegend ihr Haupt, und man sah einen schrecklichen Kampf nahen, einen Kampf auf Leben und Tod. Ein Freund meiner Wirthin, Abgeordneter der Linken, kam, so oft er einen Augenblick Zeit hatte, uns zu sehen und uns über die Lage der Dinge zu berichten. Schon war das Netz gesponnen und zum Zusammenziehen fertig, in dem die Revolution gefangen und erstickt werden sollte. Meine Freundin und ich waren in grosser Aufregung. Wir gingen täglich aus und mischten uns unter die Volksgruppen, die in den Strassen zusammen standen und leidenschaftlich discutirten, ohne eigentlich klar zu wissen, was man zu fürchten habe und wie man handeln solle. Bei uns war Alles bereit, um im Fall der Noth jenen Freund, den Deputirten, aufzunehmen, zu verstecken und ihm fortzuhelfen, denn man fürchtete einen Gewaltstreich gegen die Abgeordneten. Dass man die Kammer auflösen und Berlin in Belagerungszustand erklären werde, schien abgemacht, nach den Truppenmassen zu urtheilen, die zusammengezogen wurden. Die Aufregung unter den Arbeitern und den Studenten war ungeheuer. Wir hatten uns am Nachmittag auf den Platz

begeben, wo die Kammer tagte, und standen mit einer Menge Arbeiter, alles ernste, entschlossene Menschen, zusammen, denen wir mittheilten, was wir durch den Deputirten wussten. Plötzlich ertönte militärischer Lärm, und zu gleicher Zeit rückte von mehreren Seiten her Cavallerie heran und fing an, den Platz zu besetzen. Den Abgeordneten wurde befohlen, auseinander zu gehen, und sie, nur der Gewalt weichend, zogen nun in geordneter Procession zum Hause hinaus über den Platz, um sich dann zu vertheilen. Es war ein trauriger Anblick, und uns Allen, die wir da standen, kochte das Blut vor Empörung und Schmerz. Die letzte Hoffnung der Revolution war vorbei. Der Belagerungszustand wurde wirklich erklärt. Man fürchtete Widerstand von Seiten der Bevölkerung, es konnte zu einem Bombardement der Stadt kommen. Meine Freundin beschwor mich zu gehen, um meiner Mutter willen, da sie vor dieser nicht die Verantwortung des Unglücks, das mir hätte widerfahren können, übernehmen wollte. Ich hätte nun im Gegentheil bleiben mögen, um die Gefahr mit der Freundin und dem Volk zu theilen, die Kindesliebe siegte jedoch und ich beschloss zu gehen, nur um meine Mutter nicht zu tödtlich zu ängstigen, aber ich ging abermals mit schwerem Herzen und beneidete meine Freundin, die am Orte bleiben konnte, wo eine grosse Entscheidung eintreten musste. Noch einmal erlitt ich die

schreckliche Qual, das Centrum des grossen Lebensstromes, den Kampf, der den heiligsten Interessen galt, verlassen zu müssen.

Meine Freundin begleitete mich an den Bahnhof. Wir fanden ihn ganz mit Militär besetzt, welches die Abfahrenden überwachte. Die Wartesäle waren gedrängt voll von Menschen, die geradezu flohen, um dem Schicksal, welches die Regierung über die Stadt verhängen zu wollen schien, zu entgehen. Es war völlig, als ob der Feind vor den Thoren stände. Ganze Familien aus allen Schichten der Gesellschaft drängten sich da zusammen. Die Aermeren führten ihr Hab und Gut mit sich, Vorräthe, Betten, Kleidungsstücke. Die Kinder weinten, die Frauen waren ausser sich, die Männer bestürzt. Ich schloss meine Freundin mit heissem Schmerz in die Arme und stieg in den enorm langen Zug. Im Waggon, wo ich sass, wurden die finstersten Möglichkeiten besprochen. Plötzlich hielt der Zug an. In einem Nu waren alle Köpfe heraus, um zu sehen, was es gäbe; man fragte, man schrie; ein grosser Theil der Reisenden sprang heraus, obgleich zu beiden Seiten der Bahn tiefe Gräben waren. Endlich erfuhr man, dass das Volk in Potsdam die Schienen aufgerissen und man dem Zug das Signal gegeben habe, zu warten, bis es möglich sei, weiter zu fahren. Die Gespräche, die sich nun entspannen, zeigten, wie sehr die Furcht sich schon wieder der Gemüther bemächtigt

habe. Der Geist, der die Märztage hervorgerufen hatte, war im Erlöschen. Der Fall von Wien, der Belagerungszustand in Berlin hatten den Glauben an die Revolution erschüttert. Die Reaction siegte.

Wir kamen in Potsdam erst in der Nacht an. Da war auch Alles voll von Soldaten, und es war ein solches Gedränge, dass ich rathlos da stand und nicht wusste, wie ich zu meinem Gepäck kommen sollte. In meiner Verlegenheit war es mir eine angenehme Ueberraschung, als sich plötzlich ein junger Offizier mir nahte, sich verbeugte, seinen Namen nannte und seine Dienste anbot. Es war ein junger Mann, mit dem ich früher auf Bällen zusammengekommen war; er hatte mich erkannt. Ich nahm in diesem Augenblick seinen Schutz willig an, obgleich er zu den Feinden des Volks gehörte und jeden Augenblick berufen werden konnte, es zu bekämpfen. Er begleitete mich bis zu dem Gartenhause des Grossvaters der »Kleinen«, welches ausserhalb der Stadt lag und woselbst dieser in Zurückgezogenheit vom öffentlichen Leben die Tage des Alters verbrachte. Ich wollte dort für die Nacht um Gastfreundschaft bitten. Ich musste lange und wiederholt an der Glocke ziehen, bevor man öffnete. Endlich fragte eine Stimme schüchtern, wer da sei. Sobald ich meinen Namen genannt hatte, wurde ich eingelassen. Ich fand den ehrwürdigen Greis mit seinen beiden Töchtern,

von denen die eine die geistvolle Tante Theodors war, noch im Salon vereinigt, obwohl es schon spät war. Sie empfingen mich auf die liebenswürdigste Weise und entschuldigten sich, nicht früher haben öffnen zu lassen. Sie hatten aber Furcht gehabt, es könne ein unwillkommener Besuch sein, da man in diesen Tagen mehrere Excesse gegen einige Würdenträger der Kirche begangen hatte. Sie baten mich freundlichst, einige Tage zu bleiben, und ich nahm es dankbar an, da ich nur zu froh war, noch etwas in der Nähe von Berlin bleiben und die Entscheidung abwarten zu können. Am folgenden Tage kam die erschütternde Nachricht, dass Robert Blum in der Brigittenau bei Wien erschossen worden sei. Das erste Opfer der wüthenden Reaction war also gefallen. Danach konnte man sich nur auf die traurigsten Dinge gefasst machen. Die Reaction musste sich schon sehr stark fühlen, da sie es gewagt hatte, den geliebten Volksmann, einen der besten Charaktere, eine der praktischesten Intelligenzen der ganzen revolutionären Partei, zu tödten. Von nun an konnte sie Alles wagen.

Mein Herz war schwer von düstern Ahnungen, von Zorn und Schmerz. Ich zitterte noch für ein anderes Leben; für Julius Fröbel, der mit Blum zusammen nach Wien geschickt war und über dessen Schicksal noch nichts verlautete. Ich kannte ihn nicht persönlich,

nur aus Theodors Schilderungen, der eng mit ihm befreundet war, und aus seinen Schriften. Ich war aber seit einiger Zeit mit ihm in Correspondenz und nahm den innigsten Antheil an ihm. Der Gedanke, dass er Blum's Schicksal wahrscheinlich werde theilen müssen, war mir entsetzlich. So verliess ich Potsdam in tiefen Seelenqualen am Abend, um heimzukehren. Ausser mir waren im Waggon nur zwei Herren, die ich gleich für Mitglieder der äussersten Rechten des aufgelösten Parlaments erkannte. Ich hatte die Augen geschlossen, schlief aber die ganze Nacht nicht. Die Herren, die sich mit einer Schlafenden allein glaubten, sprachen ohne Rückhalt zusammen. Sie kehrten nach Hause zurück, freuten sich, dass »die Geschichte« vorüber sei, dass die Tage der Ordnung wiederkehren würden, und dass der Pöbel nun endlich haben werde, was er verdiene. Der Eine, der ganz eingeweiht schien in das geheime Getriebe der »höhern Politik«, erzählte mit Wohlbehagen, wie die Auflösung der Kammer und der Belagerungszustand längst vorbereitete Massregeln gewesen seien und wie man nur die Rückkehr der Truppen aus Schleswig-Holstein und »das Ende dieser Geschichte« abgewartet habe, um gegen die Revolution in der Hauptstadt selbst vorzugehen. Der Erzählende ahnte es nicht, dass ein Ohr ihn hörte, welches den Sinn seiner Worte anders erfasste, als er. Ich erkannte in dem Allen,

wie stark die Reaction sei und wie sie systematisch die Netze ausgestellt habe, um die Revolutionäre zu fangen. Ach, es war deren eigne Schuld! Sie hatten die günstigen Augenblicke versäumt und hatten nicht das Rechte zu treffen gewusst.

Mein Leben zu Hause wurde traurig, wie zuvor. Alles, was ich von meiner Reise erzählen konnte, brachte bei den Meinigen einen entgegengesetzten Eindruck hervor, wie bei mir; jedes Ereigniss, von dem die Zeitungen Nachricht brachten, wurde total anders beurtheilt, als wie ich es beurtheilte. Meine einzige Zuflucht waren wieder die »Kleine« und ihre Mutter.

Ein Mal die Woche kamen wir Abends dort zusammen, um gemeinschaftlich mit dem »Demokraten« philosophische Bücher zu lesen. Wir fingen mit Schleiermacher an, der den philosophischen Geist auf die Kanzel mitgenommen hatte, und, ohne den vollen Muth des Zweifels und der Kritik zu haben, es dennoch vorgefühlt hatte, dass die freie Prüfung die logische, unvermeidliche Folge des Protestantismus sein müsse. Zwei Jahre früher hätten mich die Gedanken Schleiermacher's ganz befriedigt. Da theilte ich noch mit ihm diese Scheu des Herzens, an den letzten Grundlagen der Ueberlieferung zu rühren und die letzten Folgerungen des philosophischen Gedankens zu ziehen. Jetzt sah ich, dass ich über den religiösen Liberalismus, der sich

selbst täuscht, hinaus war. Nachdem ich den bittern Kelch des ersten Skepticismus, der die Einheit des Wesens schmerzlich stört, getrunken hatte, fühlte ich mich stark und bereit, jeder Tradition zu entsagen, die vor der Prüfung der Vernunft nicht bestehen könne. Ich stimmte daher eifrig dem Vorschlag des »Demokraten« bei, Schleiermacher ruhen zu lassen und Feuerbach vorzunehmen. Bis jetzt war der mir geradezu verboten gewesen. Meine Mutter sah in ihm den Ausdruck des vollendeten Atheismus, und ich hatte selbst bisher noch eine Art Scheu gehabt, mich an die Freidenker zu wagen. Jetzt war diese Scheu verschwunden und ich stimmte bei: »Das Wesen des Christenthums« von Feuerbach zu lesen. Gleich von den ersten Seiten an sagte ich sehr erstaunt: »Aber das sind ja Gedanken, die ich längst kenne: meine eignen Folgerungen, die ich nur nicht zu gestehen wagte.« Alle die angstvollen Stunden meiner Jugend mit Bezug auf die Religion wurden mir nun klar und verständlich; sie hatten ihren Grund gehabt in dem Ungestüm des Gedankens, der sich auflehnte gegen ein Joch, in dem er gefangen gehalten werden sollte. Feuerbach nannte, so schien es mir, zum ersten Mal die Dinge bei ihrem wahren Namen; er vernichtete für immer die Idee einer andern Offenbarung als derjenigen, welche sich in den grossen Geistern und den grossen Herzen macht. Sein Gedanke schien

sich in den letzten Worten seines Buchs zusammen zu fassen: »Heilig sei uns das Brod, heilig der Wein, aber auch heilig das Wasser.« Also keine übernatürliche Verwandlung mehr, kein priesterlicher Exclusivismus, sondern das ganze Leben bis in seine kleinsten Aeusserungen, die Ausübung einer reinen menschlichen Moral.

Der philosophische und befreiende Fortschritt, der sich so in mir vollzog, vollendete natürlich auch meine vereinzelte Stellung in der Gesellschaft. Man liess mich absichtlich Bemerkungen wie die folgende hören, die bei dem Urtheil über ein junges Mädchen gemacht wurde: »Welch ein liebenswürdiges Geschöpf: sie masst sich gar kein eignes Urtheil an.« Man wollte mir zeigen, wie weit man mich vom rechten Wege abgewichen fände. Aber weit davon entfernt, auf jenen Weg zurückzukommen, beschäftigte ich mich im Gegentheil immer mehr mit den Gedanken an die Emancipation der Frau, Emancipation von den Vorurtheilen, die sie bisher gefesselt hielten, zur ungehemmten Entwicklung ihrer Fähigkeiten und zur freien Ausübung der Vernunft, wie sie dem Manne seit lange gestattet sind. Trotzdem ich in so engen Verhältnissen lebte, so hörte ich doch von mehr als einer weiblichen Individualität, die vom regenerirenden Hauch, der die Welt durchweht hatte, erwacht war und sich von der dreifachen Tyrannei des Dogma's, der

Convention und der Familie befreien wollte, um nach ihren Ueberzeugungen und durch ihre eignen Anstrengungen zu leben. Die deutsche Frau fing an, noch eine andere Bestimmung in sich zu fühlen, als die, blos eine gute Hausfrau zu sein — ein Titel, den man ihr stets, nicht ohne Beimischung von Geringschätzung, beigelegt hatte, da es heissen sollte, dass sie ausserdem nichts sei. Ich fing an, mit der »Kleinen« Pläne zu machen. Ich wollte, mittels brieflichen Verkehrs, mich mit den Frauen oder Mädchen, die mit uns gleiche Sympathien hatten, in Verbindung setzen, sie auffordern, andere Gleichgesinnte in ihren Kreisen aufzusuchen und diese zu gleichem Thun zu vermögen. So wollten wir Deutschland wie mit einem Netz einer grossen Frauenverbindung überziehen, in der auch die Schwächeren, Zaghaften durch die Gemeinsamkeit Muth fassen sollten. Die bessere Erziehung der Frauen, die Erwerbung verschiedenartiger Kenntnisse zur Erlangung oeconomischer Unabhängigkeit, ein weiteres Feld edler Bestrebungen — das sollte die erste Aufgabe sein, um die Frauen zunächst fähiger zu machen, die Erziehung der Jugend im patriotischen und humanen Sinn in die Hand zu nehmen und sich an dem grossen Werk der nationalen Erziehung, welches so viele grosse Männer gepredigt hatten, zu betheiligen. Noch sah ich m e i n e n Weg nicht klar, wusste noch nicht, wie ich verwirklichen sollte, was

sich in meinem Gedanken bewegte, aber ich fühlte, dass das Ziel meines Lebens hinfort sein werde, an der Emancipation der Frauen von den engen Grenzen, welche die Gesellschaft ihrer Entwicklung gesteckt hat, und von den Kleinlichkeiten und der Unwissenheit, welche die Folgen davon waren, arbeiten zu helfen.

Die Wunde der verrathenen Liebe blutete noch immer fort im Grunde meines Herzens. Ich konnte diese Liebe nicht aus meinem Herzen reissen, und ich hätte es nicht gewollt, wenn ich es gekonnt hätte. Die Treue schien mir das Siegel der Würde eines grossen Gefühls. Ich gab mich nicht ohnmächtigen Klagen und eitler Trauer hin, und es gelang mir, mein Leid zu verbergen und mein Unglück stolz zu tragen. Aber ich hätte für nichts auf der Welt die Neigung eines andern Mannes annehmen oder ein ernstes Gefühl in seinem Herzen aufkommen lassen können. Wahre Freundschaft und ernste Sympathie konnte ich theilen, wie dies z. B. mit dem »Demokraten« der Fall war, aber jene allmächtige Empfindung, wie ich sie für Theodor gehabt hatte, konnte ich nie wieder einem andern Manne widmen.

Das Schicksal überhäufte mich mit Prüfungen aller Art. Zuerst wurde ich sehr krank und war kaum, gegen Weihnachten, etwas hergestellt, als die Mutter der »Kleinen« plötzlich starb. Dies Ereigniss erschütterte mich tief, nicht nur weil sie wie eine zweite

Mutter für mich gewesen war, sondern auch weil ich wusste, wie Theodor sie liebte und welcher Schlag dies für ihn sein würde. Mein erster Ausgang war nun natürlich zu der »Kleinen«. Wir weinten miteinander vor der geliebten Leiche. Der Vater bat mich, am folgenden Tage wieder zu kommen und während des Begräbnisses bei der Tochter zu bleiben, denn in jenen Gegenden Deutschlands war es nicht Sitte, dass Frauen mit zum Begräbniss gehen. Ich wusste, dass man Theodor dazu erwartete. Die Erregung, ihn wiederzusehn, sollte zu den anderen Erregungen hinzukommen, aber ich schwankte nicht und ging am andern Tag hin. Der Flur des Hauses war mit Blumen bestreut, in der Mitte stand der Sarg. Mein lieber Lehrer von einst war in seinem priesterlichen Talar, dem langen, faltenreichen, schwarzen Mantel, den die protestantischen Prediger in Deutschland tragen und der etwas Ehrwürdiges hat. Ich trat in das Zimmer, wo die »Kleine« mit allen ihren Brüdern war. Theodor reichte mir die Hand, wir sprachen kein Wort, aber er wusste, dass ich mit ihm litt. Draussen füllte sich der Vorsaal mit Menschen, die der Verstorbenen das Geleit geben wollten, und ein Männerchor stimmte einen feierlichen Choral an beim Sarg. Wir im Zimmer lauschten regungslos den Trauerklängen. Ein gewaltiger Schmerz lag dumpf auf mir, ich wusste, dass er mir gegenüber stand an die Mauer gelehnt, und fühlte, dass

sein Blick auf mir ruhte, obgleich ich nicht aufsah. Dem schönen, ernsten Gesang entstieg aber plötzlich eine Macht, die mich über mich selbst erhob. Ich zerbrach die Fessel des Schmerzes voll Stolz und Energie, ich erhob das Haupt und die Augen nach oben, denn Flügel trugen mich weit über Schicksal und Tod, in die Reihen freier Geister, würdig zu verstehen und verstanden zu werden, und bereit, vorwärts zu dringen, wäre es auch gegen die ganze Welt. Diese Bewegung war ganz spontan, ganz unbemerkt für die Andern, nur Einer hatte sie gesehen und verstanden. Er kam im selben Augenblick auf mich zu, reichte mir die Hand und drückte die meine mit Innigkeit. Dann ging er, um seinen Platz hinter dem Sarge einzunehmen.

Ich blieb mit der »Kleinen« allein während der zwei Stunden, welche das Begräbniss dauerte. Dann kamen der Vater und die Söhne zurück. Ersterer schloss mich gerührt in seine Arme. Ich nahm Abschied, um sie sich selbst zu lassen, aber im Augenblick, als ich das Zimmer verliess, kam Theodor mir nach und sagte, er werde mich begleiten. Wir sprachen von ihr, die wir Beide verloren. An meiner Hausthür reichte er mir die Hand und sagte mit bewegter Stimme: »Leben Sie wohl, liebe Freundin.« Den folgenden Tag reiste er zu seiner Arbeit zurück.

Das war der letzte Tag des Jahres 1848!

Achtzehntes Kapitel.

Reaction und Gefängniss.

Die Jahrestage der Revolution von Paris, Berlin, Wien kehrten wieder. Es war ein Jahr, dass die fortgeschrittensten Völker Europa's sich wie von einer gemeinsamen Inspiration bewegt erhoben hatten, um mit lauter Stimme jene Grundsätze zur Geltung zu rufen, welche seit der grossen französischen Revolution — der Traum aller edlen Herzen und der Schrecken aller Tyrannen gewesen waren. Welches Jahr. Welche plötzliche Blüthe und üppige Fülle! Freiheit, Selbstregierung der Völker, Abschaffung der Klassenunterschiede, der Arme zu allen materiellen und geistigen Rechten der Menschen gerufen! Und dies Alles verhältnissmässig ohne zu grosse Opfer errungen! Zwölf Monate waren nun herum und der Fall war vollständig. Das deutsche Parlament war nicht mehr. In seinem eignen Netz gefangen durch die Wahl des Oesterreichers an die Spitze der Reichsgewalt, fiel es durch seine Ohnmacht, und die letzten Trümmer, die nach Stuttgart

gingen, retteten nichts als ihre persönliche Ehre. Die Wahl eines radicalen Reichsverwesers kam, als kein Reich mehr da war. Die Revolution hatte sich selbst widersprochen; sie hatte nicht mehr die Macht, Gesetze zu dictiren.

Die Insurrection in Dresden, im Monat Mai, war das letzte Zucken der sterbenden Revolution. Mit welcher tödtlichen Angst las ich die Berichte über jenen Kampf! Noch einmal flackerte die Hoffnung auf, dass man aus andern Theilen Deutschlands den Insurgenten zu Hülfe ziehn und dann die wahre Revolution noch daraus entspringen werde, nachdem man eingesehen, was halbe Massregeln taugten. Während dieser Tage der Erwartung ging ich eines Morgens in das Haus meines verheiratheten Bruders. Ich fand Niemand von der Familie im Hause, ausser dem kleinsten Kinde, das in der Wiege lag und schlief. Ich beugte mich über das unschuldige Geschöpf, und indem ich es ansah, fasste mich ein vernichtender Schmerz. Wie schrecklich war der Contrast! Auf der einen Seite dieses schlafende Kind, das nichts wusste von dem furchtbaren Kampf, der auch vielleicht s e i n e Zukunft bestimmte: dem Kampf zwischen dem erwachten Bewusstsein, das nach Freiheit schreit, und der brutalen Gewalt, die sie vernichtet. Auf der andern Seite das Volk, das mit seinem Blute diesen Schrei bezahlte. Und ich dabei, unmächtig, ohne mit

helfen, ohne wenigstens mit sterben zu können! Da stieg aus der Tiefe meines Herzens ein hehres, flammendes Verlangen: das Verlangen zu leben, um der gemordeten Freiheit in den Frauen Rächer zu erziehn dadurch, dass sie fähig würden, eine Generation freier Menschen zu bilden. Es war mehr wie je meine Gewohnheit geworden, jeder tiefen innern Erregung schriftlich Worte zu verleihn. Mein Herz blutete aus zu vielen Wunden, um noch, wie früher, im Rhythmus den geheimen Balsam der Poesie zu finden. Aber ich schrieb zur Erinnerung an diese Stunde bei der Wiege eines Kindes, ehe mir der Ausgang des Dresdener Kampfes noch bekannt war, einen Aufsatz mit dem Titel: »Der Schwur einer Frau« und schickte ihn dem »Demokraten«, der mir darauf schrieb: »Ihr Schwur wird manchen Kämpfer den seinen erneuern lassen.« Dann liess er ihn in einem demokratischen Blatte drucken.

Das Schicksal des Dresdener Aufstands entschied sich nur zu bald. Die Entmuthigung hatte schon die Oberhand gewonnen; man fürchtete den Aufständigen zu Hülfe zu kommen, man hatte keinen Glauben mehr an den Erfolg der Revolution. Die Masse der Gesellschaft wollte wieder Ordnung um jeden Preis. Die preussischen Truppen kamen, um die sächsische Monarchie zu retten; Dresden wurde bombardirt und grausame Dinge wurden verübt. Es wurde erschossen, ein-

gekerkert, verbannt. Dann wurde wieder Alles still; unten die Gräber und das erstickte Seufzen; oben die neu befestigten Throne und die erhöhte Glorie des Soldatenthums. Die Grundrechte des deutschen Volks wurden den Blicken der Sterblichen wieder entrückt in die Tiefe eines verzauberten Berges, bis zu der Zeit, wo einmal wieder ein begnadigter Mensch das: »Sesam, Sesam, thu' dich auf!« sprechen würde.

Ich war fortwährend krank, den ganzen Frühling durch; ein Leiden folgte dem andern, aber ich litt noch mehr moralisch als physisch. Immer unter dem Anathem meiner Familie und der Gesellschaft, fand ich nur Trost und Erholung in meinen Studien; in der Correspondenz mit einigen der bedeutendsten Männer der Revolution, die ich nie gesehn hatte, von denen ich aber Briefe bekam; bei meinen Armen, die ich noch eifriger besuchte als zuvor und bei denen ich, die Trösterin, getröstet wurde; endlich in meinem Umgang mit der »Kleinen«. Die Letztere verliess ihren Vater nie Abends, um ihn nicht zu sehr den Verlust der Gattin empfinden zu lassen, aber bei ihr versammelte sich jetzt oft ein kleiner Kreis, in welchem ich mich wohl fühlte. Ein gelehrter Astronom, der in der kleinen Stadt lebte, kam regelmässig zwei Mal wöchentlich, um der »Kleinen« und mir Vorlesungen über Astronomie zu halten, und indem sich mir das Universum erschloss, kam

es mir zuweilen vor, als seien die ephemeren Leiden dieser Erde nicht der vielen Thränen werth, die um sie fliessen. Dennoch waren auch jetzt unsere Herzen voll Besorgniss. Theodor hatte, gleich nach Aufhebung des Frankfurter Parlaments, einen Artikel geschrieben, worin er offen dazu aufforderte, die Waffen zu ergreifen und eine neue radicalere Revolution zu machen als die erste. Er war unmittelbar darauf des Hochverraths angeklagt und von der Redaction suspendirt worden, und wir erwarteten angstvoll den Ausgang seines Processes. Eines Abend, als unser kleiner Kreis beisammen war, erhielt die »Kleine« einen Brief von ihm. Als sie einige Zeilen gelesen hatte, füllten sich ihre Augen mit Thränen und sie warf sich in meine Arme. »Er ist zu drei Jahren Festungshaft verurtheilt,« sagte sie; sie wusste, dass es mein Herz so schwer traf wie das ihre. Sein Brief war mit grosser Ruhe geschrieben; er suchte die Seinigen zu trösten und sagte, er hätte gewusst, was ihm bevorstände, als er den Artikel schrieb; es erschrecke ihn auch nicht, umsomehr, da er nichts mehr zu sagen hätte, nachdem sein Aufruf vergeblich geblieben sei.

Seine Thätigkeit, seine Zukunft waren also für drei Jahre paralysirt! Drei der schönsten Jahre seines Lebens, der vollen Blüthe jugendlicher Kraft! Im Augenblick, als alle Träume verflogen, als alle Hoffnungen eines traurigen Todes starben, musste er, der von Kindheit

auf das Vorgefühl des Märtyrerthums, zugleich aber auch den brennenden Durst nach Leben, That und ernstem Kampf gehabt hatte, sich in die öde Einsamkeit des Kerkers begeben! Ich litt nicht blos für ihn, auch auf's Neue für mich, die ich ihm bei dieser Gelegenheit wieder alle Fülle der Liebe hätte zeigen und durch tausend liebevolle Erfindungen die Härte seines Schicksals hätte mildern mögen. Ich hatte fest beschlossen, mich aus seinem Schicksal auszulöschen, mich an den Gedanken zu gewöhnen, dass das Gefühl, welches unsterblich in mir lebte, in ihm gestorben sei. Aber in dem Augenblick konnte ich nicht umhin, ihm mit ein paar Worten meine Sympathie zu zeigen. Jedes reine, tiefe Gefühl hat in sich eine solche Unschuld, dass der Gedanke nicht kommt, man könne es verkennen. Wenn meine Liebe egoistischer, oder wenn ich kokett gewesen wäre, so hätte ich ihm nie wieder geschrieben, hätte den Menschen, der mich so grausam behandelt hatte, mit Stolz verlassen. Aber diese Liebe war die schönste Blüthe meines Lebens gewesen, in ihr hatte sich alle Zärtlichkeit der Frau, der Mutter, der Schwester und der Freundin vereinigt, und wenn die Frau ihren heiligen Schmerz stolz in die Tiefe des Herzens verschloss, so blieben die Mutter, Schwester, Freundin, um dem Sohn, dem Bruder, dem Freund, dessen Andenken sich nicht verwischen konnte, helfend und tröstend beistehn zu wollen. Er

dankte mir mit herzlichen Worten und schrieb: »Ich wusste es, wie Sie bei dieser Gelegenheit für mich fühlten.«

Ich schrieb ihm dann, meinem Vorsatz getreu, nicht wieder. Aber als Weihnachten kam, liess ich durch die Güte eines Bekannten, der sich in der Stadt, wo Theodors Gefängniss war, aufhielt, einen Weihnachtsbaum bereiten, mit einer Menge kleinen Gaben daran, und jener Bekannte erhielt die Erlaubniss, ihm den Baum zu schicken. Ich hatte die Freude zu denken, dass sein Gefängniss am Weihnachtsabend hell erleuchtet sein würde von den Lichtchen am Baum, dass dieser ihn wehmüthig freundlich an seine Kindheit, an seine Mutter erinnern würde, und dass die Gewissheit einer unbekannten Sympathie, die ihm in die Einsamkeit des Gefängnisses folge, ein Trost für ihn sein könnte. Er hat nie erfahren, wer ihm den Baum gesandt hatte.

Ich bin hier dem Gang der Ereignisse ein wenig vorangeeilt und kehre zum Frühling 1848 zurück. Die moralischen und physischen Leiden, von denen ich gesprochen habe, hatten mich so sehr niedergeworfen, dass das Leben mir zur Qual geworden war. Ich fühlte, dass ich eine letzte energische Anstrengung machen müsse, um wenigstens die Gesundheit zu stärken und dann zu sehn, was sich thun liesse. Ich erklärte zu Haus, dass ich ein Ende machen wolle mit den vielen medicinischen Mitteln, mit denen man mich gequält und nur schlimmer

gemacht hatte, und dass ich Seebäder gebrauchen wolle. Ich hatte gespart und konnte in öconomischer Weise reisen, ohne ein Opfer zu verlangen. Die »Kleine« wollte auch mit, ebenso die Berliner Freundin, Anna, welche das Frühjahr bei der Kleinen verlebte. Wie viel Gutes durfte ich mir von der Kur in so sympathischer Gesellschaft versprechen! Die Meinigen waren erstaunt und betroffen durch diese abermalige Extravaganz. Der Arzt zuckte die Achseln und meinte, man solle mich gehn lassen, da ich so viel Vertrauen in die Sache habe.

Der Gedanke, schon für einige Zeit dem Druck meines häuslichen Lebens zu entfliehn und das Meer wiederzusehn, richtete mich etwas auf. Es giebt Dinge in der Natur, deren Anblick beinahe auf uns wirkt, wie ein grosses Ereigniss — die uns befreien von der Last der persönlichen Existenz, indem sie uns dem Unendlichen, dem universellen Dasein vereinen. So ist das Meer. Ich kann nicht sagen, wie oft es mir in meinen Träumen erschienen war, ehe ich es zum ersten Male sah. Ich kannte nun nur das mittelländische Meer und verlangte heiss danach, den Ocean zu sehen. Wir reisten nach Ostende. Im Eisenbahnwagen fand ich mich neben einer jungen Frau, deren sympathisches Aeussere mich sehr anzog. Sie war in Gesellschaft eines ältern Herrn und einer älteren Dame. Wir kamen bald in ein lebhaftes Gespräch mit einander, und die Rede kam auf den Kampf, der damals noch in Ungarn ge-

führt wurde. Die junge Dame schien freudig überrascht, als ich meine Sympathien für Ungarn kundgab, indem ich sagte, wie sehr ich wünschte, dass der österreichische Despotismus unterliegen möge. Sie fing von dem Augenblick an vertrauter mit mir zu sprechen, und da wir eine Menge gemeinsamer Beziehungen und Bekannter fanden, und unsere Ansichten völlig übereinstimmten, so flüsterte sie mir endlich ihren Namen in das Ohr, den eines bekannten ungarischen Patrioten, Franz Pulsky, dessen Frau sie war. Sie ging nach England zu ihrem Mann, der von der republikanischen ungarischen Regierung dorthin geschickt worden war. Natürlich reiste sie mit einem falschen Pass und erzählte mir die Geschichte ihrer Abreise aus Ungarn durch die Reihen der österreichischen Armee, welche die Grenze besetzt hielt. Die alten Leute, welche sie begleiteten, hatten sie zufällig in der Nähe der Grenze getroffen und, ohne sie zu kennen, ihre Lage nur errathend, unter ihrem Schutz durch das feindliche Lager geführt, indem sie sie für ihre Tochter ausgaben; während der Reise aber hatten sie eine grosse Zuneigung zu ihr gefasst und begleiteten sie nun durch ganz Deutschland und Belgien bis nach Ostende, wo sie sich einschiffen wollte. Diese Erzählungen interessirten mich so sehr, dass ich für den Augenblick alles Uebrige vergass. Sie hatte ihre jungen Kinder unter dem Schutz eines Freundes, inmitten des vom

Bürgerkrieg zerrissenen Landes zurücklassen müssen; das jüngste war in einer Bauernhütte geboren, während der Flucht der Mutter vor den österreichischen Soldaten. Man konnte kaum glauben, dass diese junge, zarte Frau schon so vielen Stürmen, so vielem Ungemach Trotz geboten hätte; aber sie hatte eine starke Seele, die sich nachher, in den schweren Prüfungen des Exils, in ihrer ganzen Stärke zeigte.

In Ostende angekommen, begleiteten wir sie Alle Abends zum Schiff, das sie nach England führen sollte. Ihre alten Begleiter blieben noch einige Tage in Ostende, in demselben Gasthof, wo wir wohnten, und wir wurden näher mit ihnen bekannt. Der alte Mann war ein deutscher Socialist, einer der frühen Apostel des Socialismus, die, weil sie noch zu allein standen, hinüber flüchteten über den Ocean, um in der neuen Welt die Verwirklichung ihrer Theorien zu versuchen. Er hatte sein Vermögen dabei geopfert und war, nach dem Misslingen seiner Unternehmung, nach Europa zurückgekehrt, woselbst ihn ein Ungar beredet hatte, nach Ungarn zu gehen, als dem geeignetsten Land, socialistische Ideen zu verwirklichen. Viele Jahre hatte er in Ungarn verbracht und nur dieselben Enttäuschungen erlebt wie in Amerika. Die Revolution und der Krieg hatten schliesslich allen Träumen ein Ende gemacht, und er war im Begriff, mit seiner Frau nach Deutschland zurückzukehren, als sie die erwähnte junge

Dame trafen, deren Beschützer sie wurden. Ich hatte lange Unterredungen mit ihm über theoretischen und praktischen Socialismus. Als wir schieden, schrieb er mir in mein Reisebuch: »Alle politischen Revolutionen werden zu nichts helfen, bis man das Mittel gefunden haben wird, den grossen Unterdrücker der Menschheit, den Hunger und alles Elend, welches sein Gefolge ist, zu bekämpfen.«

Der Aufenthalt in Ostende war für mich eine wirkliche physische und moralische Auferstehung. Einige interessante Bekanntschaften erhöhten noch die Wohlthat, welche diese Zeit an mir ausübte. Unter diesen Bekanntschaften war eine, welche uns besonders fesselte. Wir hatten einen katholischen Priester bemerkt, der immer allein spazieren ging und gewöhnlich wie wir zu den Stunden, wo nicht viel Menschen auf den Spaziergängen waren. Er war uns aufgefallen durch seine aussergewöhnliche Schönheit. Eines Tages sassen wir alle drei am Abhang des Damms nahe am Meer und Anna hielt ihren sehr kleinen und zierlichen Fuss den Wellen entgegen, die ihn spielend mit Schaum bespritzten. Wir waren heiter, scherzten und lachten miteinander, und ganz zufällig wandte ich den Kopf rückwärts und sah den Priester hinter uns stehen, der mit feinem, aber wohlwollendem Lächeln uns zusah. Ehe wir es uns versahen, hatte er sich zu uns gesetzt und, als ob wir uns längst gekannt hätten, fing er ein Gespräch an, das

bald von beiden Seiten sehr lebhaft wurde, auf religiöse Gegenstände überging und sich besonders auf den Zustand des Protestantismus in Deutschland und auf die überall entstehenden freien Gemeinden bezog. Diese letzteren, die, unter dem Namen des Deutschkatholicismus, sich von der bestehenden Kirche losgesagt hatten, schienen ihn sehr zu beschäftigen. Er sah sie natürlich als traurige Verirrungen an, da es für ihn nur eine wahre Kirche gab. Als ich ihm den Glauben an die Wunder entgegenhielt und ihn fragte, wie er den vertheidigen wolle, erwiderte er, dass der nur ein Mittel sei, die schwachen Seelen und die unwissenden Massen zu stärken; die aufgeklärten Diener der Kirche glaubten selbst nicht daran und es sei derselbe gar kein wesentlicher Bestandtheil der Dogmen. Er verwies uns an Bossuet und sagte, dass allein durch diesen grossen Mann wir den wahren Katholicismus verstehen könnten.

Wir trennten uns, als ob wir alte Bekannte wären, und von nun an begegneten wir uns täglich, gingen stundenlang zusammen und hatten die ernstesten Diskussionen. Ich sprach am geläufigsten französisch von uns dreien, und so war ich es meist, welche ihm erwiderte und tapfer das Feld behauptete. Er wandte alle Feinheiten der Dialektik, alle Argumente der Einbildungskraft und des Gefühls an, um uns zu überzeugen, aber er sah, dass es vergebliche Mühe war. Endlich wurde er böse,

und eines Abends, als ich ihm gesagt hatte, ich glaube weder an die Gottheit Christi, noch an die Bibel als göttliche Offenbarung, noch an den beschränkten persönlichen Gott, den die Kirche lehre, da rief er zornig; »Also sind Sie nicht einmal mehr Protestantin?«

»Nein,« antwortete ich, »ich habe es Ihnen ja bewiesen, dass es Etwas giebt, was über den Protestantismus hinausgeht: der freie Gedanke und das Recht, Alles am Lichte der reinen Vernunft zu prüfen.«

»Sie sind verloren und ich bedaure Sie,« sagte er, indem er kaum grüsste und uns eilig verliess. Die folgenden Tage sahen wir ihn nur noch von fern; er vermied uns sichtlich; dann verschwand er ganz. Wir erfuhren nachher, dass er ein belgischer Jesuit war, und konnten nicht umhin zu lächeln bei dem Gedanken, wie unangenehm es ihm gewesen sein mochte, so viele Mühe umsonst verschwendet zu haben. Mir hinterliess diese Begegnung ein Gefühl der Befriedigung, denn es war das erste Mal, dass ich die Freiheit meiner religiösen Ueberzeugungen so völlig ausgesprochen und vertheidigt hatte. Der Kampf für eine Idee macht sie uns theurer und macht uns unsrer selbst gewisser.

Unsere Abreise kam heran und zu gleicher Zeit die traurigen Nachrichten der Unterdrückung der badischen Revolution durch die preussische Armee und des Falls Ungarns durch Görgey's Verrath. Es war vorbei mit

der Freiheit der Völker und mit meiner individuellen Freiheit. Alles musste wieder unter das Joch. Auf der Reise führte uns der Zufall in denselben Eisenwahnwagen, in welchem ein preussischer Offizier zweien Damen von den Heldenthaten der Soldaten in Baden erzählte, von der Strafe, die man über diese »revolutionäre Canaille« verhängt u. s. w. — Wir waren ausser uns vor Zorn, dies ruhig mit anhören zu müssen, und beeilten uns, auf der nächsten Station einen andern Wagen aufzusuchen.

Der Winter, den ich nun zu Haus zubrachte, war noch trauriger als alle vorhergehenden. Meine Gesundheit war besser, aber meine Lage wurde immer schlimmer. Ich wurde ganz wie ein schuldiges Wesen behandelt und jedes Vertrauen zwischen mir und meiner Familie hatte aufgehört. Mein Schwager richtete kaum noch das Wort an mich; selbst meine Nichten, junge, unbefangene Mädchen, waren zurückhaltend und verlegen in meiner Gegenwart. Ich hatte durch die »Kleine« die Bekanntschaft einer verheiratheten Dame gemacht, zu der ich wöchentlich einmal Abends ging, um mit ihr und einem jungen, sehr geistvollen Arzt, der auch Demokrat war, die »Philosophie der Geschichte« von Hegel zu lesen. Auch diese Abende waren in meinem Hause nicht gern gesehen. Ich fühlte das Bedürfniss, die Kenntnisse, die ich erwarb, auch für Andere nützlich zu machen. Ich fing bei unseren Dienstmädchen an und ging

von Zeit zu Zeit, um ihnen, während sie nähten, klarere Begriffe beizubringen, z. B. über die Bewegung der Erde um die Sonne, den Wechsel der Jahreszeiten u. s. w. Sie waren entzückt darüber und sagten: »Ach Fräulein, wenn doch Alle dächten wie Sie, dass wir armen Menschen auch Freude daran haben, etwas zu lernen! Wie würde uns das die Arbeit leichter machen, dabei an so schöne Dinge zu denken.« — In früheren Zeiten würde meine Mutter nicht nur nichts gesagt haben, sie würde im Gegentheil froh gewesen sein, mich so etwas thun zu sehn. Jetzt glaubte sie, ich wolle Propaganda machen für meine extravaganten Ideen, und machte mir Vorwürfe, dass ich den Mädchen die Zeit nützlicher Arbeit verderbe. Ich erwiderte, dass ich nichts wollte, als die Leere der Gedanken während der Handarbeit durch Beschäftigung mit guten Kenntnissen füllen. Sie, die sonst nie streng war mit Bezug auf Arbeit der Dienstboten, antwortete mir in harter Weise; ich wurde auch böse, durch ungerechte Vorwürfe verletzt, und sagte ebenfalls harte Worte, die ich sogleich bitter bereute, die aber das unvermeidliche Resultat eines solchen Kampfes der Grundsätze und Ansichten, in einer Zeit harter Conflicte, waren.

Ich fühlte, dass unsere gegenseitige Liebe unter diesen ewigen täglichen Zusammenstössen und Aufregungen untergehn müsse,

und dass es nur ein Mittel gäbe, sie zu retten: Trennung.

Zum ersten Mal sagte ich es mir ganz klar, dass man sich von der Autorität der Familie befreien muss, so schmerzlich es auch sein mag, sobald sie zum Tod der Individualität führt und die Freiheit des Gedankens und Gewissens einer bestimmten Form der Ueberzeugung unterwerfen will. Freiheit der individuellen Ueberzeugungen und ein Leben diesen gemäss — ist das erste der Rechte und die erste der Pflichten eines Menschen. Bis dahin hatte man die Frauen von diesem heiligen Rechte und dieser ebenso heiligen Pflicht ausgeschlossen; nur die Kirche und die Ehe hatten das Mädchen berechtigt, den Platz in der Familie, den ihm die Natur angewiesen, zu verlassen. In der katholischen Kirche erlaubte man der Jungfrau, nicht nur die Familie für das Kloster zu vertauschen, sondern man machte ihr ein Verdienst daraus und durch die Ehe verliess sie ebenfalls die Familie und folgte dem Gatten. Aber auf den anderen Gebieten der menschlichen Thätigkeit hatte man es den Frauen untersagt, eine Ueberzeugung zu haben und ihr gemäss zu handeln. Ich sah ein, dass es Zeit sei, dies Verbot aufzuheben, und ich sagte mir, dass ich mich selbst nicht mehr würde achten können, wenn ich nicht den Muth hätte, Alles zu verlassen, um meine Ueberzeugungen durch die That zu recht-

fertigen. Als mein Entschluss gereift war, dachte ich nur noch an die Ausführung. Ich sah nur ein Mittel vor mir: nach Amerika zu gehn — auf eine junge Erde, wo die Arbeit keine Schmach war wie in Europa, sondern ein Ehrentitel, durch welchen der Mensch seine Rechte in der Gesellschaft beurkundet. Für meine Existenz zu arbeiten wurde übrigens dann nicht blos eine Consequenz meiner Ansichten, sondern auch eine Nothwendigkeit, denn mein kleines ererbtes Vermögen hätte höchstens zur Reise und zur ersten Niederlassung dort ausgereicht. Irgendwo in Deutschland als Erzieherin eintreten, wäre eine zu grosse Prüfung für meine Familie gewesen, und man hätte es mir nicht erlaubt. Ausserdem hatte ich auch den Wunsch, dieses alte Europa zu verlassen, wo jeder Versuch, die Freiheit zu verwirklichen, misslang; wo der Despotismus in Staat, Religion und Familie die Völker, die Gedanken und die Individuen unterdrückte. Ich wünschte es auch endlich deshalb, um mich für immer von dem zu entfernen, dessen Andenken nicht in mir erlöschen wollte, um jenem vergeblichen Weh, dass ich sein Gefängniss weder öffnen noch theilen konnte, ein Ziel zu setzen. Auf dem Boden der neuen Welt wollte ich das Leben neu nach meinen Grundsätzen beginnen.

Der gefasste Entschluss gab mir eine grosse innere Ruhe und machte mich weniger

empfänglich für die äusseren Verstimmungen. Ich wurde immer nachgiebiger und geduldiger in der Familie, im geheimen Gedanken, sie auf immer zu verlassen. Dieser Gedanke war mir tief schmerzlich, dennoch fühlte ich, dass in ihm die einzige Versöhnung, die einzige Möglichkeit lag, das, was ewig in unserem Verhältniss war, zu retten. Es versteht sich, dass ich nicht von diesen Vorsätzen sprach; man würde sie für Tollheit erklärt und mich an der Ausführung gehindert haben. Nur der »Kleinen« sprach ich davon und schrieb darüber an einen der edelsten Demokraten der Revolution Julius Fröbel, der bereits seit einiger Zeit in Amerika war, um ihn um Rath zu fragen, da ich mit ihm in brieflichem Verkehr war und ihn hochschätzte. Er antwortete mir: »Kommen Sie!« und ermuthigte mich auf alle Weise.

So war ich denn fest entschlossen. Das Leben, das mich umgab, löste sich innerlich von mir ab und ich athmete schon die Luft einer neuen Heimath. Jetzt galt es nur noch, das Mittel zu finden, um die Ausführung meines Vorhabens weniger hart für die Meinen zu machen und mir schmerzliche und unnütze Kämpfe zu ersparen.

Zu der Zeit hörte ich von muthigen und begeisterten Frauen, welche, denselben Ideen huldigend, wie ich, in Hamburg eine Hochschule für das weibliche Geschlecht eröffnet hätten, an welcher den Mädchen dieselben

vollständigen Mittel zu geistiger Entwicklung geboten werden sollten, wie dies auf den Universitäten für die jungen Männer der Fall ist. Ganz besonders sprach man mir von der Frau, welche an der Spitze der Unternehmung stand und deren energischen edlen Charakter man mir in solcher Weise pries, dass ich grosse Lust bekam, ihre Bekanntschaft zu machen. Das Mittel des Uebergangs schien mir gefunden; ich beschloss zunächst in diese Hochschule zu gehen und von da nach Amerika. Alles schien zusammenzutreffen, um mir diesen Weg zu zeigen. Der Professor, den man mit seiner Frau an die Spitze der Anstalt berufen hatte, war der Bruder des eben erwähnten Freundes, der mich in Amerika erwartete. Ich bewunderte innerlich die Verkettung von Ursache und Wirkung, und die Nothwendigkeit, mit welcher die Entwicklung unseres Charakters unser Schicksal wird. In dieser Logik der Dinge selbst erkannte ich die wirkliche Gottheit, die unser Leben regiert, und ich neigte mich demüthig vor diesem Mysterium, das mir viel erschütternder erschien, als mir je die Mysterien des Christenthums erschienen waren.

Ich nahm meinen Muth zusammen und sagte meiner Mutter, dass ich von diesem Colleg hätte sprechen hören und mich entschlossen hätte, für drei Monate dorthin zu gehen. Ich fügte hinzu, dass sie wisse, welchen Durst zu lernen ich stets gehabt

hätte, und dass ich wünschte, die Lücken meines Wissens so viel als möglich auszufüllen. Auch verhehlte ich ihr nicht, dass ich glaubte, eine Trennung auf einige Zeit werde uns gegenseitig gut thun, um die Gereiztheit zu beruhigen, die sich von der einen und der andern Seite entwickelt hatte, und um der alten Liebe zwischen uns wieder zu ihrem vollen Recht zu verhelfen. Ich war froh überrascht, weniger Widerstand zu finden, als ich gefürchtet hatte. Meine Mutter fühlte selbst, dass mein zweites Argument richtig war; sie hoffte auch vielleicht im Stillen, dass ein solcher Wechsel mich beruhigen und zu »gemässigteren Ansichten« führen werde. Sie erklärte sogar, mich an den Ort meiner Wahl hinbringen zu wollen, um sich zu versichern, ob die Anstalt passend sei. Ich bereitete also meine Effecten zur Reise, mit dem geheimen Gedanken, nicht zurückzukommen. Es schien mir, als mache ich mein Testament. Ich schloss ab mit der Jugend, den Träumen der Vergangenheit und ging entschlossen der Aufgabe des reiferen Alters, der That entgegen. Ich wollte meinen Platz im Leben als ein verantwortliches Wesen, das sein Geschick nach seinen Grundsätzen bildet, erobern. Die Ruhe, die jeder muthige Entschluss giebt, welcher einer Idee entsprossen ist, die unserem Leben zur Richtschnur wird, kam über mich. Ich durchstrich noch einmal all die Orte, wo die Seele des jungen Mädchens

zuerst ihre Schwingen entfaltet, wo eine reine Liebe ihr die Welt verklärt hatte. Ich nahm in Gedanken Abschied von dem Gefängniss, wo der lebte, der mir eine Zukunft als Gattin und Mutter unmöglich gemacht hatte. Noch einmal lieben, wie ich ihn geliebt hatte, schien mir unmöglich, und ohne eine solche Liebe schien mir die Ehe eine Entweihung. Ich hatte andere Ziele gewählt; ich diente einer Idee, ich kämpfte für ein Princip.

Ich schrieb ihm nicht. Die Entscheidung, die ich getroffen hatte, stärkte mich in diesem Entschluss. Ich liebte ihn noch tief und schmerzlich, aber ich konnte nicht umhin, in dieser wunderbar ausgestatteten Natur eine Klippe zu sehen, an der er vielleicht selbst, jedenfalls aber noch manches andere Herz in bitterem Weh scheitern würde, und die ich nicht anders bezeichnen kann, als wie den Don-Juanismus des Ideals. Sowie der sinnlose Don Juan in jeder schönen Form Befriedigung der Sinne sucht, so sucht der andere Don Juan in jeder schönen Seele das Ideal, von dem seine Phantasie erfüllt ist. Er hält den Zug, der ihn zu diesem oder jenem Wesen hinzieht, für die bleibende Liebe, und doch genügt ein Blick, eine Melodie, ein augenblickliches sympathisches Empfinden, um seine Phantasie anderswo zu fesseln. Er ist sicher der Gefährlichere von den Beiden, denn die Wunden, die er schlägt, treffen edle Herzen und sind unheilbar, weil man auch in ihm das Ideal geliebt hat.

Ich wusste durch die »Kleine«, dass ihr Bruder nach jener Frau, um derentwillen er mich verlassen hatte, noch mehreren edlen weiblichen Wesen näher getreten war, ohne dass eine dieser Neigungen sein Leben ausgefüllt und sein Geschick bestimmt hätte. Jetzt, im Gefängniss, schien ihn ein neues Gefühl einzig zu beherrschen. In der ersten Zeit seiner Gefangenschaft hatte er einen überraschend schönen, geistvollen Brief von einer unbekannten Dame erhalten, die ihm die Sympathie, mit welcher sie stets seine Artikel gelesen, und die Theilnahme, mit welcher sein Geschick sie erfüllte, ausdrückte, die aber nur ihren Vornamen unterzeichnet hatte, da sie ihm gleichsam eine mythische Person bleiben zu wollen schien. Betroffen von dem Geisteszauber, der ihn aus diesen Zeilen anwehte, hatte er nicht nachgelassen, bis er, durch Poststempel u. s. w. geleitet, die Schreiberin ausfindig gemacht hatte. Von nun an hatte sich ein regelmässiger Briefwechsel zwischen ihnen gebildet, der das Gefängniss mit Reiz erfüllte. Die Schreiberin zeigte mehr und mehr einen Geist von solcher Fülle, Tiefe und Originalität, dass ihr Bild in des Gefangenen Phantasie sich mit allen Vorzügen schmückte und jede frühere Neigung davor erstarb. Er träumte nur von einer Vereinigung mit ihr, nach Ablauf seiner Gefangenschaft.

Ehe ich dies wusste, hatte ich mehrere

Mal den Gedanken gehabt, ihm anonym zu schreiben und mich nicht eher zu offenbaren, als bis er gefühlt hätte, dass zwischen uns eine unsterbliche Gemeinschaft sei. Nun ich wusste, dass eine Andere auf diese Art Besitz von seiner Dichterphantasie genommen hatte, fühlte ich, dass ich eine unübersteigliche Scheidewand zwischen uns ziehen müsse. Mein Trost war, dass nicht ich die Treue, dieses heilige, urdeutsche Gefühl gebrochen hatte. Der Unterschied unter uns war der: ich hatte ihn mit der grossen weiblichen Liebe geliebt, die das ganze Leben umfasst; er mich mit der Liebe des Dichters, die nur eine Phase seines Lebens ist.

Der Tag der Abreise kam; ich verbarg meine Bewegung, als ich Abschied von meiner Familie nahm; ich glaubte, dass es für immer sei. Die Trennung von der »Kleinen« war tief schmerzlich, denn wir wussten Beide, was sie zu bedeuten hatte, aber wir wussten auch, dass wir den gleichen Weg zum gleichen Ziele gingen, und das erhob uns über den Schmerz.

Ein grosser Kummer war es mir, meine Armen zu verlassen. Ihnen gehörte meine letzte Fürsorge und Zärtlichkeit. Die Letzte, zu der ich vor meiner Abreise ging, war ein Mädchen von fünfundzwanzig Jahren, die ganz allein stand in der Welt, beinah blind war und nichts mehr thun konnte als stricken, was sie denn auch den ganzen Tag in einer kleinen,

halbdunkeln Stube that, wo sie von dem geringen Beistand, den ihr die Gemeinde gab, lebte. Ich hatte oft Stunden lang bei ihr gesessen, um die Grabes-Einförmigkeit ihres Lebens durch belehrende Gespräche zu vermindern, die ihr Gegenstände des Nachdenkens in ihrer Einsamkeit hinterliessen. Als ich sie verliess, in der Meinung, sie nicht wiederzusehn, liess ich etwas Geld auf ihrem Tisch zurück, als eine letzte Gabe. Doch fand ich vor der Abreise noch einen freien Augenblick, den ich benutzte, um sie noch einmal zu besuchen. Da sagte sie, sie habe mir Etwas zu gestehen; sie habe das Geld, das sie auf ihrem Tisch gefunden, einem armen Mädchen vom Lande gegeben, welches, durch einen schlechten Menschen verführt, dann von ihm verlassen, nun auch von den übrigen Menschen zurückgestossen, mit ihrem Kind im äussersten Elend wäre. »Ich dachte,« setzte sie hinzu, »dass sie des Geldes mehr bedürfte als ich; ich habe wenigstens so viel, um nicht Hungers zu sterben, und ich habe kein Kind.«

Mir fiel der Pfennig der Wittwe ein; ich beugte leise und gerührt mein Haupt, als die Halbblinde mich zum Abschied segnete, und fühlte, dass mich dieser Segen von der Geringschätzung rein wusch, mit der mich meine Bekannten von ehedem behandelten, denen ich übrigens zum grössten Theil gar keinen Abschiedsbesuch machte.

Neunzehntes Kapitel.

Ein neues Leben.

Ich hatte der Frau des Professors Karl Fröbel, welcher der Hochschule vorstand, geschrieben, um sie wegen der Möglichkeit der Aufnahme u. s. w. zu fragen. Sie hatte mir geantwortet, ich solle sobald als möglich kommen. Meine Mutter und meine Schwester begleiteten mich nach Hamburg, wo sich das Institut befand. Ich liess sie im Gasthof und begab mich allein in die Anstalt. Ein eignes, beinah feierliches Gefühl erfasste mich, als ich die Schwelle des Hauses, in welchem ich ein neues Leben beginnen wollte, überschritt. Ich war keine junge Schülerin mehr, die Belehrung suchte für das kommende Leben; ich war ein gereiftes Wesen, das aus den Conflicten des Daseins zu der einzigen wahren Zuflucht flüchtete: zu einer edeln, fruchtbringenden Thätigkeit.

Der Professor und seine Frau empfingen mich mit solcher Herzlichkeit, dass ich mich gleich wie zu Hause fühlte. Es wurden mir fünf oder sechs junge Damen vorgestellt, Alle

längst der Schule entwachsen, die von auswärts gekommen waren, um hier ihre Bildung zu vollenden und die im Hause wohnten. Am Abend machte ich auch die Bekanntschaft der eigentlichen Begründerin der Anstalt, von der ich schon so viel gehört hatte. Emilie Wüstenfeld war eine von den mächtigen Persönlichkeiten, die, zu scharf ausgeprägt, zunächst durch einige eckige und gleichsam absolute Seiten ihres Wesens auffallen, die aber durch nähere Bekanntschaft immer mehr Achtung und Liebe einflössen und wahrhaft mit ihren höher steigenden Zwecken wachsen. — Sie empfing mich auf das Herzlichste, und indem sie mir ihre Pläne auseinandersetzte, ersah ich, dass meine Träume hier eine Form gegewinnen würden. Die öconomische Unabhängigkeit der Frau möglich zu machen durch ihre Entwicklung zu einem Wesen, welches zunächst sich selbst Zweck ist und sich frei nach den Bedürfnissen und Fähigkeiten seiner Natur entwickeln kann — das war das Princip, auf welches die Anstalt gegründet war. Man muss sagen, dass hier, wie auch in anderen deutschen Städten, der Gedanke der Emancipation der Frau sich in Folge der freien Bewegung in der Kirche entwickelt hatte. Die freien Gemeinden, die sich zuerst von der katholischen, dann auch von der protestantischen Kirche, unter den Namen Deutsch-Katholiken, Lichtfreunde u. s. w. trennten, hatten seit der Revolution von Achtundvierzig

einen mächtigen Aufschwung genommen. Alle grossen und viele kleine Städte Deutschlands besassen solche. Die Reformatoren, die an der Spitze dieser Gemeinden standen, waren mehr oder weniger bedeutende Männer, aber sie handelten alle so ziemlich in gleichem Sinne. Die Unabhängigkeit des Gemeindelebens vom Staat, die eigne Verwaltung in den religiösen Angelegenheiten und denen des Unterrichts, die freie Wahl der Prediger und Schullehrer durch die Gemeinde selbst, die Gleichheit der bürgerlichen Rechte für Männer und Frauen — das waren so ziemlich überall die Grundlagen. In einigen Gemeinden strebte man sogar auch in den äusseren Formen nach der Einfachheit der ersten christlichen Zeit; man redete sich allgemein mit Du an und feierte die Communion wie Liebesmahle der Brüderlichkeit. Andere hatten Abendmahl, Taufe und andere Ceremonien des Cultus ganz abgeschafft, da sie ihnen keine Ideen mehr vorstellten. Sie tauften nur noch aus civiler Nothwendigkeit, um den Kindern ihre bürgerlichen Rechte zu sichern. In Hamburg hatte die freie Gemeinde, durch Johannes Ronge in das Leben gerufen, zahlreiche warme Anhänger gefunden. Die Frauen, welche die Hochschule begründeten, hatten aber eingesehen, dass es nicht genug wäre, den Frauen gleiche Rechte mit den Männern in der Gemeinde zuzugestehen, sondern dass man denselben auch die Mittel reichen müsste, würdig von diesen Rechten

Gebrauch zu machen. Nun gab es eben für die Frauen, wie für das Volk, nur ein Mittel, die Freiheit zum Segen zu gestalten: Bildung. Die gewöhnliche, bis dahin allgemein angenommene Ansicht, dass die Erziehung des jungen Mädchens aufhört, wenn sie die Schule verlässt, dass sie dann nichts zu thun hat, als in die Gesellschaft einzutreten, sich zu verheirathen und, im besten Fall, das häusliche Leben durch ihre Talente zu verschönern — diese Ansicht bedurfte einer gründlichen Reform. In der Hochschule wollte man also den Mädchen, welche die Schule verlassen hatten, oder solchen, die, schon im reiferen Alter, noch das Bedürfniss fühlten, die Lücken in ihrer Bildung auszufüllen, die Gelegenheit geben, höhere Studien aller Art zu verfolgen, entweder zu dem Zweck, eine Specialität zu ergreifen, oder nur aus sich selbst ein vollendeteres Wesen zu machen. Die Anstalt wurde von einer Anzahl Actienbesitzer erhalten, deren grössere Zahl verheirathete Frauen und Familienmütter waren, welche in ihrer eigenen Erfahrung die Ueberzeugung geschöpft hatten, dass das Leben noch eine andere Grundlage haben muss, als die blosse Hingebung an ein anderes Wesen. Die Actienbesitzer bildeten den grossen Verwaltungsrath des Instituts; daneben bestand aber noch ein anderes Comité, das über die inneren Fragen der Anstalt entschied, gebildet aus den Frauen, die den Grund zu der Anstalt gelegt hatten, und den Pro-

fessoren, welche darin Vorlesungen hielten. Die Ueberwachung des häuslichen Lebens war dem erwähnten Professor und seiner Frau anvertraut. Für die Vorlesungen waren die ersten Gelehrten der Stadt gewonnen worden. Im Anfang hatten diese Herren wenig Vertrauen in die Sache gehabt, weil sie an der Ausdauer und Energie der Frauen bei ernsten Studien zweifelten. Sie hatten den Versuch nur aus Achtung und Freundschaft für die edeln Unternehmerinnen, besonders für Emilie, gewagt. Aber schon als ich ankam, fand ich ihr Interesse sehr lebendig, und es steigerte sich immer mehr, je mehr sie den Eifer ihres Auditoriums und die Fähigkeiten, die sich überraschend kund thaten, sahen. Als ich mich am ersten Abend in das mir bestimmte Zimmer zurückzog, fühlte ich, dass ich den wahren Uebergang zu einem neuen Leben gefunden hatte. Am folgenden Tag führte ich meine Mutter und Schwester in das Institut und hatte die Befriedigung, sie zufriedener damit zu sehen, als ich zu hoffen gewagt hatte. Nach einigen Tagen schieden sie und ich blieb allein — allein zum ersten Mal im Leben, entschieden mir meinen Weg zu bahnen ohne andern Führer als mein Gewissen, ohne andere Stütze als meine Arbeit, ohne andere Belohnung als die Achtung derer, die mich so achten wollten wie ich war.

Ich machte die Bekanntschaft der Professoren, welche die Vorlesungen hielten. Zu-

nächst wohnte ich allen Vorlesungen bei, um mir die auszusuchen, welche mich am meisten interessiren würden. Ich war hocherfreut über den Ton, welcher dort herrschte. Die Lehrer bestanden darauf, dass man sie durch Fragen und Bemerkungen unterbreche, um das Studium desto anregender zu machen und ihnen die Gewissheit zu geben, dass es nicht blos todtes Hören bleibe. Unter den Zuhörerinnen waren viele Freischülerinnen, denn es war ein Hauptzweck der Anstalt, dieselbe Wohlthat der Bildung ohne Unterschied Reichen wie Armen zu gewähren. Diese Mädchen brauchten nur ein Examen zu bestehen und zu beweisen, dass sie genug elementare Kenntnisse besässen, um den Vorlesungen folgen zu können. Die Vorlesungen wurden ausserdem von vielen Damen der Stadt besucht, und es fand sich mitunter, dass Grossmutter, Tochter und Enkelin zu gleicher Zeit am Lehrtisch sassen. Es wurde dem Wunsche der Professoren Folge geleistet und oft entspannen sich lebhafte Verhandlungen, so dass die Vorlesungen nie monoton oder ermüdend wurden.

Bei dem Institut befand sich ein Kindergarten und eine Elementarklasse, wo die jungen Mädchen, die Kindergärtnerinnen und Lehrerinnen werden wollten, praktische Uebung fanden. Auch das System des Kindergartens, von dem genialen Friedrich Fröbel erfunden, hatte sich in Deutschland zugleich mit der politischen und religiösen Bewegung rasch entwickelt.

Ich hatte davon reden hören, sah es aber hier zuerst in der Praxis und war entzückt davon. Mit der Grundidee Fröbel's, dass die Erziehung beinah vom ersten Lebenstage an beginnen muss, stimmte ich ganz überein. Jede Mutter soll daher mit diesen Ideen bekannt sein, um schon von Anfang an das Kind dafür vorzubereiten. Vom dritten bis zum sechsten Jahr nimmt der Kindergarten die Kleinen auf und setzt das Werk der Mutter fort, bis die Elementarklasse beginnt. Dass den Kindergärten nur Mädchen und Frauen vorstehen sollten, dass Fröbel überhaupt die erste Erziehung der Kinder nur weiblichen Händen anvertraut wissen wollte, war wieder für mich ein beglückender Gedanke. An unserer Hochschule war auch ein specieller Cursus für Kindergärtnerinnen, und diese reizende Bestimmung schien mir ganz besonders anziehend für junge weibliche Wesen zu sein. Psychologisch tief und geistvoll fand ich alle die Grundsätze, welche Fröbel's System zu Grunde liegen und worin sein eigentlicher Werth besteht, den oberflächliche Beurtheiler nur in den kleinen Beschäftigungen und Aeusserlichkeiten enthalten glauben: so vor Allem die Tendenz, die Selbstthätigkeit und den Schöpfertrieb im Kinde zu wecken, indem man ihm nur Material in die Hände giebt, um selbst zu gestalten und zu schaffen, nicht aber Fertiges, welches den Zerstörungstrieb reizt, der ja in den meisten Kindern im Keim

vorhanden und oft nur allzu mächtig ist. Ebenso bedeutend fand ich die Wichtigkeit, welche er den Bewegungsspielen, durch Rhythmus und Musik geleitet, beilegt, überhaupt Alles, was er angeordnet hat mit der Absicht, von klein auf das künstlerische Element im Menschen wach zu rufen und zu nähren, da das allein der Boden wahrer Bildung sein sollte, in dem der Same des Wissens erst die rechten Früchte hervorbringen kann. Meine erste Bekanntschaft mit diesem System war eine wahrhaft beglückende. Später sah ich es oft entstellt in den Händen der Unwissenheit oder des bösen Willens, der den Angriffen gegen dasselbe den Vorwand gab. Wo immer ich es aber in den rechten Händen und im rechten Geist geleitet sah, da fand ich stets die schönsten Erfolge und mehr als ein Lehrer von Elementarklassen hat mir versichert, dass der Unterschied in der geistigen Empfänglichkeit und Schnelligkeit der Auffassung zwischen den Kindern, die nicht im Kindergarten waren, und solchen, die dort waren, durchaus zum Vortheil der letzteren wäre.

Eine andere beglückende Ueberraschung wurde mir zu Theil, als man mich am Sonntag in die Versammlung der freien Gemeinde führte, welche von allen Mitgliedern der Hochschule besucht wurde. Ein grosser Saal war einfach und würdig für diese Versammlung eingerichtet; ein zahlreiches Auditorium füllte ihn und folgte mit gespannter Aufmerksamkeit

der Rede eines jungen, einfach und bescheiden aussehenden Mannes, der von einer Tribüne herab zu ihm sprach. Die Rede gehörte einer bereits vor meiner Ankunft begonnenen Reihe von Betrachtungen an, in welchen der Redner mit der systematischen, wissenschaftlichen Kritik der alten Dogmen die Entwicklung neuer Ideen auf allen Gebieten des menschlichen Lebens, im Staat, in der Gesellschaft, in der Familie verband. Jedes Wort, welches er sprach, fand ein freudiges Echo in meiner Brust. Das war das Anbeten im Geist und in der Wahrheit, nach dem ich mich gesehnt hatte; die Religion, aus den Schranken der Kirche befreit, wurde lebendiges, blühendes Dasein, Wesen, Inhalt, und nicht leere, starre Form. Mit Entzücken sah ich den Antheil, mit welchem nicht blos Leute der gebildeten Stände, sondern Menschen aus dem Volk, schlichte Arbeiter, der Rede folgten und sich so mit Jenen zu der wahren Gemeinde der geistigen Gleichheit vereinigten. Die Gleichheit im Reiche Gottes war ja bis dahin immer noch eine Lüge gewesen. Das Recht der Bildung und dessen, was den Menschen adelt: der Freiheit des Gedankens gehörte nur auf die eine Seite; so wie sogar in der Kirche, wo man den Vater aller Menschen verehrte, die begünstigten Kinder in reichem Putz auf vornehmeren Sitzen sassen, während die Aschenbrödel sich in ihren Lumpen in die Ecken drängten und mit Angst das so oft

unerhörte Gebet murmelten: »Unser täglich Brod gieb uns heute.« Hier in dieser Gemeinde war die Religion zu der wahren Sociologie geworden, wo auf dem Grunde allgemeiner humaner Lebensanschauungen die bitteren Unterschiede des Ranges, Reichthums und der vielseitigeren Kenntnisse sich milderten und versöhnten. Das Ideal war nicht mehr in der Vergangenheit als ein absolutes ein für allemal festgestellt; es leuchtete in der Zukunft wie der Stern des Orients und zeigte den Weg.

Nach der Rede begab sich der Redner Weigelt mit Namen in ein anstossendes Zimmer, wo ein jedes Gemeindemitglied zu ihm gehen, ihn über etwa zweifelhafte Punkte befragen und sich überhaupt mit ihm besprechen konnte. Dort entspannen sich oft noch lebhafte Verhandlungen, die nicht wenig dazu beitrugen, »das Wort« lebendig zu machen und die Gemeindemitglieder unter einander zu verbinden, da Alle, Reiche und Arme, da gleichberechtigt waren. Als ich dem Redner vorgestellt wurde, sagte ich ihm, dass seine Rede mir den Wunsch erweckt habe, Mitglied der Gemeinde zu werden; dass ich wohl wisse, dass für dieselbe eine Person mehr oder weniger nichts bedeute, dass es mir aber ebensowohl für Frauen wie für Männer eine Pflicht scheine, in Zeiten des Kampfes, wie die, in welchen wir lebten, die eigne Ueberzeugung rein auszusprechen und sich denen anzuschliessen, welche sie theilten.

Er gab mir Recht; nur rieth er mir zu warten und die Sache näher zu prüfen, um nicht einen für meine sociale Stellung wichtigen Schritt übereilt zu thun. Ich folgte seinem Rath und fing damit an, seine Individualität zu studiren. Wenn man ihn vor der Gemeinde sprechen hörte, hätte man ihn für einen Menschen von unbeugsamer Energie und von festem, kühnem Charakter halten sollen. Er war aber im Gegentheil von beinah weiblicher Sanftmuth, wenig praktisch im gewöhnlichen Leben, scheu und zurückhaltend in Gesellschaft, liebenswürdig im näheren Umgang. In seinen Reden jedoch zog ihn die Logik des Denkens unwiderstehlich fort; dann war er unerbittlich consequent. Ich widmete ihm bald eine innige Freundschaft, die ihre volle Kraft behalten hat bis auf diese Stunde, obgleich lange Jahre der Trennung zwischen uns liegen und unsere Wege sich wohl nie mehr kreuzen werden.

Nach einiger Zeit liess ich mich als Mitglied in die freie Gemeinde aufnehmen. Es war dies einfach genug: Man wendete sich an den Verwaltungsrath und wurde dann der Gemeinde vorgeschlagen, die durch allgemeine Abstimmung über die Zulässigkeit der Aufnahme entschied. Danach wurde man in die Register der Gemeinde eingeschrieben und bezahlte einen äusserst geringen jährlichen Beitrag zu den gemeinsamen Ausgaben.

Für mich war dieser Schritt jedoch bedeutungsvoll genug. Er schied mich auf

immer von meiner Vergangenheit; ich sagte mich dadurch öffentlich von der protestantischen Kirche los und verband mich einer völlig demokratisch constituirten Gemeinschaft. Bald musste ich die ersten Folgen davon erfahren. Ich war noch ein ganz kleines Kind, als der Fürst meines Geburtslandes einmal kam, meinen Vater zu besuchen, und mich bei demselben fand. Ich weiss nicht, ob ich ihm gefallen hatte oder aus welch anderem Grunde, kurz, er schenkte mir an dem Tage die Anwartschaft auf eine Stelle in dem ersten und reichsten adeligen Fräuleinstifte des Landes, welche Stellen unverheiratheten Damen eine angenehme Unabhängigkeit gewähren. Die Prätendentinnen rücken nach der Reihe vor, sobald eine Stelle frei wird. Sonderbarerweise erhielt ich kurze Zeit nach der Aufnahme in die Gemeinde die Anzeige, dass die Reihe an mich gekommen sei, Besitz von meiner Stelle zu nehmen. Meine Mutter bat mich brieflich, nicht eine angenehme Unabhängigkeit durch meine Schuld zu verlieren. Oeconomische Unabhängigkeit war mein heisser Wunsch; ich bedachte ernstlich, ob ich dann nicht eine Schule für das Volk gründen und nach meinen Ansichten organisiren könne. Aber zunächst hätte ich den Schritt rückgängig machen müssen, den ich eben gethan hatte, denn als Stiftsdame musste ich auf das Evangelium schwören, dass ich der christlichen Kirche angehöre. Hätte ich mich aber auch selbst

von der Gemeinde wieder trennen wollen, so hätte ich doch nie wieder einer dogmatischen, orthodoxen Kirche angehören können, und es verstand sich von selbst, dass ich die Vortheile jener Stellung nicht mit einer Lüge erkaufen wollte. Ich erwiderte also auf die Aufforderung, mich in Besitz meiner Stelle zu setzen, dass ich aus Ueberzeugung der freien Gemeinde angehörte, dass ich aber, wenn man mich von jener Formalität entbinden könne, kommen würde, meine Stelle einzunehmen. Man würdigte mich nicht einmal einer Antwort.

Ich blieb bei meinem Vorsatz, nach Amerika zu gehen, und theilte ihn Emilien, dem Professor und seiner Frau mit. Sie hätten mich gern davon abgebracht wegen der Zuneigung, die sich schnell gegenseitig zwischen uns entwickelt hatte, aber sie verstanden meine Gründe sehr wohl und sie waren zu frei, um einem Entschluss, den sie natürlich fanden, entgegen zu wirken. Das Schicksal schien meinen Wünschen zu Hülfe zu kommen. Einige Zeit nach meiner Ankunft bei ihnen kam der Prediger einer freien Gemeinde mit seiner Familie und einigen Freunden dort an, in der Absicht, sich nach Amerika einzuschiffen und drüben eine freie Gemeinde zu gründen. Die Familie war sehr liebenswürdig, und ich beschloss, mich ihnen anzuschliessen. Es schien mir, als habe ich zu gleicher Zeit Freunde, Heimath und Zweck gefunden, denn es musste da viel zu thun geben, und vor

Allem würde man einer Schule bedürfen. Die Auswanderer erschienen in einer Abendversammlung unserer Gemeinde. Man sprach von der Zukunft der Menschheit, von der Verbreitung der freien Gemeinden diesseits und jenseits des Oceans, vom Sieg des freien Gedankens und freier Institutionen. Man sagte sich, dass der Ocean jetzt keine Scheidelinie, sondern ein Verbindungsweg sein würde zwischen Brüdern, die in gleicher Weise an der grossen Aufgabe arbeiten wollten, den menschlichen Geist immer mehr vom Joch der Unwissenheit und des Aberglaubens zu befreien und die Menschheit durch Arbeit, Wissenschaft und Sittlichkeit zu vereinen. Wie schön waren diese Stunden! Welche grossmüthige Empfindungen beherrschten alle Herzen! Ich war voll Freude: meine Träume wurden Wahrheit. In dieser Vereinigung von Menschen aller Stände schätzte man sich nicht mehr nach der zufälligen Stellung, die man in der Welt einnahm, sondern nach dem persönlichen Werth eines Jeden. Dies erschien mir die wahre, beglückende Frucht der Revolution, und ich freute mich an dem Gedanken, mit von den Ersten dieser wirklich edlen Demokratie zu sein, die sich auf beiden Hemisphären bilden sollte.

Ich musste mich doch entschliessen, meine Mutter mit meinem Vorsatz bekannt zu machen, denn ich wollte nicht heimlich gehen. Ich schrieb ihr also, indem ich ihr meinen

Plan auf die einfachste und beruhigendste Weise auseinandersetzte. Ich sprach ihr von dem unbekannten Freund, der mich in Amerika erwartete und an dem ich eine Stütze und einen Beschützer fände, sagte, dass sie mich ausserdem aber auch zu gut kenne, um nicht zu wissen, dass ich meinen Weg auch allein ruhig und würdevoll gehen werde. Ich flehte sie an zu glauben, dass ich einer tiefen, aufrichtigen Ueberzeugung folgte, dass meine ganze innere Entwicklung zu diesem Ziele hingedrängt hätte, dass ich nichts thäte, als mein Schicksal erfüllen, und dass ich sie bäte mich zu lieben, so wie ich sie bis zum letzten Augenblick meines Lebens lieben würde. Kurz, meine ganze Seele war in diesem Brief, und ich erwartete die Antwort mit tiefer Bewegung, denn meine Freunde wollten bald fort, und Alles musste sich rasch entscheiden.

Die Antwort kam, traf mich vernichtend und erfüllte mich mit Staunen und Schmerz. Meine Mutter fand meinen Plan nicht nur tollkühn, sondern schuldig. Sie fand es unweiblich, dass ich einem unbekannten Mann mit so viel Vertrauen entgegen gehen, und unglaublich, dass ich mich so weit von der Familie entfernen wolle. Ihr Brief war so bitter ungerecht, ich fühlte mich so rein ihren Vorwürfen gegenüber, dass eine gewaltige Empörung mein Herz ergriff. Ich kämpfte einen furchtbaren Kampf mit mir selbst durch und sah mit Hass in jenen Abgrund, in welchen

religiöse und sociale Vorurtheile die edelsten Naturen hinabziehn. Ich erkannte mir vollkommen das Recht zu, diese Ketten zu brechen und meinen eignen Weg zu gehen, sollte ich auch keine andere Billigung finden als die meines Gewissens, und keinen andern Erfolg als den, meine persönliche Verantwortlichkeit behauptet zu haben. Aber — es war meine Mutter, von der mir dieser Schlag kam; von ihr, die mich so geliebt hatte, ehe der Conflict der Ansichten uns trennte, und die mich noch liebte trotz Allem. Das entschied!

Ich antwortete ihr, dass ich stets fähig sei, meine W ü n s c h e ihrer Ruhe zu opfern, dass ich daher meinen Auswanderungsplan aufgebe, dass ich mir aber für ewig die Freiheit meiner U e b e r z e u g u n g e n vorbehalte, dass keine Macht der Erde mich d a r i n hindern können würde, und dass ich gerade deshalb geglaubt hätte, es würde ihr weniger peinlich sein, mich in der Ferne nach denselben lebend zu wissen, als in der Nähe unter ihren Augen.

Der Professor schrieb zu gleicher Zeit meiner Schwester: »Ihre Schwester ist eine Idealistin und will nach ihrem Ideale leben. Man kann ihr von diesem oder jenem Schritt abrathen, wenn man ihn unvorsichtig findet, aber man darf die Unabhängigkeit ihrer Handlungen nicht angreifen, und noch weniger die Reinheit ihrer Absichten bezweifeln.« Er zeigte mir den Brief und sprach mir, ebenso wie seine Frau und Emilie, die lebhafteste Sympathie

aus. Die Letztere machte mir den Vorschlag, im Institut zu bleiben, demselben zusammen mit der Frau des Professors vorzustehen und ganz besonders meinen Einfluss auf die jungen Mädchen, welche die Vorlesungen besuchten, geltend zu machen. Sie versicherte mir, dass die Damen des Verwaltungsraths sowie die Professoren fänden, dass ich ein gutes Element in das Leben des Instituts gebracht hätte, dass die Pensionärinnen mir sehr zugethan wären, endlich dass sie selbst fühle, in mir die Freundin gefunden zu haben, die sie für ihr Leben und ihre Thätigkeit brauche. Ich hörte das Alles voll Rührung. Zum ersten Mal kam mir das Bewusstsein, dass ich eine Individualität geworden war, die eine gewisse Macht ausübte, und dieses tröstende Bewusstsein kam mir gerade in dem Augenblick, in dem ich so tief verletzt worden war, in dem mein Leben wieder dem Zufall anheimgegeben schien, da ich wirklich nicht wusste, was beginnen, weil die Rückkehr in meine Familie mir nun ganz unmöglich war. Jch nahm daher Emiliens Vorschlag mit Dankbarkeit an. Eine Thätigkeit in Uebereinstimmung mit meinen Anschauungen — das war es ja, was ich gesucht hatte. Ich hatte sie mir freilich anders suchen wollen, auf einer freien Erde, fern von den schmerzlichen Erinnerungen der Heimath, und ich sah meine auswandernden Freunde nicht ohne tiefe Wehmuth ziehen. Aber ich nahm das Opfer an als Sühne für den Schmerz, den

ich, ohne es zu wollen, meiner Mutter bereitet hatte.

Ich trat meine neue Aufgabe mit Eifer an und hatte bald die Freude, die jungen Mädchen sich mit Liebe um mich schaaren zu sehen. Eine der ersten Massregeln, die ich einzuführen versuchte, war die Theilung der Arbeit, indem ich das Beispiel gab. Um der Anstalt, die nicht reich war, die Ausgabe, viele Dienstboten halten zu müssen, zu ersparen, brachte ich jeden Morgen mein Zimmer selbst in Ordnung, und bald thaten die übrigen Bewohner dasselbe. Nicht nur befand sich die Ordnung des Hauses dabei besser, sondern ein Jeder fühlte für sich die gesunde Wirkung einer körperlichen Bewegung und Thätigkeit am Anfang des Tages, welche nachher die Sammlung bei der geistigen Arbeit doppelt geniessen liess. Ausserdem beschlossen wir Einwohnerinnen des Instituts, unsere feine Wäsche selbst zu waschen, um so wieder eine Ausgabe zu ersparen. Einmal die Woche standen wir dann im Garten fröhlich um einen Waschtrog, und während die Hände Wäsche rieben, besprachen wir Gegenstände aus den Vorlesungen, oder sonst irgend welche wichtige Fragen, welche durch letztere angeregt waren. Die schönste Folge überhaupt dieses Zusammenlebens war das totale Verschwinden aller kleinlichen Interessen, aller Klatschereien und Eitelkeiten, die sonst nur zu oft das Zusammensein von Frauen bezeichnen und ihnen mit Recht vorgeworfen werden.

Unser Leben war zu schön erfüllt, um der Frivolität noch Raum zu lassen. Wir thaten die gröbere Arbeit, weil es zum Vortheil der Anstalt diente, die unser Aller höchstes geistiges Interesse war, und wir fühlten uns nicht dadurch gedemüthigt, weil die niedrigste Arbeit, wenn sie eine Pflicht ist, den Menschen ehrt. Aber wir legten dieser Arbeit auch nicht mehr Wichtigkeit bei, als sie verdiente, denn wir hatten etwas Besseres in unserem Leben, welches uns neue Horizonte öffnete und uns in uns selbst die Fähigkeit der Frau zeigte, eine neue, edlere Stellung im Leben einzunehmen. Ich sah die schönsten Veränderungen in den Charakteren der Schülerinnen vor sich gehen. Mehr als eine Mutter erkannte dankend an, wie viel harmonischer und edler ihre Töchter würden; viele der begabtesten Schülerinnen, denen bisher alle häusliche Beschäftigung und Handarbeit ein Greuel gewesen war, suchten diese jetzt einfach mit der geistigen Arbeit zu vereinen; die Leichtsinnigen wurden ernst, die Faulen fleissig; es war eine Strömung, die sie alle zum Guten fortriss.

Die Lehrer, die anfangs so ungläubig gewesen waren, wurden immer begeisterter für ihre Aufgabe. Sie fanden eine viel regere Aufmerksamkeit und Empfänglichkeit unter dem weiblichen Auditorium, als sie je unter dem männlichen gefunden hatten, und die Fragen, mit denen man sie meist noch nach

den Stunden bestürmte, zeigten ihnen, dass sie nicht ins Lehre gesprochen hatten.

Das Leben des Instituts beschränkte sich indess nicht bloss auf die Vorlesungen und das häusliche Zusammensein. Einmal in der Woche war auch eine gesellige abendliche Vereinigung. Auch hier herrschte ein neuer, belebter Ton: Freiheit ohne Ausgelassenheit, Geist ohne Affectation. Die Jugend umgab das Alter, um zu lernen durch Fragen und Hören. Die Bedeutenden gaben sich willig den Gesprächen hin, in denen man von ihnen mit Ehrfurcht das Beste verlangte, was sie zu geben hatten. Ausgezeichnete Fremde, die durch Hamburg kamen, liessen sich an diesen Abenden einführen, und es kam mehr als einmal vor, dass Literaten und Dichter ihre geistigen Producte da vorlasen, ehe sie noch dem grössern Publikum übergeben wurden. Besonders schön waren die allgemeinen Besprechungen, die von Zeit zu Zeit über wichtige sociale Fragen stattfanden. Jemand aus der Gesellschaft stellte die Frage von seinem Gesichtspunkt aus hin, und nun entspann sich die Discussion, an der sich Alle betheiligen konnten, und bei der sich die Frauen und Mädchen, auch die schüchternsten, endlich gewöhnten, ihre Ansicht auszusprechen, und sich so von der falschen Scham zu befreien, durch die so manches gute Wort oft ungesagt oder mancher noch unklare Gedanke unentwickelt bleibt.

Trotzdem mein Leben im Institut schon erfüllt genug war, so besuchte ich doch auch regelmässig die Vereinigungen der Gemeinde am Sonntag Morgen und einmal die Woche Abends. Diese letzteren waren der Geselligkeit und der Besprechung der Gemeindeangelegenheiten gewidmet. Die Arbeiter und ärmeren Gemeindemitglieder kamen dahin mit ihren Frauen und Kindern und sassen an denselben Tischen mit den Begüterten und social höher Gestellten. Man sprach zusammen wie unter Gleichgestellten über politische, religiöse, wissenschaftliche Dinge, und die Frauen nahmen lebhaften Antheil an Allem. Derjenige Gegenstand, welcher die Gemeinde damals am meisten beschäftigte, war die Gründung einer confessionslosen Gemeindeschule. Es sollte eine Commission, aus drei Männern und drei Frauen bestehend, ernannt werden, um die Schule zu organisiren. Die Wahl wurde durch allgemeines Stimmrecht der Männer wie der Frauen bestimmt. Als die Zettel aus der Urne gezogen und die Namen verlesen wurden, kam der meine so oft vor, dass ich ganz beschämt war, denn obgleich ich bereit war Alles zu thun um nützlich zu sein, hatte ich doch noch immer eine grosse Schüchternheit, sobald es galt, irgendwie öffentlich aufzutreten. Als unser lieber Prediger mir anzeigte, dass ich gewählt war, hätte ich es fast lieber abgelehnt, da ich mir auch noch nicht genug praktische Kenntnisse zutraute für die Organi-

sation eines solchen Werks. Aber das freundliche Zureden von allen Seiten bestimmte mich, ein Vertrauen anzunehmen, das ich bis jetzt noch durch nichts zu verdienen Gelegenheit gehabt hatte. Meine beiden weiblichen Collegen waren Frauen von grossem Verdienst und vieler Erfahrung. Der Prediger, ein anderes Gemeindemitglied und unser Professor vom Institut bildeten die andere Hälfte des Comité's. Diese neue Aufgabe ward mir sehr lieb, denn ich konnte dabei viele praktische Kenntnisse erwerben und noch andere Ansichten verwirklichen helfen, als in der Hochschule. Die Schule sollte selbsterhaltend werden, aber es wurde einstimmig beschlossen, das Schulgeld nach den Mitteln der Eltern zu bestimmen, denn es schien uns gerecht, dass der Reiche mehr für die Erziehung seines Kindes zahle als der Arme, dass Diesem aber dieselben Vortheile der Bildung zu Gute kämen wie Jenem. Man überliess es der Unpartheilichkeit der Commission und der Ehrlichkeit der Eltern, über diesen Punkt bei der Annahme von Schülern zu bestimmen. Ein zweites wichtiges Princip, welches uns zu langen Erörterungen und ernstlichen Erwägungen führte, war das des gemeinsamen Unterrichts für Knaben und Mädchen. Es wurde endlich entschieden, es nur in den Elementarklassen durchzuführen, die höheren Klassen aber zu trennen, den Mädchen jedoch genau denselben Unterricht zu ertheilen wie den Knaben. Die Religion

wurde völlig aus den Unterrichtsgegenständen ausgeschlossen, indem man es den Familien überliess, hierfür im Hause je nach persönlichen Ansichten zu sorgen. Die Schule sollte nur unterrichten und das sittliche Gefühl wecken durch wahre Bildung, durch humane Anschauungen und Vorführung edler Beispiele und durch die Hinweisung auf die Pflichten des Individuums in Familie, Gesellschaft und Staat.

Ich betheiligte mich endlich auch an dem grossen Armenverein, der ebenfalls von den unermüdlichen Stifterinnen der Hochschule gegründet war und ausserordentlich viel Gutes that, indem er nicht blos Almosen austheilte, sondern durch reichlich belohnte Arbeit das moralische Gefühl der Armen belebte und durch persönliche Theilnahme an ihren Schicksalen sie aus der Isolirung des Elends heraushob. Ich bekam auch meine Anzahl armer Familien zu besuchen. Welches namenlose Elend sah ich da in der reichen, üppigen Stadt — welche tiefe moralische Versunkenheit! Eines Tages kam ich, ohne es vorher zu wissen, durch eine Strasse, welche fast nur von Prostituirten bewohnt ist. Ich sah deren mehrere an den offenen Fenstern oder vor der Thür, in der entsetzlichen Wahrheit des Tageslichts, wenn die Schminke und der verhüllende Flitter abgestreift sind. Es war das erste Mal, dass ich solche traurige Geschöpfe sah, und ein unnennbares Mitleid mit den Unglück-

lichen, welche durch Armuth und die Sitten der Gesellschaft in den Abgrund stürzen, überfluthete mein Herz. Wie empört aber wurde ich, als ich hörte, dass diese Unseligen eine Taxe an die Stadt bezahlen müssen, um ihre scheussliche Bestimmung ausüben zu können. Also profitirt der Staat von der Erniedrigung der Frau, von diesem schwarzen Flecken der Gesellschaft, von dieser Todsünde des öffentlichen Lebens! Mich ergriff ein glühender Wunsch, meine Anstrengungen nach dieser Seite hin zu wenden, und jenen Armen die neue Moral: dass die Arbeit den Menschen ehrt, statt ihn zu erniedrigen — zu predigen. Aber ich sah ein, dass auch für diese Reform der Boden erst bereitet werden musste durch die Verwirklichung des Princips der öconomischen Unabhängigkeit der Frau mittelst einer bessern Erziehung. Die Lösung der Frage konnte auch hier nur, wie überall, aus dem Grunde der Dinge selbst hervorgehen. Wie sollte man sonst eine moralische Revolution, die so tief in das Innerste des menschlichen Lebens eingriff, in Staaten hervorbringen, welche die Unsittlichkeit beschützen und alle Infamie auf die Opfer des Elends und der Sclaverei zurückwerfen, während die wahren Missethäter vielleicht mit unter denen sitzen, welche den Staat regieren und die Gesetze machen helfen.

So ausgefüllt wie nun mein Leben war, blieb mir keine Zeit mehr zu vergeblichem

Trauern und bitteren Betrachtungen. Ich lebte ein Leben in Uebereinstimmung mit meinen Grundsätzen, und meine praktischen Fähigkeiten wuchsen mit deren freier Ausübung. Ein tiefer Friede war in meinem Herzen, und eines Abends, als ich, wie es meine Gewohnheit war, vor dem Schlafengehen am Fenster stand und, in die stille Nacht hinaus sehend, mein Tagewerk und überhaupt mein vergangenes Leben prüfte, sagte ich mir selbst: Ich bin wieder glücklich.

Zu dieser Zeit brachte mir ein Brief der »Kleinen« die Nachricht, dass, auf die Bitten des Vaters und die Verwendung einflussreicher Personen, besonders aber auch aus ernsten Gesundheitsrücksichten, ihrem Bruder die Hälfte der Strafzeit erlassen wäre, und dass man ihn, nach anderthalb Jahren Gefängniss, zu Haus erwartete. Dann erfuhr ich, durch einen Brief meiner Schwester, dass er angekommen war, und dass die Familie ausserdem den Besuch einer jungen Dame hätte, die, wie man sagte, den glücklich Befreiten heirathen werde. Ich wusste, wer es war: die Schreiberin der schönen Briefe an den Gefangenen. Ein Schatten glitt durch diese Nachrichten über die stille Klarheit in meinem Herzen. Aber ich hatte zu gleicher Zeit die Freude, der Anstalt eine neue Pensionärin anzeigen zu können. Meine Freundin Anna aus B. schrieb mir, dass Alles, was ich vom Leben der Hochschule berichte, sie so sehr anzöge, dass sie, die ganz

Unabhängige, beschlossen hätte, zu kommen und ihr Leben dort auch nützlich zu machen. Sie kam, nachdem sie bei der »Kleinen« zu Besuch gewesen war. Sie hatte Theodor dort kennen gelernt und war auch hingerissen von seinem edlen Wesen. Ich fragte nach der Heirath. Da erzählte sie, dass davon keine Rede mehr wäre, indem jenes Mädchen, so ausgezeichnet und bedeutend in ihren Briefen, doch in der persönlichen Erscheinung so wenig anziehend wäre, dass das Ideal, welches sich Theodor im Gefängniss von ihr gemacht hätte, in argem Widerspruch mit der Wirklichkeit stände, und dass, wenn schon Freundschaft und Achtung im höchsten Grade blieben, die Liebe sich nicht hinzugesellt hätte. Nach ihrer Abreise war Theodor in ein Seebad gereist, da seine Gesundheit in bedenklicher Weise durch die lange Haft angegriffen war. Diese letzte Nachricht betrübte mich tief, aber die erste gab mir eine gewisse Befriedigung. Nicht dass ich geglaubt hätte, das zerrissene Band konnte sich je wieder knüpfen, aber — so schwach ist das menschliche Herz! — ich sah es mit einer Art von Freude, deren ich nicht Herr werden konnte, dass keine der Neigungen, die er seit unserer Trennung empfunden hatte, sein Wesen so ganz in Besitz genommen, so ausgefüllt hatte, wie es einst mit der Liebe zu mir der Fall gewesen war.

Die Vorbereitungen für die Gemeindeschulen

waren so weit fertig, dass nunmehr zu der Wahl der Lehrer und Lehrerinnen geschritten werden musste. Es waren viele Bewerber beiderlei Geschlechts da. Die Commission hatte sie vorzuschlagen, die Gemeinde hatte zu entscheiden. Zu dem Zweck hatten die Bewerber vor der Gemeinde ihre Ansichten über die Schulen freier Gemeinden zu entwickeln und dann eine Probestunde in einer hierzu versammelten Klasse zu geben. Wie gross war meine Ueberraschung, als ich einen Brief von der »Kleinen« erhielt, worin sie mir anzeigte, dass ihr Bruder den Wunsch habe, sich um die erste Lehrerstelle für die oberen Klassen zu bewerben. Das Feld literarischer Thätigkeit war ihm verschlossen, da das Wort nicht mehr frei war; der Staatsdienst unter der Reaction war unmöglich, so blieb ihm nur die Thätigkeit in den freien Gemeinden, denen er ja seinen Ansichten nach längst angehörte. Es bewegte mich tief, dass er sich, so zu sagen, an mich wandte, um sich eine neue Zukunft zu schaffen; aber ich war fest entschlossen, ihn mit der Ruhe einer Seele zu empfangen, die durch sich selbst ihr Gleichgewicht wiedergefunden hat. Ich antwortete der »Kleinen«, ihr Bruder möge zum Concurs kommen, ich zweifle nicht, dass er den Sieg davontragen werde.

Meine Freundin Anna hatte sich mehr und mehr an mich angeschlossen. Ich liebte sie auch zärtlich, aber ich hatte zu viele Pflichten

auf mich genommen, um mich ihr so ausschliesslich widmen zu können, wie ihre Natur es verlangte. So kam es, dass sie sich mit grosser Zärtlichkeit einem jungen Mädchen zuneigte, die seit Kurzem in der Hochschule war und die sich mit leidenschaftlicher Hingebung an sie anschloss. Charlotte, dies war ihr Name, wurde bald wie der Schatten von Anna, und man sah nie eine ohne die andere. Anna war seit einigen Tagen leidend, und Charlotte wich nicht von ihrem Bett. Ich hatte am Nachmittag ausgehn müssen, um meine Armen in entfernten Stadttheilen zu besuchen, und kam erst am Abend, müde und betrübt vom Anblick so vieler Leiden, zurück. Das Dienstmädchen sagte mir, es wäre ein fremder Herr oben bei Anna. Ich errieth sogleich, wer es sei, und konnte mich einer tiefen Erregung nicht erwehren. Aber ich fasste mich gewaltsam und trat mit Ruhe in das Zimmer. Im Halbdunkel des Krankenzimmers sah ich Jemand an Anna's Bett sitzen. Ich erkannte ihn nur zu wohl. Er erhob sich, mich zu begrüssen. Ich hiess ihn ruhig willkommen, und wir sprachen miteinander wie alte Bekannte. Aber je ruhiger ich äusserlich war, um so bewegter war ich im Innern. Ich hatte ihn seit dem Tage des Begräbnisses seiner Mutter nicht wiedergesehen, und zwischen dem Tag und diesem Augenblick des Wiedersehens lag seine Gefangenschaft, lag mein Scheiden aus der Familie, und wie viele bittere,

traurige Kämpfe! Seine Gegenwart liess mich fühlen, dass die Liebe zu ihm noch nicht erloschen war, aber ich hatte wieder genug Macht über mich gewonnen, um gewiss zu sein, dass er nie etwas Anderes bei mir finden werde, als die anerkennende Freundschaft, die seine herrlichen Eigenschaften verdienten.

Er verband sich schnell aufs Wärmste mit unserem Prediger, der mit Freude erfuhr, dass er der Verfasser jenes Buchs gegen das kirchliche Christenthum war, welches ich früher erwähnt habe und welches er zu der Zeit unserer innigsten Neigung geschrieben hatte. Der Prediger sagte, dass dieses Buch einen grossen Einfluss auf ihn gehabt hätte. Auch Emilie kannte es und war glücklich, den Autor kennen zu lernen.

Theodor war zunächst nur auf einige Tage gekommen; er wollte erst sehen, ob unser Leben ihm genug gefiele um sich ihm anzuschliessen. Während dieses kurzen Aufenthalts war er freundschaftlich frei und aufmerksam gegen mich. Die Welt schien mir aufs Neue schöner, beleuchtet von den Strahlen seines Geistes, und es war mir, als ob die Gemeinschaft mit dieser reichen poetischen Natur das Leben anziehender machen würde, auch wenn sein Herz nicht mehr mir gehöre.

Er ging zurück, seine Sachen zu ordnen, um ganz wiederzukommen. Während der Zeit bemühte ich mich auf das Aeusserste, seine Wahl in der Gemeinde vorzubereiten,

indem ich von ihm erzählte, von dem, was er schon für seine Ueberzeugungen gelitten, und von der glänzenden Begabung als Lehrer, die ich ihm zutraute. Als er zurückkam, war der Boden schon bereitet. Emilie, deren Haus ein paar Schritt weit vom Institut lag, hatte ihn gastlich bei sich aufgenommen. Er kam beinah jeden Tag zu uns, wohnte mehreren Vorlesungen bei und verbrachte meist die Abende im Kreise der Hochschule. Der Prediger hatte ihn gebeten, sich der Gemeinde vorzustellen, indem er Sonntags an seiner Statt zu ihr rede. Es war für mich ein wehmüthig lieber Eindruck, ihn wieder vor einer Gemeinde reden zu sehen, wie ich ihn einst gesehen hatte in erster Jugendbegeisterung, als er und ich uns noch nicht von der Tradition losgesagt hatten. Damals sprach er zu einem christlichen Auditorium, jetzt zu einer freien Gemeinde, und wir, die wir Einer durch den Andern Freidenker geworden waren, trafen uns, nach so langer, schmerzlicher Trennung, darin vereinigt zu einem gemeinsamen Werk.

Seine Rede war schön und machte einen grossen Eindruck. In ihr empfand man nicht mehr die poetische Gluth des jungen Apostels von ehedem, der ein entferntes Ideal in den Wolken sah und von dem Reich Gottes auf Erden sprach; es herrschte vielmehr in ihr die Ruhe des geprüften Mannes, welcher die furchtbaren und praktischen Mächte kennt, mit denen der ideale Gedanke zu kämpfen

hat, und bereit ist zu der Arbeit der Entsagung, die nöthig ist bei dem langsamen Gang des wirklichen Fortschritts.

Der Tag der Lehrerwahl kam. Die Unterlehrer und Lehrerinnen waren bereits gewählt; es blieb nur noch die Wahl des ersten Lehrers übrig, der zugleich Mitglied des administrativen Ausschusses, zu dem auch ich gehörte, werden sollte. Die Wahl geschah am Abend, und die Gemeinde hatte sich beinahe vollständig eingefunden. Auf der Tribüne, wo die Redner standen, sass auch unser Comité, und vor uns stand die Urne, welche die Stimmzettel empfangen sollte. Zwei andere Bewerber kamen zunächst, lasen ihre schriftlichen Arbeiten über die Bestimmung und Organisation einer freien Schule, und gaben ihre Probestunde mit einer zu diesem Zweck versammelten Kinderklasse. Sie wurden beide mit grossem Beifall von der Gemeinde belohnt, so dass ich schon etwas Angst bekam, ob Theodor die Stimmenmehrheit haben würde. Nun kam er und las seinen Aufsatz, in welchem die Frage über die Aufgabe der freien Schule vollkommen gelöst war, in idealer und in praktischer Weise zugleich. Solche Schulen, wie er sie beschrieb, würden, wenn einmal überall eingeführt, die wahre Revolution machen, d. h. die sittliche und geistige Umwälzung, welche die Völker zur Selbstregierung und zu der Erfüllung ihrer Pflichten, die die wahre Grundlage der socialen Existenz sind, führen würde. Wir alle empfanden,

dass hier das Höchste gesagt war, was sich über den Gegenstand sagen liess; der Prediger nickte mir mit freudigem Lächeln zu. Die Probestunde entsprach der Vorlesung. Die Kinder, die ihn nie gesehen hatten, waren ganz aufgeregt vor Freude und wollten gar nicht aufhören. Die Stimmzettel wurden nun in die Urne geworfen; der Prediger las und zählte sie. Ich sah das Resultat schon an seinem frohen Ausdruck. Er erklärte Theodor mit grosser Majorität gewählt. Dieser selbst schien sehr glücklich; er hatte aufs Neue eine Bestimmung, einen Beruf.

In derselben Woche wurde die Schule eröffnet. Es blieb jetzt nur übrig, für Theodor das Bürgerrecht zu erhalten, denn er wurde in dieser deutschen Stadt, die aber ihre besondere Regierung hatte, wie ein Fremder angesehen.

Neben diesen Erfolgen aber bereiteten sich im intimen Leben der Hochschule selbst peinigende und bitter schmerzliche Verhältnisse für mich. Anna und Charlotte führten mehr und mehr ein exclusives Leben, das nicht ganz zu den eigentlichen Zwecken der Hochschule stimmte. Sie zogen sich fast ganz auf Anna's Zimmer zurück, und dahin kam nun auch Theodor jeden Abend, wo die beiden ihn mit allen Aufmerksamkeiten umgaben, welche die Verhältnisse gestatteten. Ich hatte von lange her die Gewohnheit, eine Stunde bei Anna zuzubringen, ehe wir uns zu den gemeinschaft-

lichen Abendvereinigungen der Bewohner der Anstalt begaben. Auch jetzt folgte ich dieser Gewohnheit; ich traf dort Theodor und es wäre mir nun eine Freude gewesen, dem intimeren Gespräch, das der Reiz seines Geistes beherrschte, beizuwohnen, wenn von allen Seiten einfaches unbefangenes Benehmen stattgefunden hätte, und wenn man nach dem Privatgespräch auch zur rechten Zeit der Pflicht gegen das gemeinsame Leben genügt und in den Salon zu den übrigen Hausbewohnern gekommen wäre. Dem war aber nicht so, und es gab mir eine bittere, traurige Empfindung, zu bemerken, dass Anna und Charlotte — sie, die die Vergangenheit kannten — anstatt liebevoll zu vermitteln und auf die noch immer im Grunde des Herzens unvernarbte Wunde den Balsam einer tröstenden, freundschaftlichen Gemeinschaft zu legen, wie ich sie angebahnt hatte, nun sich so benahmen, dass meine Besuche in Anna's Zimmer wie etwas Besonderes, ihm Geltendes aussahen. Es entstand dadurch bald ein Misston in diesem intimen Zusammensein, der mich tief verletzte, mich, die ich so viel schon vergeben hatte und gar keinen persönlichen Anspruch mehr machte. Ich unterliess fortan öfter meine Besuche bei Anna, arbeitete allein auf meinem Zimmer oder vereinte mich früher mit den übrigen Hausbewohnern, die bereits anfingen, Klage zu führen über den Coteriegeist, der von den zwei Freundinnen eingeführt wurde; aber es

war ein neues schmerzliches Entbehren und eine harte Erfahrung in Beziehung auf Anna und Charlotte, die mir sogar Besuche, welche sie Theodor machten, verheimlichten.

Der Schluss des Jahres war da. Wir hatten ein wahrhaft demokratisches Fest zur Feier des Sylvesterabends veranstaltet. Mehrere Arbeiterfamilien, der Gemeinde zugehörend, waren dazu gebeten worden. Beim Abendessen sass ich neben einem Tischler, den ich schon länger kannte und hochschätzte. Er war ein charaktervoller, denkender, gebildeter Mann, hatte lange Zeit in Paris gearbeitet, war ein Freund Börne's gewesen, hatte dessen Vorlesungen an die deutschen Arbeiter beigewohnt und an seinem Sterbebette gestanden. Als Börne ihn fragte, ob er glaube, dass die deutschen Arbeiter ihn verstanden hätten, hatte er dem Sterbenden mit einem zuversichtlichen Ja geantwortet. Nach seiner Vaterstadt zurückgekehrt, lebte er für die Propaganda der Freiheit und zeigte durch sein Beispiel, was der Arbeiter bei seinem Handwerk für seinen eignen Fortschritt und den der Andern leisten kann. Es war mir stets eine Freude, mich mit diesem Menschen von hellem Verstande und warmem Herzen zu unterhalten. Seine Frau, eine feurige Republikanerin, war seiner werth. Als man im Jahre 1848 ihren Mann aus politischen Gründen in das Gefängniss gesetzt hatte, war sie zu der obersten Behörde gegangen und hatte

seine Freiheit verlangt, »nicht als eine Gnade, sondern als ein Recht, da er unschuldig ist,« wie sie sagte. Solche Menschen gab es damals unter den deutschen Arbeitern.

Nach dem Abendessen las Theodor uns die »Albigenser« von Lenau vor. Diese schöne Dichtung, die ein grosses Martyrthum erzählt, berührte dieselbe Saite in uns Allen. Ich war aber doppelt davon ergriffen, da ich sie von jener melodischen Stimme vortragen hörte, die so oft mein Herz bewegt hatte, und das edle bleiche Antlitz dabei sah, das einem jener Märtyrer anzugehören schien, deren Geschichte er uns las. Als er geendet hatte, trat ich in das anstossende leere Zimmer, um meiner Bewegung Herr zu werden. Ich hörte mir Jemand folgen, und als ich mich umwandte, sah ich, dass er es war. Wir sahen uns einen Augenblick lang an, und in diesem Blick lag die Anerkennung eines Bandes, welches höher ist als die Liebe, und welches die Menschen auf ewig, über Raum und Zeit hinaus, vereint: die Liebe zum Ideal. Worte waren da überflüssig; andere Menschen kamen hinzu; aber von diesem Augenblick an war mir die Bitterkeit, welche sich in unsere Beziehungen eingeschlichen hatte, verschwunden, und es blieb nur ein stiller, wehmuthsvoller Friede.

Einige Zeit nach Neujahr kam die Antwort auf Theodor's Anfrage um das Recht, in Hamburg bleiben und ein bürgerliches Amt aus-

üben zu können. Sie lautete verneinend. Man gab vor, dass hohe politische Rücksichten einen längeren Aufenthalt und die Ausübung einer bürgerlichen Thätigkeit für einen Mann, der des Hochverraths angeklagt gewesen sei, unmöglich machten. Der Befehl, das Gebiet der Stadt baldmöglichst zu verlassen, war hinzugefügt. Wir waren alle schmerzlich betroffen. Die Gemeinde war in grosser Aufregung. Es war dies das erste Signal, dass die Gefahr herannahte; dass die Reaction diese kleinen Centren, in denen eine Freiheit herrschte, die man nirgends mehr dulden wollte, missgünstig ansehe. Es war sicher, dass die kleine, unbedeutende Regierung der freien Stadt Hamburg diese abschlägige Antwort nicht erfunden hatte. Man hatte bei einem grösseren Staat, dem, in welchem Theodor sein Verbrechen begangen hatte, angefragt und war dem von dort erhaltenen Gebot gefolgt. Die einflussreichsten Männer der Gemeinde thaten alle möglichen Schritte, boten jedwede Garantie — umsonst. Auch ich entschloss mich zu einem verzweiflungsvollen Versuch. Ich liess bei dem damaligen Haupt des Freistaats um eine Audienz nachsuchen und erhielt sie. Es war dies ein süsslich höflicher, kleiner Greis. Ich sagte ihm, in welcher Angelegenheit ich komme, und dass ich mehr persönliche Garantien geben könne, als alle Andern, da ich die hoch geachtete Familie Theodor's genau kenne, da

ich bestimmt wisse, wie fernab für jetzt jeder Gedanke an Beschäftigung mit Politik von Theodor's Seele liege, und dass er nur daran denke, sich dem Unterricht der Jugend zu widmen. Der kleine Greis erwiderte mir darauf mit einem schlauen Lächeln, dass dies jetzt vielleicht bedenklicher sei, als alles Andere, da man beim Unterricht erst recht die Mittel habe, seine Ideen zu verbreiten. Dann nahm er eine Miene des Wohlwollens an und sagte: »Ich versichere Ihnen, dass die Schwierigkeiten nicht von uns herkommen. Man hat einmal von uns gesagt, dass wir kein väterliches, sondern ein mütterliches Gouvernement sind; wir würden Nichts abgeschlagen haben. Gewichtige Rücksichten bestimmen uns, und ich muss Ihnen leider sagen, dass gar keine Hoffnung ist.«

So musste ich denn diesen mütterlichen Greis verlassen und tief traurig nach Hause gehen. Emilie hatte auch ihrerseits alles Mögliche versucht — ebenfalls umsonst.

Theodor war schwer von dem Ereigniss betroffen. Er sprach wenig darüber, aber man sah wohl an seinem bitteren Lächeln, an seiner tödtlichen Blässe, dass er erst jetzt ganz seine Lage begriff. Das Vaterland war ihm verschlossen, die letzte Thätigkeit ihm unmöglich gemacht. Was blieb? — das Exil. Mit seinen Fähigkeiten und in der Blüthe des Lebens wäre das noch nicht das grösste Unglück gewesen, aber dieser unerwartete Schlag

verrieth plötzlich einen solchen Grad eines physischen Leidens, dessen Keim sich wohl im Gefängniss gezeigt hatte, das aber weder er selbst noch seine Freunde schon so weit entwickelt geglaubt hatten, dass an Auswanderung vorerst nicht zu denken war. Von Hamburg jedoch musste er fort, denn alle Vorwände, die wir erfanden, um ihn noch bleiben zu machen, mussten doch schliesslich ein Ende nehmen, und so erschien es als das Nöthigste, zunächst an seine Gesundheit zu denken und derselben eine längere Pflege zu widmen. Er entschied sich für eine Kaltwasserheilanstalt im Norden, eine Tagereise weit von Hamburg, wo ein Charlotten bekannter Arzt war, der eines grossen Rufs genoss. Theodor sagte der Schule Lebewohl und hatte die Befriedigung, sein Scheiden lebhaft von seinen Schülern beklagt zu sehen; dann ging er, und ich fühlte aufs Neue eine unausfüllbare Lücke in meinem Leben. Als nach einiger Zeit gar keine Nachricht von ihm kam, entschied ich mich, ihm zu schreiben, und sagte ihm, dass er mir zu viel Achtung und Freundschaft schuldig sei, um in diesem wahrhaft schuldvollen Schweigen zu beharren, und mir nicht von Zeit zu Zeit Nachricht über sein Ergehen zu geben, da er wisse, welchen uneigennützigen Antheil ich für immer an seinem Schicksal nähme. Diesmal antwortete er, wie es sein musste, mit freier offener Freundschaft. Von da an war unser Briefwechsel

hergestellt, aber die Nachrichten, welche er mir über seine Gesundheit gab, waren wenig befriedigend. Ich schrieb heimlich an den Arzt der Anstalt und bat ihn, mir die volle Wahrheit seiner Ansicht über den Zustand des Kranken zu sagen. Seine Antwort lautete: »Da Sie die Wahrheit zu wissen verlangen, so muss ich Ihnen sagen, dass ich Ihrem Freunde nicht einmal mehr Jahre des Lebens verbürgen kann. Es kann nur noch von der mehr oder minder raschen Entwickelung des Uebels zu dem unabweisbaren Ende die Rede sein.«

Ich blieb lange Zeit mit diesem Brief in der Hand, ohne dass ich wagte, die furchtbaren Worte noch einmal zu lesen. Endlich ging ich allein hinaus, einen einsamen Weg längs eines Baches, der unter frischgrünen Büschen und Bäumen dahinfloss. Der Frühling war in seiner vollen Pracht, Blumen blühten und dufteten, Vögel sangen fröhliche Chöre in den Zweigen. Ich allein wandelte in dieser lachenden Natur wie eine Verurtheilte, mit unerträglichen Ketten Belastete. Die Zeit war auf immer vorbei, wo ich einen Trost darin gefunden hatte mich Anderen anzuvertrauen. Ich hatte mich gewöhnt allein mit dem Schicksal zu bleiben; nur die Natur, von früh auf meine intimste Freundin, konnte ich auch jetzt fragen: »Ist es sein letzter Frühling?« Und da die Hoffnung schwieg, so fielen stille Thränen in den Bach und

wurden von ihm fortgetragen in die geheimnissvolle Ferne, in der sich Alles verliert: Jugend, Liebe, Hoffnungen, Leiden, und zuletzt — die Individualität selbst.

Es musste ein anderer Lehrer an Theodor's Stelle gewählt werden. Ich schlug dem Comité den »Demokraten« vor, jenen edlen Freund, mit dem ich stets in Briefwechsel geblieben war. Ich wusste, dass er keine Stelle hatte, da er ein zu entschiedner Republikaner war, um unter der Reaction zu dienen. Man ging auf den Vorschlag ein; ich schrieb ihm; er nahm mit Freude an, kam, wurde erwählt, und da er nie öffentlich compromittirt gewesen war, gab es keinen Vorwand, ihm die Erlaubniss zum Bleiben zu verweigern. So war denn wieder ein treuer Freund mehr in meiner Nähe, und bald hatte ich die grosse Freude, ihn sich einem vortrefflichen, hochgebildeten Mädchen, die seit einiger Zeit in der Hochschule war und mit mir derselben vorstand, zuneigen zu sehn. Sie erwiderte seine Neigung, und gegen Ende des Sommers feierten wir mit innigem Antheil ihre Verlobung. Dieser Sommer war überhaupt, abgesehen von dem schmerzlichen Geheimniss, das ich im Herzen bewahrte, in geistiger Beziehung sehr schön. Ein neuer Professor war zu Vorlesungen an der Hochschule gewonnen worden, ein ebenso geistig bedeutender wie liebenswürdiger Mann. Er hielt uns Vorlesungen über Geologie und Chemie. Bei dem völligsten Positivismus in

der Wissenschaft war er doch eine tief poetische Natur, und wenn er uns von dem Kohlenstoff-Atom erzählte, das durch die Ewigkeit der Materie wandert, um sich bald zu dem Gehirn des Genius, der Unsterbliches schafft, bald zu dem Blüthenkelch, der Duft ausströmt, mit andern Stoffen zu verbinden, so schilderte er das in einer Weise, die uns alle zur Begeisterung hinriss. Eine Welt neuer Gedanken öffnete sich mir. Ich glaubte endlich die Lösung der Fragen nach dem Grund der Dinge zu erblicken. »Die Ewigkeit der Materie,« dieses Wort erschreckte mich nicht mehr — mich, die ich nicht mehr an die persönliche Unsterblichkeit glaubte. Ein ewiges Princip schien mir nun gesichert, und die Materie, welche durch die christliche Anschauung so tief gedemüthigt war, erstand aus ihrem verachteten Grabe und rief siegend: »Ich bin der ewige Grund, und das Individuum ist nur eine vorübergehende Aeusserung meiner Ewigkeit.«

Ich schrieb weitläufige Berichte über diese Vorlesungen an Theodor, um ihn der Freude, die sie mir gaben, theilhaftig zu machen. Als aber die Herbstferien für Hochschule und Gemeindeschule kamen, fühlte ich mich sehr ermüdet und beschloss, etwas für meine Gesundheit zu thun. Ich war seit jenem Aufenthalt in Ostende vollständig der Hydrotherapie zugethan und hatte alle Medicin verbannt. Unser Arzt in Hamburg gehörte derselben

Richtung an und verordnete mir eine Kur in jener Anstalt, in welcher sich Theodor befand. Ich ging mit Freude darauf ein, da ich, wissend, was ich wusste, eine tiefe Sehnsucht hatte, ihn noch einmal wiederzusehn. Anna und Charlotte riethen mir von dem Aufenthalt ab; ich hatte beschlossen, mein trauriges Geheimniss Niemand zu sagen; auch hatte der Arzt mich um strenge Discretion gebeten. Ich konnte ihnen also meinen geheimen Grund nicht erklären; aber, im Angesicht der ewigen Trennung, was lag mir denn auch an den müssigen Scrupeln, selbst der nächsten Freunde?

Ich reiste ab, nach jener Anstalt, die an einem kleinen See ländlich und hübsch gelegen ist. Ich kam um Mittagszeit, vor dem Essen, an. Der Arzt, der mich empfing, bestätigte mir, was er geschrieben. Im Esssaal fand ich eine zahlreiche Gesellschaft; Theodor sass oben an am Tisch. Ich hatte ihm geschrieben, dass ich käme; er war also nicht überrascht. Er stand auf und kam mich zu begrüssen. Ich hatte Mühe meine Wehmuth zu verbergen als ich ihn sah, so sehr hatte er sich verändert. Der Arzt schrieb mir eine strenge Kur vor, mit absolutem Nichtsthun wegen meiner Augen und völliger Gemüthsruhe. In diesem letzteren Punkt konnte ich leider nicht gehorchen. Mein Gefühl für den Freund liess mir keine Ruhe, wenn ich ihn bleich, erschöpft dem zu frühen Tod entgegengehn sah, oder wenn ich ihn lange

Stunden hindurch allein auf seinem Zimmer wusste, versenkt in sein Leiden und in den Kampf der Entsagung, die so schwer wird, wenn die Seele noch voll Jugend, Poesie und Zukunftsgedanken ist. Wie drängte es mich dann ihm zu sagen: »Erkenne mich doch für das, was ich bin, für diese Schwesterseele, die du selbst dir mit so festen Banden verbunden hast, dass sie nicht mehr zu zerreissen sind. Ich verlange nichts von dir, als jetzt wie eine Schwester mit dir den dunklen Pfad zu gehn, den du durchmissest, denn es wäre solcher Wesen wie wir, nur würdig diesen Kelch miteinander mit vollem Bewusstsein zu trinken.«

Doch hielt ich mich zurück und ehrte selbst seine Freiheit im Leiden. Ich begnügte mich damit, es still mit ihm zu theilen. Zuweilen kam er und holte mich ab, an einen der hübschen Plätze, die den See umgaben, und da las er mir Verschiedenes was ihn gerade beschäftigte vor. Da waren Augenblicke voll sanfter, wehmüthiger Ruhe. Dann aber war er wieder finster, unnahbar, und stiess jeden Versuch, ihm wohlzuthun mit Härte ab. Eines Tages, während wir bei Tisch sassen, überbrachte man mir einen Brief des unbekannten Freundes in Amerika. Der Brief enthielt auch einen an Theodor, dessen Freund er ebenfalls war und den er noch in Hamburg vermuthete. Nach dem Essen forderte ich Theodor auf, mit hinaus-

zukommen, um die Briefe des gemeinsamen Freundes zu lesen, da sie immer lang und von grossem Interesse waren. Wir setzten uns an einen reizenden Platz, von Felsen umschlossen, die mit Moos bewachsen waren und aus denen eine klare Quelle sprang. Jedes las zunächst seinen Brief für sich. Der meine war aus dem fernsten Westen Amerika's datirt, wo der Freund eine Niederlassung zu gründen beabsichtigte, der er eine grosse Zukunft weissagte. Der Boden und die Lage konnten daraus ein wichtiges internationales Centrum machen. Der Freund kannte die Gründe, welche mich früher abgehalten hatten, nach Amerika zu gehen. »Siegen Sie jetzt über alle diese Schwierigkeiten und Zweifel und kommen Sie,« schrieb er. »Aber ich fühle, dass ich Sie nicht in eine so weite Ferne rufen kann, ohne Ihnen einen legitimen Schutz anzubieten. Kommen Sie um meine Frau zu werden, indem wir uns gegenseitig die Freiheit vorbehalten, je nach unserem Herzen diesem Band seinen wahren Charakter zu geben.« Dann beschrieb er mir genau die Reise, die ich zu machen haben würde, die nothwendigen Dinge, die ich mitzubringen hätte u. s. w. Endlich fügte er hinzu: »Dieser Brief scheint so materiell und von Kleinigkeiten erfüllt neben so grossen Entschlüssen, und dennoch, wenn Sie wüssten, mit welcher Bangigkeit mein Herz Ihrer Entscheidung entgegensieht! Wenn Sie sich entscheiden

zu kommen, bringen Sie uns noch andere Freunde mit. Ich meine hiermit zunächst Theodor, der sich hier von dem Uebel, das ihm die alte Welt angethan hat, erholen wird.«

Ich fühlte, dass ich erröthete vor innerer Bewegung, als ich diesen Brief las. Welche sonderbare Lage war dies auch! Der, den ich vordem hatte aufsuchen wollen als Beschützer und Führer, um mit seiner Hülfe mein Ideal eines neuen Lebens zu beginnen, rief mich nun, um als seine Frau mit ihm den Grund zu einem neuen Culturwerke zu legen. Aber dieser Ruf kam in dem Augenblick, wo die alte Welt mich wieder mit jenen Banden an sich gefesselt hatte, mit denen ein Sterbender das Herz, das ihn geliebt hat, an sein Sterbelager bindet: die Hochschule, die Gemeinde, deren immer bedrohte Existenzen ein Theil meines Lebens geworden waren; dann der, welcher mir in dem Augenblick zur Seite sass und langsam auf dieser alten Erde dahinstarb — Alles das liess mich fühlen, dass ich nun nicht eher scheiden könnte, bis diese Schicksale entschieden wären. Ich wendete mich zu Theodor; sein Kopf war zurückgeworfen und ruhte auf dem Moos, das den Fels bedeckte, an dem wir sassen; seine Augen waren halb geschlossen und sein todtenblasses Gesicht drückte einen tiefen Schmerz aus. Er hielt mir seinen Brief hin ohne ein Wort zu sagen. Ich durchflog die

Zeilen: der Freund drängte auch ihn zu kommen, mich zu begleiten, um gemeinschaftlich den Grundstein einer grossen Zukunft zu legen, eines bedeutungsvollen Centrums für die Entwicklung der Culturgeschichte.

»Zu spät!« sagte er endlich mit leiser Stimme. Ein unermessliches Mitleid durchströmte mein Herz; ich legte für einen Moment meine Hand leise auf die seine und in meinem Herzen tönten die Worte von Novalis:

»Wenn Alle untreu werden,
So bleib' ich dir doch treu,
Damit doch Treu' auf Erden
Nicht ausgestorben sei.«

Ich sagte ihm nichts von den Voraussetzungen, unter denen unser Freund mich hinrief, aber ich las ihm den ganzen übrigen Theil des Briefes. Er fragte mich, ob ich gehen würde. Ich sagte ihm, dass es mir jetzt unmöglich schien, mich von den Beschäftigungen und Pflichten die ich übernommen hatte loszusagen, bevor sie mir von aussen unmöglich gemacht würden. Er gab mir Recht. Ich schrieb dem fernen Freunde in diesem Sinn und gab ihm alle Gründe meines Nichtkommens an. Theodor fügte einige Worte hinzu, in denen er sagte: »Wie sehnlich wünschte ich kommen zu können und mich dir zu vereinen! Aber es ist zu spät! Ich bin nur noch ein schwaches kränk-

liches Wesen, ein Schatten von dem, der ich einst war. Ich glaube nicht, dass ich noch werde genesen und dir folgen können.«

Man kann sich denken, mit welcher Empfindung ich dies las! Der Kur müde, die seinen Zustand nicht besserte, entschloss sich Theodor zu gehen, ohne noch recht zu wissen wohin. Meine Ferien waren auch zu Ende: ich wurde in der Hochschule erwartet und ging noch vor ihm, mit der Hoffnung, ihn noch einmal zu sehn, denn er wollte jedenfalls über Hamburg kommen, um seine dortigen Freunde zu begrüssen. In der Hochschule wurde ich mit Freude empfangen. Anna und Charlotte, die auch eine Ferienreise gemacht hatten, waren noch nicht zurück. Unser lieber Professor, der Naturalist, kam von einer Reise in das südliche Deutschland zurück, wo er Gelegenheit gehabt hatte, den Umtrieben auf die Spur zu kommen, welche die pietistische Partei, die eine starke Organisation in Hamburg hatte, gegen die Hochschule ins Werk setzte. Er hatte sogar bis in kleine Orte des Schwarzwalds hinein bei Pfarrern gedruckte Pamphlete vorgefunden, welche von einer pietistischen Druckerei in Hamburg herrührten, in welchen die Hochschule als ein Herd der Demagogie dargestellt wurde, wo, unter dem Mantel der Wissenschaft, revolutionäre Pläne geschmiedet würden, und in welchen demnach Eltern davor gewarnt wurden, ihre Töchter diesem Institut anzu-

vertrauen. Man machte uns also einen offenen Krieg! Die Freunde der Unwissenheit und des Aberglaubens, die sich von jeher der Religion bedient haben, um ihre Zwecke durchzusetzen, hatten sich gegen uns bewaffnet, weil wir die Frauen ihrem schmählichen Joch entziehen wollten. Die Gefahr machte mir die Hochschule noch theurer und ich gelobte mir selbst, sie nicht zu verlassen und ihr Schicksal zu theilen. Die Gefahr nahte sich auch mehr und mehr den Gemeinden; schon waren mehrere in verschiedenen Gegenden Deutschlands aufgelöst worden. Inzwischen blühte unsere Gemeindeschule, und unser Prediger führte sein Auditorium durch alle Consequenzen der Kritik, bis er offen das Wort Atheismus aussprach, indem er ihm auf der andern Seite einen idealen und praktischen Socialismus darlegte, welcher die Stelle der alten Ordnung der Dinge, die, des lebendig machenden Geistes beraubt, nur noch ein gefährlicher Irrthum waren, einnehmen sollte.

Kurze Zeit nach mir kam auch Theodor. — Emilie nahm ihn wieder bei sich auf. Man brauchte nicht zu fürchten, dass das »mütterliche« Gouvernement von Hamburg ihm nicht einige Tage der Ruhe dort gönnen würde. Er war zufrieden, wieder da zu sein, und war, wie früher, jeden Tag mehrere Stunden in der Hochschule, häufig mit mir allein. Am Abend vereinigten wir uns meist bei Emilien

mit dem Prediger oder dem Einen oder Andern' der Professoren und verbrachten herrliche Stunden in bedeutenden Gesprächen. Theodor fand zuweilen die ganze Stärke seines Geistes wieder und schien sich nur schwer zum Gehn entschliessen zu können. Endlich bestimmte er seine Abreise: er wollte zunächst in die Heimath. Aber am Tag vorher fiel er in der Strasse, und dieser Fall erschütterte seinen kranken Organismus so sehr, dass er mehrere Tage im Bett zubringen musste, und der Doctor erklärte, er werde noch vor einigen Wochen nicht reisen können. So liess denn das Schicksal selbst mir noch für einige Zeit seine Gegenwart, aber unter so traurigen Bedingungen, dass es mir das Herz zerriss. Ich hatte nun keine Scrupel mehr, ihn als wirkliche barmherzige Schwester zu besuchen. Ich ging jeden Morgen, nachdem ich meine Pflichten in der Hochschule erfüllt hatte, auf eine Stunde zu ihm, um ihn durch Unterhaltung zu zerstreuen, ihm Bücher zu bringen und darüber zu wachen, dass ihm nichts fehle. Er liess mich gewähren; er hatte es endlich begriffen, dass in jeder grossen weiblichen Liebe auch die Mutterliebe ist, die nichts mehr fordert, aber giebt, hilft, tröstet und versöhnt. Als er das Zimmer verlassen durfte, forderte er mich auf, eine Spazierfahrt mit ihm zu machen. Es war ein schöner, milder Herbsttag. Eine sanfte, melancholische Heiterkeit ging von

der Natur in unsere Seelen über. Wir führten edle, wohlthuende Gespräche. Als wir nach Haus zurückkehrten, seufzte er und sagte: »O Königin, das Leben ist doch schön!«

Den Tag darauf schied er. Er hatte beschlossen, nach der kleinen Stadt Gotha zu gehen, wo sich ein ausgezeichneter Arzt befand, den er um Rath fragen wollte. Vorher wollte er noch einige Tage zu den Seinen und nach B., um dort eine Dame zu sehen, der er sehr nah stand. Es war dies eine junge, reiche Wittwe, die ihn liebte. Ich weiss nicht, warum er vordem gezögert hatte, sich mit ihr zu verbinden; jetzt, wo er so krank war, konnte er natürlich nicht daran denken, aber er wollte sie besuchen. Ich erfuhr aber nach einiger Zeit, dass er seinen Entschluss geändert hatte und nach ein Paar bei seiner Familie verbrachten Tagen nach Gotha abgereist war. Auch dies war mir eine innere Befriedigung; er liebte also diese Frau nicht, sonst hätte er, selbst an der Schwelle des Todes, noch einmal gesucht sie zu sehen.

Anna und Charlotte kehrten endlich zurück. Die Vorlesungen der Hochschule waren äusserst besucht, die Gemeindeschule entwickelte sich immer herrlicher; von dieser Seite blieb mir nichts zu wünschen übrig. Unter den jungen Mädchen, welche die Vorlesungen besuchten, waren ausgezeichnete Persönlichkeiten, grosse Intelligenzen; beson-

ders zeigten sich überraschende Fähigkeiten für die Mathematik. Alle diese Schülerinnen liebten mich, einige bis zum Fanatismus. Ich empfand oft eine tiefe Befriedigung, wenn ich diese Jugend um mich sah und an ihr meine Hoffnungen für die geistige Entwicklung der Frauen bestätigt fand. Aber ich war noch nicht am Ende der Prüfungen, die mir von der Seite kamen, von der überhaupt die grössten Schmerzen meines Lebens gekommen waren. Ich erhielt einen Brief von zu Haus, in dem man mir u. A. erzählte, dass Theodor's Vater, nachdem er einige Wochen ohne Nachricht vom Sohn gewesen sei, von der Stadt Gotha aus benachrichtigt worden war, dass derselbe gleich nach seiner Ankunft schwer krank geworden und ins Hospital gebracht worden wäre, ohne dass man seinen Namen und Wohnort gewusst hätte. Jetzt erst, da es ihm ein wenig besser gehe, habe er die Anweisung geben können, seine Familie zu benachrichtigen. Der Vater wäre darauf alsbald nach Gotha gereist, hätte ihn ausser Bett, aber so schwach gefunden, dass er ihn im Hospital hätte lassen müssen, wo er übrigens auch sehr gut gepflegt würde.

Ich allein wusste vielleicht genau, was diese Krankheit bedeutete, und war schwer betroffen von der Nachricht. Der Gedanke an den sehr Kranken im Hospital einer kleinen Stadt, ohne Freunde in der Nähe, verliess mich nicht mehr, weder Tag noch

Nacht. Ich schrieb ihm und hatte bald den Trost, einige Zeilen Antwort zu bekommen, welche von einer grossen überstandenen Gefahr und einer leisen Hoffnung sprachen. Ich konnte diese letzte Täuschung nicht mehr theilen, aber ich schrieb ihm Dinge, die ihn interessiren und zerstreuen konnten. Ich hatte nur wenig Geld, nichts als meine sehr kleine Rente, deren Hälfte noch für die Armen, die Gemeinde u. s. w. dahin ging; nun gab ich aber nichts mehr für mich aus, flickte meine Kleider, anstatt mir neue zu kaufen, und verwandte das Wenige was mir blieb darauf, dem der fern von den Seinigen und den Freunden einsam sein Leben aushauchte, Alles zu verschaffen, was ihn erheitern und ihm angenehm sein konnte. Der Augenblick war gekommen, seine Leiden durch jene kleinen Aufmerksamkeiten zu erleichtern, die ich stets gegen den Gesunden, als einer grossen Liebe unwürdig, verschmäht hatte, obgleich so manche Frauen sich dadurch gerade den Männern unentbehrlich zu machen suchen. Dem Kranken aber durfte man auch sogar manchen Leckerbissen senden, den das Hospital ihm nicht gewähren, und der ihm doch eine momentane Befriedigung geben konnte. Jede Woche ging ein Päckchen ab, welches Alles enthielt, was ich nur irgend ausdenken konnte. Es war ja wenig, aber hätte er gewusst, wie ich mir dafür gewissenhaft Alles versagte, um ihm Alles geben zu

können, es hätte ihm doch viel geschienen. Er fühlte auch den Sinn der Gaben, denn seine kurzen Briefe waren immer gut und seelenvoll; er sprach vom Frühjahr, wo er hoffe, Gotha verlassen zu können. Ich las das mit tiefer Herzensqual, und doch hoffte ich auch noch manchmal, dass die Jugend über den Tod werde triumphiren können.

So kam ein anderes Weihnachtsfest herbei. Wir feierten es wieder in unserem Kreis, aber in mein Herz kam diesmal keine Freude. Die letzten Nachrichten von ihm waren aufs Neue schlechter gewesen. Das neue Jahr nahte heran, meine Angst um den armen Kranken, den niemand zu trösten ging, wuchs bis zu solch einem Grade, dass ich beschloss, nach Gotha zu gehen, um selbst zu sehen, wie es um ihn stünde. Ich vertraute nur Emilien und dem »Demokraten« das wahre Ziel meiner Reise; Beide sagten mir, ich thäte Recht. An einem kalten Wintertag machte ich mich auf die Reise und kam erst bei einbrechender Nacht in Gotha an. Kaum im Gasthof abgestiegen, liess ich mich zum Hospital führen. Es lag ziemlich weit ausserhalb der Stadt. Ich musste durch stille einsame Strassen, dann durch eine lange Allee schreiten, zu deren beiden Seiten sich weite mit Schnee bedeckte Felder ausbreiteten, die beim blassen Licht der Sterne wie ein unendliches Leichentuch aussahen. In mir war eine tiefe, feierliche Ruhe; es schien mir, als

gehörte ich nicht mehr dieser Erde an und als ginge ich, den geliebten Schatten im Hades aufzusuchen. Ich hatte keine Furcht irgend einer Art, denn ich gehorchte einem inneren Gebot, das nichts mehr zu thun hatte mit irdischen Rücksichten. Endlich sah ich ein einsames Haus, in dem oben zwei Fenster erleuchtet waren. Als ich eintrat, fand ich eine alte Frau, die, als ich nach Theodor fragte, sich mir als seine Pflegerin zu erkennen gab und hoch erfreut schien, dass Jemand komme um ihn zu sehen. Ich schrieb zwei Worte auf ein Stück Papier, um ihm zu sagen, dass ich da wäre. Er liess mich bitten, gleich herauf zu kommen. Jch fand ihn auf dem Sopha liegend, er schien tief gerührt, mich zu sehen. Ich war bis in das Innerste erschüttert von seinem Anblick und dachte, dass das nicht die einzigen Helden sind, die auf dem Schlachtfeld für die Freiheit sterben. Er starb ja auch, ein Kämpfer, an den Folgen des Kampfes. Sein Zimmer war gross und luftig, aber es war doch das Zimmer eines Hospitals, und er war allein da, fern von Allen die er liebte. Er war noch nicht dreissig Jahr, aber er schien mindestens vierzig; ein langer schwarzer Bart hob seine Blässe und Magerkeit noch mehr hervor, und wenn ein Lächeln auf seine Lippen kam, so war es traurig zum Weinen. Ich sagte ihm, dass ich den Gedanken nicht habe aushalten können, ihn an diesen Festtagen allein zu

wissen, und es schien ihm schmerzlich, dass Niemand der Seinigen gekommen war ihn zu sehen. Ehe ich ihn verliess, bat er mich, den folgenden Vormittag bis zur Essenszeit und den Nachmittag bis zum Abend zu kommen. Ich ging in den Gasthof zurück, traurig und doch glücklich; denn wenn es etwas giebt in der menschlichen Natur, was sie über das Vergängliche erhebt, so ist es die Caritas, das endlose Mitleid, in dem alles Persönliche untergeht, welches das Leiden, die Schwäche, die Hinfälligkeit umfasst, um zu trösten, zu retten, um den Tod noch zu verschönen. Selbst die grösste Intelligenz hat ihre Grenzen, irrt zuweilen, lässt sich verblenden. Die grosse Liebe allein, die zugleich Mitleid, Erbarmen, Vergessen aller Selbstsucht ist, die allein ist unfehlbar, strömt aus einer unbekannten ewigen Quelle und macht das Herz zu einem Tempel, wo sich die Mysterien der einzigen wahren Religion feiern: der Religion, welche rettet und vergiebt.

Am folgenden Morgen ging ich um zehn Uhr hin. Er hatte sein Zimmer schön aufräumen lassen und seine Krankentoilette etwas sorgfältiger gemacht. Ich hatte mir eine Handarbeit mitgebracht, setzte mich ihm gegenüber an den Tisch und nähte. Wir sprachen von tausenderlei Dingen und er wurde immer heiterer. Viel Lesen und Schreiben war ihm unmöglich, weil es seinen Kopf zu sehr anstrengte; es blieb ihm also nur das Gespräch.

Wenn ich sah, dass auch dies ihn ermüdete, schwieg ich; er lehnte den Kopf zurück auf das Kissen und schloss oft die Augen, ich arbeitete fort, bis er selbst das Gespräch wieder anfing. Am Nachmittag war es ebenso; er warf mir sogar vor, spät gekommen zu sein. Unser Gespräch war sehr belebt. Am folgenden Tag war Sylvester. Er lud mich ein am Abend zu bleiben und sein Abendessen zu theilen. Ich hatte einige Kleinigkeiten mitgebracht, die er, wie ich wusste, liebte, um ein kleines Fest zu bereiten; die gute Krankenwärterin, die mich schnell liebgewonnen hatte, half mir Alles ordnen. Theodor war heiter; ich gab mir Mühe, es zu scheinen und ihn nicht durch das leiseste Wort daran zu erinnern, dass in unserer Vergangenheit ein Abgrund von Schmerzen lag, deren Urheber er war. Er konnte sich mit seiner Mutter glauben. Auch sprachen wir sehr viel von ihr und unsere Herzen fanden sich in ihrem Angedenken. Mit der Neigung, welche die Sterbenden haben, auf die Ereignisse der Vergangenheit zurückzukommen, da sich die Zukunft ihnen verschliesst, erzählte er auch von Begebenheiten seiner Kindheit, von seiner ersten Liebe zu einem kleinen Mädchen, dann kam er auf seine Beziehungen zu seiner schönen Tante zu sprechen und gedachte mit gerechtem Lob ihres Geistes und ihrer Talente. Er rectirte ein Gedicht von ihr, welches wirklich sehr schön war. »Aber

sie hatte nicht das wahre weibliche Herz,« setzte er hinzu, »sie konnte nicht vergeben.« Er hielt an und zögerte, in seinen Erinnerungen fortzufahren. Ich forderte ihn nicht auf, sondern wartete, was er sagen würde. Plötzlich fragte er mich, ob sein Bruder mir mitgetheilt habe, was er ihm eines Tages gesagt hätte mit der Bitte, es mir zu sagen. Ich verneinte; darauf sagte er, er hätte ihm von dem Gefühl, welches den Beziehungen zu seiner Tante gefolgt sei, wie von dem besten Gefühl seines Lebens und der edelsten Blüthe seiner Jugend gesprochen.

Mit diesen Worten endete das Jahr für mich. Als ich einige Stunden, nachdem ich ihn verlassen hatte, Mitternacht schlagen hörte, fühlte ich brennende Thränen mein Kopfkissen netzen. Ich wusste, dass es das letzte Mal war, dass ein neues Jahr für ihn anfing, und dass, noch ehe es zu Ende ging, er nur noch eine Erinnerung sein würde.

Am Neujahrsmorgen ging ich früh aus, um zu sehn, ob ich Blumen kaufen könne. Er liebte sie so sehr und hatte mir einst so viele gegeben, dass ich ihm gern diese Ueberraschung machen wollte. Aber die kleine Stadt kannte solchen Luxus nicht: Blumen im Winter! Endlich sagte man mir, dass der Gärtner eines fürstlichen Lustschlosses, welches eine gute Strecke weit ausserhalb der Stadt lag, vielleicht welche habe. Ich ging hin, und wie gross war meine Freude, einen Topf mit

einer blühenden Hyacinthe und einen andern mit Tulpen zu finden. Der Gärtner wollte sie mir zuerst nicht geben, aber ich bezahlte sie gut und erhielt sie. Nun trug ich sie selbst den weiten Weg zurück. Ein eisiger Wind wehte über die schneebedeckten Felder; ich fürchtete für meine Blumen und hielt schützend meinen Mantel um sie, wie um zwei liebe Kinder, während der Wind mir den Schleier wegriss und die scharfe Luft mein Gesicht zerschnitt. Ich wurde durch Theodor's Lächeln belohnt, als ich die Blumen auf seinen Tisch setzte; durch die Freude, mit welcher er die süssen Düfte einzog, die ihm so viel köstliche Empfindungen zurückriefen, ihm, der die Natur ebenso leidenschaftlich liebte wie ich. Zwei Tage vor meiner Abreise war er sehr schwach; er konnte kaum sprechen und eine fieberhafte Unruhe trieb ihn, im Zimmer umherzugehen, oder sich bald hier, bald dort, erschöpft hinzusetzen. Er hatte nur ein Sopha und gewöhnliche harte Stühle im Zimmer. Ich sann auf Mittel, ihm etwas grössere Bequemlichkeit zu schaffen, indem ich ihm einen Lehnstuhl fände, und lief durch die Stadt, einen zu miethen. Zu vermiethen waren aber keine da, wohl aber zu verkaufen. Ich zögerte ein wenig; ich hatte nur gerade genug Geld, um meine Wirthshausrechnung und meine Rückreise zu bezahlen. Aber ich sagte mir, ich würde in der dritten Klasse fahren. Er hatte den Lehnstuhl nöthig, ich kaufte ihn. Ich liess ihn in sein Zimmer

tragen und ging, den letzten Abend bei ihm zu verbringen. Er war sehr gerührt, und als er mir die Hand zum Abschied reichte, sagte er mit bewegter Stimme: »Man hat behaupten wollen, dass die demokratischen Frauen kein Herz hätten; es ist an mir, dem zu widersprechen.« Das waren die letzten Worte, die ich von ihm hörte. Ich konnte ihm nichts sagen. Mein Blick war von Thränen verschleiert; ich wusste, es war der ewige Abschied.

Am folgenden Morgen schied ich vor Tagesanbruch. Die Abfahrt des Zuges erwartend, ging ich auf der Plattform der Station hin und her. Es war frische aber ruhige Winterluft; über mir glänzten noch unzählige Sterne, aber im Osten zeigte ein dunkelrother Streif an, dass die Sonne wieder erscheinen werde, um diese Welt der flüchtigen Erscheinungen zu beleuchten. Mein Herz war so schwer, dass mir selbst die Thränen ihren Dienst versagten. Ich starrte auf den purpurnen Streifen am Horizont und fragte voll Verzweiflung: »Was bleibt noch übrig auf der Welt?« — »Gut zu sein,« antwortete es in mir. Ich klammerte mich an diesen einzigen Anker, und während der Dampf mich fern und ferner zog, betrachtete ich den Sonnenaufgang, und in meinem Herzen tönte es wie ein Hymnus an dieses glorreiche Schauspiel: »Gut zu sein, gut zu sein!« —

Zwanzigstes Kapitel.

Lösungen.

Die gewohnte Thätigkeit nahm wieder ihren Gang. Trotz der tiefen Nebenbeschäftigung meiner Gedanken widmete ich mich mit Eifer meinen Pflichten, und besonders waren es die Vorlesungen und die Gespräche mit meinem liebsten Professor, dem Naturalisten, welche für mich von der grössten Bedeutung wurden. Sie liessen mich immer mehr begreifen, welche Veränderungen in der menschlichen Gesellschaft vorgehen werden, wenn man einmal die positiven Bedingungen festgestellt haben wird, nach denen das Leben der Völker sich gebildet hat, nach denen die Staaten, die gesellschaftlichen Beziehungen, die religiösen Ideen, der Handel, die Industrie, die Wissenschaften und Künste sich entwickelt haben; wenn vor Allem die Physiologie, indem sie die Bedingungen der Existenz des menschlichen Organismus aufklärt, unfehlbare Grundlagen für eine neue und vernunftgemässe Psychologie gegeben haben wird. Ich erkannte immer deutlicher,

aus allen Verhältnissen heraus, die Kette von Ursache und Wirkung, welche das ganze Dasein ausmacht und durch welche sich endlich die lange Antinomie von Geist und Natur, von freiem Willen und der von innerer oder äusserer Nothwendigkeit bedingten Handlung löst. Ich sah zugleich, dass, wenn die absolute Freiheit hierdurch verneint wird, doch die moralische Verantwortlichkeit des Menschen nicht dadurch aufgehoben wird, denn wenn jede That die Folge vorhergehender Ursachen ist, so wird sie zugleich Ursache einer Kette von Wirkungen und verbindet den Menschen mit diesem grossen Gewebe der Existenz, dessen Faden niemals abreisst. Einmal den Satz festgestellt, dass eine jede Handlung sich nothwendig nach den überwiegenden Motiven bestimmt, so legt uns dies die doppelte Pflicht auf, die Motive zu fliehen, die uns zum Bösen bestimmen können, und diejenigen in uns zu stärken, welche bestimmende Ursache der Guten werden, sei es für uns selbst oder für die, welche wir erziehen. Denn wenn es keine Freiheit des Willens giebt, so giebt es auch andererseits keinen unmittelbaren Gehorsam gegen die bestimmenden Motive, sondern derselbe bereitet sich meistentheils sehr allmälig vor. Der bewusste Mensch ist also verantwortlich für diejenigen Motive, durch die er oder die, welche er zu leiten hat, bestimmt werden. Diese Verant-

wortlichkeit ist es, welche wir seine Freiheit nennen, oder mit anderen Worten: seine Fähigkeit, in seinem Leben die Motive überwiegend zu machen, welche ihn zum Guten bestimmen. In diesem Sinn ist auch die Gesellschaft verantwortlich dafür, dass sie in ihrem Schoosse die Motive geltend macht, welche zum Guten führen. Eine aufgeklärte Justiz sollte daher immer erst fragen, inwieweit die Gesellschaft vielleicht selbst an dem begangnen Verbrechen Schuld hat, inwieweit nämlich sie es unterliess, den Schuldigen mit den Motiven zu umgeben, die zum Guten reizen und so das Verbrechen verhüten. Erst danach sollte sie richten, entschuldigen oder strafen.

Es fingen schwere Sorgen an auf uns zu liegen, wegen des materiellen Bestands der Hochschule. Es war klar, dass man uns, durch allerlei Machinationen, die Subsidien von aussen abschnitt. Ein Theil der Geber in der Stadt wurde nach und nach kälter gegen das Institut; das waren die schwachen Charaktere, welche vor Drohungen erschraken oder Einflüsterungen Gehör gaben. Die intime Verbindung der Hochschule mit der freien Gemeinde gab den Pfaffen (die wüthend waren, weil ihre Kirchen leer blieben, während der Gemeindesaal die Zahl der Zuhörer nicht fassen konnte) einen Vorwand, um die Anstalt anzugreifen und ihr die Sympathien derer, die nicht offen mit Gott brechen

wollten, abwendig zu machen. Emilie und ich hatten lange, traurige Berathungen mit einander. Man warf uns vor, zu radical gewesen zu sein, unsere Grundsätze zu offen bekannt zu haben; aber wir bedauerten es nicht klar ausgesprochen zu haben, was wir wollten. Wenn die Zeit noch nicht reif war für die Verwirklichung unserer Ideen, so war es besser, ihre Erfüllung der Zukunft zu überlassen, als ein Compromiss mit der alten Welt zu machen. Es giebt Naturen, welche am Fortschritt der Gesellschaft arbeiten können, indem sie alle Vorurtheile schonen, die Sachen nur halb beim Namen nennen, und ein wenig nachgeben, um ein wenig zu erlangen. Diese übrigens ganz ehrlichen Naturen thun ihre Arbeit, und sie hat ihren Nutzen. Aber es giebt Andere, welche, von der unwiderstehlichen Logik der Grundsätze vorwärts getrieben, sich bestimmt aussprechen müssen. Wenn es ihnen auch nicht gelingt, ihr Jdeal zu verwirklichen, so erringen sie doch für dasselbe die energischen Sympathien, und zum wenigsten sind die selbst ein lebender Protest gegen die versteinerten Formen, welche den lebendigen Geist nicht mehr enthalten. Unsere ausgezeichnetsten Lehrer stimmten mit uns überein, obgleich auch sie mit unendlicher Trauer an die Nothwendigkeit dachten, das Institut schliessen zu müssen.

Eines Abends ging ich allein am Rand des grossen seeähnlichen Bassins spazieren,

welches der Fluss bei Hamburg bildet. Es war in den ersten Tagen des April; der Frühling war kaum erschienen; die Luft hatte jenes Gemisch von sanfter Lieblichkeit und erfrischender Schärfe, welche das Charakteristische nordischer Frühlinge ist; das erste Grün war kaum heraus, und man athmete den Geruch der feuchten, frischen Erde, welche sich erst vom letzten Schnee befreit hatte. Die Sonne war untergegangen und der Himmel von einem blassen, durchsichtigen Blau, bedeckte sich mit zarten rosa Wolkenstreifen, ferner Abglanz eines grossen verschwundenen Lichts. Mein Herz, von jeher den Einflüssen der Natur unterworfen, war es an dem Abend mehr als gewöhnlich. Alles was auf meinem Leben lastete, alle traurigen Enttäuschungen, die meiner noch warten mochten, zogen an meinem Geist vorüber. Der Gedanke an den Sterbenden lag besonders schwer auf mir. Ich wusste, dass jetzt auch keine Hoffnung mehr war, dass er wenigstens das Hospital werde verlassen können, und er wusste es selbst. In einem seiner Briefe hatte er mir geschrieben, dass er abermals einige schwere Leidenstage durchgemacht habe, und hatte hinzugefügt: »Einziger Trost, dass Niemand von denen, die mich lieben, dabei war, um mit mir zu leiden.« Ich hatte ihm darauf einen Vorwurf gemacht über diese Art die Sache anzusehen, und hatte ihn sogar gebeten, seine reiche

Freundin zu sich zu rufen, welche unabhängig war zu thun, was sie wollte, und keine Pflicht zu versäumen hatte. Ihr Name war nie zwischen uns genannt worden, obgleich ich sehr wohl wusste, welche nahe Beziehungen zwischen ihnen bestanden. Jetzt, wo das Mitleid auch die letzte Spur von Egoismus in mir getödtet hatte, wünsche ich selbst sehnlich, dass sie zu ihm gehen möge, damit ein liebendes Wesen ihm nahe sei. Ich schrieb ihm nun auch offen von der Möglichkeit des Todes und erinnerte ihn an Alles, was er für sich und Andere gewesen, an den Reichthum von innerem Leben, den die Natur ihm gegönnt, das Doppelte von dem was sie Anderen gewährt. Er dankte mir in seiner Antwort dafür, dass ich ihn daran erinnert hätte, was er Anderen einst gewesen, »denn,« fügte er hinzu, »ich bin nur noch ein Schatten davon, und bald werde ich auch aufhören das zu sein.«

Auf jenem Spaziergang nun, von dem ich sprach, nahm ich mir vor, dass, wenn die Hochschule geschlossen werden müsste, ich nach Gotha übersiedeln und da entweder eine kleine Schule eröffnen oder Privatstunden geben wolle, um, so lange Theodor lebe, in seiner Nähe zu sein und ihm nützlich sein zu können. Ich war so versenkt gewesen in meine Gedanken, dass die Nacht mich überraschte und dass ich Anna über mein Ausbleiben beunruhigt fand. Die alte Freund-

welches der Fluss bei … z wieder
war in den ersten … lass ei
Frühling war kau … er je
hatte jenes Gemis … ur
und erfrischende
rakteristische
erste Grün w
mete den Ge
welche sich
hatte. D
der Hin
tigen
Wolk … e Pünkt
vers … kam er, aber ich sah
jeb … lich ruhigen, ernsten Gesicht,
w … etwas Besonderes betroffen haben
…se. Das Interesse, welches ich an der Schule nahm, zog jedoch meine Aufmerksamkeit nach dieser Seite hin ab, und ich war voll Freude über die schönen Erfolge, welche die Prüfung uns sehen liess.

In einer Pause bat der »Demokrat« mich, mit ihm in sein Arbeitszimmer zu kommen, da er mir etwas mitzutheilen habe. Als wir allein waren, wandte er sich zu mir mit sichtlicher Bewegung und sagte zögernd: »Ich habe heute Morgen einen Brief von meinem Bruder erhalten« — — (ich wusste, dass sein Bruder seit einiger Zeit in Gotha war und Theodor zuweilen besuchte). — »Todt?« unterbrach ich ihn, da ich sogleich die Wahrheit errieth. Er bejahte stumm. Wir schwiegen beide. Er hatte Thränen in den

…n Arbeiter, dem Tischler
… früher gesprochen habe,
…n die eben angedeuteten
…r ganz einverstanden.
… die sich seit dem
…h in Deutschland
…inen Beweis, wie
…ln durch freie
…ralich Gutes
…mburg hatte
…bedeutende
… des Leb… … auch der
…ehren würde. Am … Unter-
den »Demokraten«, dass … selbst,
Todes kein besonderes Anzeiche… …chen
Endes dagewesen sei, dass aber am … an-
dieses Tages Theodor gesagt hätte: »Wenn
der Arzt mir heute nicht hilft, so ist dies
mein letzter Tag.« Der Arzt war gekommen,
hatte aber gar keinen Grund zu unmittelbarer Besorgniss gefunden. Zur Zeit des Sonnenuntergangs hatte er die alte Wärterin gebeten, ihm zu helfen sich in den Lehnstuhl zu setzen, den ich ihm geschenkt hatte, und ihn dem Fenster zuzuwenden. Er hatte unverwandt in das sterbende Tageslicht geschaut und war mit ihm dahin gegangen, sanft ohne Kampf. Die gute Alte hatte ihm die Augen zugedrückt und ihn wie einen Sohn beweint. »Er ist ein so gerechter Mensch,« hatte sie mir von ihm gesagt, als ich in Gotha war. Am folgenden Tag erhielt ich vom

schaft zwischen uns hatte sich ganz wieder hergestellt. Sie hatte begriffen, dass eine Liebe wie die meine erhaben ist über jeden Zweifel, über jede falsche Deutung, und sie billigte jetzt Alles, was ich that. Ich theilte ihr meinen Plan mit, sie fand ihn natürlich und recht.

Am folgenden Morgen war Prüfung in der Gemeindeschule. Ich fand mich zu rechter Zeit dazu ein, und alle dazu Gehörigen waren versammelt, nur der erste Lehrer, der »Demokrat«, fehlte, er, der sonst die Pünktlichkeit selbst war. Endlich kam er, aber ich sah an seinem gewöhnlich ruhigen, ernsten Gesicht, dass ihn etwas Besonderes betroffen haben müsse. Das Interesse, welches ich an der Schule nahm, zog jedoch meine Aufmerksamkeit nach dieser Seite hin ab, und ich war voll Freude über die schönen Erfolge, welche die Prüfung uns sehen liess.

In einer Pause bat der »Demokrat« mich, mit ihm in sein Arbeitszimmer zu kommen, da er mir etwas mitzutheilen habe. Als wir allein waren, wandte er sich zu mir mit sichtlicher Bewegung und sagte zögernd: »Ich habe heute Morgen einen Brief von meinem Bruder erhalten« — — (ich wusste, dass sein Bruder seit einiger Zeit in Gotha war und Theodor zuweilen besuchte). — »Todt?« unterbrach ich ihn, da ich sogleich die Wahrheit errieth. Er bejahte stumm. Wir schwiegen beide. Er hatte Thränen in den

Augen. Ich weinte nicht. Das Nichts war um mich her; das absolute Schweigen, die Oede ohne Ende. Dann wollte er mir Einzelheiten berichten. »Heute Abend!« sagte ich und reichte ihm die Hand. Ich nahm gewohnheitsmässig den Weg nach Hause; bei der Hochschule begegnete ich Emilien und sagte ihr leise: »Theodor ist todt.« Sie war bestürzt, sie hatte ihn sehr lieb gehabt. Ich konnte aber auch mit ihr nicht sprechen; ich ging in mein Zimmer, um zu warten, bis das Gefühl des Lebens und der Pflicht mir zurückkehren würde. Am Abend erfuhr ich durch den »Demokraten«, dass bis zum Tag des Todes kein besonderes Anzeichen eines nahen Endes dagewesen sei, dass aber am Morgen dieses Tages Theodor gesagt hätte: »Wenn der Arzt mir heute nicht hilft, so ist dies mein letzter Tag.« Der Arzt war gekommen, hatte aber gar keinen Grund zu unmittelbarer Besorgniss gefunden. Zur Zeit des Sonnenuntergangs hatte er die alte Wärterin gebeten, ihm zu helfen sich in den Lehnstuhl zu setzen, den ich ihm geschenkt hatte, und ihn dem Fenster zuzuwenden. Er hatte unverwandt in das sterbende Tageslicht geschaut und war mit ihm dahin gegangen, sanft ohne Kampf. Die gute Alte hatte ihm die Augen zugedrückt und ihn wie einen Sohn beweint. »Er ist ein so gerechter Mensch,« hatte sie mir von ihm gesagt, als ich in Gotha war. Am folgenden Tag erhielt ich vom

Inspector des Hospitals, dem ich meine Adresse gelassen hatte, die Anzeige. Aeusserlich ertrug ich den Schlag mit Fassung, aber im Innern war mir Alles verändert, trotzdem ich so vollständig vorbereitet gewesen war. Jetzt erst stand ich der vollendeten Thatsache gegenüber. Die schöne Individualität, begabt mit Allem, was Menschen unwiderstehlich anziehend macht, fähig, das Grösste, das Schönste zu vollbringen, war dahin; die Augen, deren Licht mir einst die Welt verklärt hatte, waren geschlossen für ewig. Der brennendste Schmerz war der, nicht bei ihm gewesen zu sein in der letzten Stunde; ihn nicht begleitet zu haben bis an die geheimnissvolle Schwelle, nicht seinen letzten Gedanken, seinen letzten Seufzer, als ewiges Vermächtniss empfangen zu haben. Ich warf es mir vor, nicht wieder hingegangen zu sein, wie das erste Mal, denn er, der Niemand Zeuge seiner Leiden sein lassen wollte, hatte Niemand gerufen. Nun war es zu spät; es war vorbei, vorbei!

Ich war wie todt für jeden persönlichen Anspruch. Ich lebte nur noch für die Arbeit. Noch mehr als früher verband ich mich mit der arbeitenden Klasse. Es schien mir immer klarer, dass die Zukunft in ihr ruhe; die blos *politische* Revolution war mir gleichgültig geworden. Ich hatte mich überzeugt, dass sie stets missglücken werde, so lange das Volk Sclave des Capitals und der Unwissenheit bleibe. Ich versammelte öfter eine An-

zahl der gebildetsten Arbeiter, dem Tischler ähnlich, von dem ich früher gesprochen habe, bei mir. Wir besprachen die eben angedeuteten Ideen und waren darüber ganz einverstanden. Die Handwerkervereine, die sich seit dem Jahre Achtundvierzig rasch in Deutschland entwickelt hatten, lieferten einen Beweis, wie viel sich mit geringen Mitteln durch freie Association geistig und moralich Gutes schaffen liesse. Der Verein in Hamburg hatte nicht nur ein schönes Local, eine bedeutende Bibliothek, eine Hülfskasse, wo auch der reisende Handwerker im Nothfall eine Unterstützung fand, sondern es wurde daselbst, durch wissenschaftlichen und künstlerischen Unterricht, ein solcher Grad der Bildung angebahnt, das man sich mit Freude bei den Festen fand, die zuweilen dort gegeben und zu denen Gesinnungsgenossen eingeladen wurden. Die Statistik dieser Vereine bewies, wie sehr die Moralität durch die Bildung befördert worden. Die Kneipen bleiben leer und die Arbeiter zogen es vor, ihre Abende für ihre Belehrung zu verwenden, anstatt ihren Lohn zu vertrinken. Wer hätte es glauben sollen? — gegen diese wohlthätigen Vereine, aus dem Bedürfniss des Volks selbst hervorgegangen, die vom Staat keine Hülfe verlangten, die ihn nicht anderswie berührten, als dass sie ihm gebildetere und sittlichere Unterthanen gaben — gegen diese gerade wandte sich die Reaction mit bitterer Ver-

folgung. Der erste Minister des ersten deutschen Staats hatte von ihnen gesagt, dass sie »die Eiterbeulen« der Gesellschaft seien. Man fing an sie überall aufzulösen. In Hamburg unter der «mütterlichen« Regierung, existirte der Verein noch, aber er durfte sich auch der baldigen Auflösung gewärtigen. Wir beschlossen also in unseren Verhandlungen mit den Arbeitern, im Geheimen an dem Bund der Arbeit und des gemeinsamen Interesses fortzuarbeiten, wenn man es öffentlich nicht mehr könne. Es war dabei keine Rede von politischer Revolution. Es handelte sich nur darum, das Volk durch die Gemeinsamkeit der Interessen, durch gegenseitige Hülfe u. s. w. so zu verbinden, dass es gegen das Elend geschützt und vorbereitet sein würde, besseren Tagen würdig entgegen zu gehen.

Inzwischen machten sich auch die Wirkungen der geheimen Umtriebe gegen die Hochschule immer fühlbarer. Wir sahen ein dass es unmöglich werden würde, sie zu erhalten. Wir wollten keine Concessionen machen, nicht um Hülfe betteln, denn wir hätten lügen müssen, um sie zu bekommen. Wir beschlossen also, freiwillig zu enden, in der höchsten Blüthe unserer moralichen Erfolge — um zu beweisen, dass die Schliessung der Schule nicht die Folge eines falschen Princips, sondern der ungenügenden materiellen Mittel sei.

Die Erfahrung war jedenfalls gemacht, das Resultat war vollkommen. Jetzt bedurfte

es der Zeit, um den Samen zu reifen. Der Gedanke, die Frau zur völligen Freiheit der geistigen Entwicklung, zur öconomischen Unabhängigkeit und zum Besitz aller bürgerlichen Rechte zu führen, war in die Bahn zur Verwirklichung getreten; dieser Gedanke konnte nicht wieder sterben. Wir zweifelten nicht, dass viele von denen, welche seine erste Incarnation in unserer Hochschule gesehen hatten, noch seinen völligen Triumpf sehen würden, wenn nicht in Europa, so doch in der neuen Welt.

Ungefähr dieselben Ideen wurden in den Reden ausgesprochen, welche unsere Professoren bei der grossen feierlichen Abendversammlung hielten, die wir zum Abschied veranstaltet hatten, um als Sieger, nicht als Besiegte zu scheiden. Die Redner waren so gerührt, dass sie kaum ihre Thränen zurückhalten konnten; ich fühlte die meinen fliessen, während sie sprachen. In Theodor's Grab, in das der Hochschule, begrub auch ich die Jugend, die Hoffnung, den freudigen Muth, der noch an eine Erfüllung in der Zukunft glaubt. Die Illusionen des Lebens erloschen für immer. Ich nahm das Leben noch auf mich als eine Aufgabe, aber ich war tief müde. Die Frage stieg wieder vor mir auf: Was thun? In meine Familie zurückkehren war unmöglich, um derselben Ursachen willen, um derentwillen ich sie verlassen hatte. Wenn noch ein Wunsch in mir war, so war es der,

nach England zu gehen, wo eine grosse Anzahl politischer Füchtlinge lebte, unter denen ich Freunde hatte, die mich dorthin riefen. Aber bei der geringsten Andeutung eines solchen Wunsches in meinen Briefen war meine Mutter aufs Neue so unglücklich, dass ich sogleich darauf verzichtete, und diesmal ohne grossen Kampf. Ich fühlte mich so gebrochen, geistig wie körperlich, dass ich glaubte, nicht mehr lange leben zu können, und ich war zufrieden, mich mit in das grosse Grab zu versenken, in welches man alle grossmüthigen Bestrebungen, die Freiheit der Individuen und des Vaterlandes, erbarmungslos hinabwarf. Ich konnte auch nicht in Hamburg bleiben, obgleich meine jungen Freundinnen aus der Hochschule mich beschworen, da zu bleiben, und sie auch ferner zu leiten. Aber da ich nicht genug Vermögen hatte, um unabhängig zu leben, so hätte ich hart arbeiten müssen, und ich fühlte in dem Augenblick, dass mir dazu die Kräfte fehlten. Anna bot mir an, mit ihr nach Berlin zu gehen, mich einstweilen für ein kleines Kostgeld bei ihr auszuruhen und dann über die Zukunft zu entscheiden. Ich nahm dies an; denn trotz der Verschiedenheit unserer Naturen war sie mir doch unendlich lieb, und nach Theodor's Tod hatte sie sich so liebevoll gegen mich gezeigt, dass die Vergangenheit jetzt ein Band mehr zwischen uns war. Bei ihr, das wusste ich, würde keine schmerzende Saite berührt werden,

und ich beschloss, nur für ernste Studien und in tiefster Zurückgezogenheit zu leben.

Der Abschied von Hamburg war unaussprechlich traurig. Am Morgen unserer Abreise fanden sich Emilie, der »Demokrat,« der Prediger, viele unserer Schülerinnen auf der Station ein, um uns Lebewohl zu sagen, und heisse Herzensthränen flossen von allen Seiten, nicht blos dem persönlichen Trennungsleid, auch den gemeinsam zerstörten Hoffnungen, dem wieder geknechteten Vaterland.

In Berlin angekommen, richtete ich mich in einem stillen Zimmer bei Anna ein, und da, von einer vortrefflichen Bibliothek umgeben, wollte ich warten, bis mir die Kraft zur Arbeit zurück käme. Um mich zu erholen, fing ich an die griechischen Tragödien wieder zu lesen. Besonders die Antigone las ich mit immer neuem Entzücken. Ich fand in ihr das unleugbare Zeugniss, dass, wenn die Griechen im täglichem Leben der Frau eine untergeordnete Stellung anwiesen, die Dichter wenigstens das allerhöchste Ideal von ihr hatten. Welch edleres Wesen kann man sich vorstellen als Antigone, die allen Gefahren Trotz bietet, um die ideale Pflicht zu erfüllen: die Pflicht, welche die innere Stimme den auserwählten Naturen gebietet, und welche nur zu oft mit dem absoluten Gesetz im Widerspruch steht! Der Unterschied zwischen dem idealen Menschen, der illegal handelt, ist nirgends erhabener dargestellt. als in Antigone und Kreon. Das

ist eine der ewigen Schöpfungen, die einen Conflict darstellen, der sich so lange wiederholen wird, als die Geschichte der Menschen dauert. In den Antworten Antigone's liegt Alles, was den Menschen adelt und ihn unter die Sterne versetzt. Was könnte der moderne Mensch, der für sein Princip stirbt, Höheres der Tyrannei, die sich hinter das Gesetz versteckt, erwidern? Dass der Dichter eine Frauengestalt wählte, um diesen Contrast hinzustellen, ist doch gewiss ein Beweis, dass in den kunstgeweihten Seelen der Griechen das schönste Ideal der Frau leben musste. Ausserdem braucht man übrigens nur an die Minerva zu denken, in deren Antlitz sich die höchste Majestät des Gedankens und des Charakters mit der edeln Schönheit der Form verbindet, um zu begreifen, dass nicht nur die Dichter, sondern auch die Künstler Griechenlands die Frau darstellten, wenn sie der höchsten Vereinigung menschlicher Eigenschaften Ausdruck geben wollten.

Ich schrieb darüber einen Aufsatz und schickte ihn an ein demokratisches Blatt. Der Redakteur des Blattes kam mich zu besuchen, mit ihm zwei andere Demokraten, für die ich Briefe aus Hamburg mitgebracht hatte. Wir sprachen über Principien und über die Nothwendigkeit, die Solidarität der arbeitenden Klassen durch Bildung und den Begriff der Gemeinsamkeit der Interessen aufrecht zu erhalten und zu befestigen. Dies waren die

einzigen Personen, die ich ausser meinen Hausgenossen sah, und auch das nur äusserst selten. Ausserdem hatte ich meine Korrespondenzen mit den Freunden in Hamburg, in England und Amerika. In den Unterredungen jedoch wie in den Briefen war es nur noch ein Austausch von Gedanken und Ansichten, ohne den mindesten Hintergedanken einer revolutionären That. Was hätte man auch beginnen können in einem Zustand der Dinge, wo man sogar gegen die Kindergärten einzuschreiten für nöthig hielt, unter dem Vorwand, dass man im Ministerium Documente besitze, welche deutlich darlegten, wie die Pädagogen schon in die kleinen Kinder den Keim der Freiheit und der Unabhängigkeit legen wollten! Dies wurde in meiner Gegenwart wörtlich von einem im Ministerium beschäftigten Herrn, mit dem ich zufällig einmal zusammen kam, gesagt.

Eines Tages erhielt ich einen Besuch, der mich schmerzlich aufregte. Der jüngste meiner Brüder war als Gesandter der deutschen Regierung, in deren Diensten er sich befand, nach Berlin gekommen. Er war, wie schon früher gesagt, ein Mensch von grossem Verstand, von grossen Talenten, aber zugleich absoluter Aristokrat und Monarchist sowie strenger Protestant. Wir waren einst sehr intim gewesen, und doch hatte sein Wesen mir stets einen gewissen Zwang eingeflösst; ich hatte mich nie ganz frei ihm gegenüber ge-

fühlt, und seit unseren letzten Gesprächen über Religion während der Krankheit meines Vaters hatte jede Verbindung zwischen uns aufgehört. Ich wusste durch meine Schwestern, dass er mir schwer zürnte seit meinem Aufenthalt in Hamburg und meinem Anschluss an die freie Gemeinde. Dennoch kam er nach seiner Ankunft in Berlin mich zu besuchen. Ich wusste ihm Dank dafür, dass seine Liebe über seine Vorurtheile gesiegt hatte, und empfing ihn voll Zärtlichkeit. Er fing das Gespräch damit an, dass er gekommen wäre, um mir zu sagen, wie tief es ihn schmerze und kränke, eine Schwester, die er einst sehr geliebt, nicht nur in einer falschen, sondern in einer verderblichen und schuldvollen Richtung zu sehen. Er sprach von einem Brief unserer Mutter, worin diese ihm ihren tiefen Kummer mitgetheilt habe über meine Idee, nach England zu gehen, zu Menschen, die des Hochverraths angeklagt wären. Er beschwor mich, dies nicht zu thun, da es den geehrten Namen unseres Vaters noch im Grab beschimpfen würde. Ich sagte ihm, dass ich diesem Wunsch schon aus Liebe zur Mutter, der ich meine Wünsche stets zu opfern bereit sei, wenn sie unabhängig von meinen Ueberzeugungen wären, entsagt hätte. Darauf fing er an, mir zu beweisen, wie dies gerade mein Grundirrthum sei, mir Ueberzeugungen auf einem Gebiet anmassen zu wollen, wo die Frau nicht hingehöre.

»Die wahre Bestimmung der Frau,» sagte er, »ist die, an dem Platze zu bleiben, den ihr Gott angewiesen hat; Deine Pflicht findet sich bei Deiner Mutter, bei den Deinen. Was haben die, zu deren Gefährtin Du Dich gemacht hast, der Menschheit Gutes gethan? Sie haben alle Fragen der Gerechtigkeit und der Moral gefälscht, weil sie die einzige wahre Basis verlassen haben: die Gesetze Gottes, die er uns durch seinen Sohn offenbart hat. Nur auf der granitnen Unterlage der Vergangenheit ruhen die Monumente der Gegenwart, erheben sich die der Zukunft. Die Männer, denen Gott die Führung der andern Menschen anvertraut hat, arbeiten seit lange an dem schweren Werk und halten die Fäden in der Hand, welche das Gewebe der Geschicke der Völker bilden. Die nur können dies Werk verstehen und es leiten. Es ist eine unnütze und verderbliche Eitelkeit von Seiten der Frauen, sich darein mischen zu wollen; sie treten damit aus dem Gebiet heraus, welches ihnen Gott und die weibliche Demuth anweisen. Glaube mir, meine Schwester,« fuhr er mit vieler Bewegung fort, »es giebt nur ein Mittel für Dich, den rechten Weg wieder zu finden: wirf Dich auf Deine Knie und flehe Deinen Heiland an; er, der für Dich gestorben ist, wird sich Deiner erbarmen. Ich versichere Dir, dass auch ich jeden Tag für Dich bete, wenn ich, allein in meinem Zimmer, mich im Gebet mit der vereine, die jetzt bei ihm für Dich und mich fleht.«

Er meinte seine verstorbene Frau, die er heiss geliebt hatte und deren Andenken er einen solchen Cultus weihte, dass er sich nicht wieder verheirathen wollte.

Er fuhr noch lange in diesem Ton fort. Ich wollte anfangs eingehend mit ihm reden, ihn ruhig widerlegen, aber ich sah bald, dass es unnütz war. Seine Ueberzeugungen waren ebenso unerschütterlich wie die meinen, und keine Vernunftgründe konnten sie wankend machen. Er war auch einst durch den Kampf des freien Gedankens mit der Tradition gegangen, war aber zum Glauben an die Offenbarung zurückgekehrt, und nun, mit einem stolzen und festen Charakter wie der seine, war nichts mehr zu machen. In dem, was er sagte, war Einiges, was mich empörte, denn ich sah hinter den demüthigen Worten die stolze Anmassung des Absolutisten. Aber er sprach bei alledem mit tiefer Bewegung, und es kam aus seinem Herzen. Um ihn erhoben sich vor meiner Seele der Schatten meines Vaters, das Bild der Mutter, das Leben der Familie, alle theuren Erinnerungen der Jugend, der Schmerz um diese Vergangenheit, die nie zurückkehren konnte, um die jüngst erlebten Verluste, um diese Verkehrtheit der Menschen, die sich befeinden wegen verschiedener Ansichten, während die Herzen sich lieben möchten — Alles erfasste mich mit solcher Gewalt, dass ich in heisse Thränen ausbrach. Mein Bruder war beinah erschrocken

und sagte: »Du bist krank, und das erklärt vielleicht Deine Verirrungen.«

»Nein,« sagte ich ihm endlich, »ich bin nicht krank; aber ich weine, weil ich Euch Alle innig liebe und weil ich sehe, das Ihr unfähig seid die Toleranz zu üben, die allein uns in der alten Liebe über dem Abgrund vereinen könnte, den unsere Ansichten zwischen uns gegraben haben. Denn wisse es: mein Glück kann ich Euch opfern und meine persönlichen Wünsche, aber nichts wird meine Ueberzeugungen ändern. Ich erkenne mir das Recht zu, solche zu haben, und selbst wenn ich sie ändern wollte, würde ich es nicht können, denn ich kann meine Vernunft nicht zwingen, falsch zu finden, was sie für recht erkennt.« Ich erneuerte ihm jedoch meine Versicherung, nicht nach England gehen zu wollen — der Umstand, den er am meisten zu fürchten schien — und dankte ihm schliesslich, dass er gekommen wäre, da ich doch darin trotz aller harten Dinge, die er gesagt, einen Beweis seiner Liebe zu mir fände.

Er war gerührt und erzürnt zugleich. Im Fortgehen sagte er mir, dass, wenn ich seiner bedürfe, ich nun wisse, wo er zu finden sei, und dass, wenn mir etwas mangele, ich mich stets an ihn wenden solle. Ich antwortete nichts auf diese Anerbietungen, aber ich gelobte mir im Herzen nie zu dieser Hülfe meine Zuflucht zu nehmen und lieber von meiner Hände Arbeit zu leben. Ich wollte

ihm wenigstens Achtung vor diesen Principien, die er verdammte, abzwingen und ihm zeigen, dass, wenn die Religion das Betteln und auf anderer Kosten leben canonisirt hatte, die Demokratie im Gegentheil als ersten Grundsatz aufstellte, dass der Mensch arbeiten soll, und dass seine Würde es erheischt, dass er sich seine Unabhängigkeit durch eigne Anstrengung erwerbe.

Anna, die uns nicht hatte stören wollen, die aber lebhaftes Gespräch und Weinen gehört hatte, trat ein sobald mein Bruder fort war. Sie nahm liebevollsten Theil an meiner Trauer und suchte mich zu trösten. Ich griff abermals zu meinem alten Mittel, zu einem einsamen Spaziergang. Aus den geräuschvollen Strassen der grossen Hauptstadt fort eilte ich einem Ort ausserhalb der Thore zu, den ich allen anderen Spaziergängen der Stadt vorzog. Es war ein kleiner Hügel, auf dem sich eine gartenähnliche Anlage befand, welche die Gräber der 1848 im Kampfe gegen die Soldateu gefallenen Kämpfer für die Freiheit enthielt. Die Demokratie hatte ihnen zur Zeit ihrer Macht, gleich nach dem Kampf dieses Asyl geweiht, wo sie allein, unter wohlgepflegten Blumen und einfachen Denkmälern schlummerten. Ich setzte mich an einem Grabe nieder, das von Fabrikarbeitern den gefallenen Brüdern errichtet war und dessen Inschrift lautete:

»Im Kampfe für des Volkes Freiheit sterben,
Das ist das Testament nach dem wir erben.«

Zu meinen Füssen breitete sich die stolze Hauptstadt mit ihren Palästen, ihrem Luxus, ihrem geistigen Leben und ihren triumphirenden Soldaten in der weiten Ebene aus. Alles war übergossen von den Strahlen der untergehenden Sonne, die in den Nebeln und Dünsten, welche der nordischen Atmosphäre eigen sind, mannigfaltige glänzende Farbenspiele hervorrief. Fernher tönte das Geräusch der volkreichen Stadt, wie das Rauschen des Meers. Um mich her aber, im stillen Garten des Todes, war ein tiefer Friede. Der Gesang der Nachtigall, das Wehen des Abendwinds, der mit den Düften der Gräberblumen spielte, unterbrachen allein die Stille. Ich glaubte mich ganz allein unter diesen Gräbern und betrachtete das Bild vor mir, indem ich die schmerzlichen Betrachtungen weiter verfolgte, welche die soeben erlebte Scene hervorgerufen hatte. Diese Todten, die da um mich ruhten, hatten sie den Preis des vergossenen Blutes erhalten? Hatten sie die Rechtfertigung des Erfolgs gehabt? Und ich, hatte ich die grossmüthigen Bestrebungen, für die mein Herz glühte, verwirklichen können? Hatte ich durch Vernunft und Liebe über den Widerstand, den ich antraf, gesiegt? — Sie lagen da unter der Erde, stumm und unmächtig, und ihre überlebenden Brüder waren mehr wie je unter dem Joch, und mussten ihr Lastthierleben weiter führen. — Ich war allein, geschieden von den Meinen, meine höchsten

Neigungen galten Todten, meine Arbeit war vernichtet. — Hatten sie denn Unvernünftiges verlangt? Wollten sie sich durch den Ruin Anderer erheben? Nein, sie hatten nur die Arbeit von dem Fluch befreien wollen, den die Tradition auf ihr ruhen lässt, seit er an der Pforte des verlorenen Paradieses ausgesprochen war. Sie hatten freie Institutionen verlangt, um ein freies, starkes, glückliches Volk zu werden. — Und ich, hatte ich jemals gesagt, dass die Familienbande nicht heilig sind, dass die Frau sich emancipiren soll, indem sie die besonderen Pflichten ihres Geschlechts von sich wirft und von dem Manne annimmt, was auch bei ihm sehr oft hässlich ist? Ich hatte ja im Gegentheil die Frauen würdiger machen wollen, Frauen und Mütter zu sein, durch die Entwicklung ihre geistigen Fähigkeiten, durch die sie nicht nur die leiblichen Erzeugerinnen, sondern auch die wahren Erzieherinnen und geistigen Bildnerinnen der Jugend werden könnten. Ich hatte gewollt, dass die Frau, anstatt des Mannes Brutalität nachzuahmen, so sehr ihm ebenbürtig werden sollte für die Culturaufgabe der Menschheit, dass sie auch ihm helfen sollte, sich von allem Schlechten zu befreien.

Weshalb waren wir denn also scheinbar im Unrecht, die Todten und ich? Die Schuld war gewiss nicht unser, sondern unseres gemeinsamen Feindes, des Depotismus im Staate und in der Familie. Ich sah klarer denn je, dass

die beiden Despotismen ein und dieselbe Sache sind und aus derselben Quelle fliessen. Es ist die ewige Bevormundung der Individuen wie der Völker: verordneter Glaube, verordnete Pflichten, verordnete Liebe. Statt dessen sollte man dem Individuum sagen: »Wähle Dir nach Deiner Einsicht Deinen Glauben, Deine Verpflichtungen, Deine Neigung; wir ehren Deine Freiheit; ist Deine Wahl unwürdig, trage die Folgen; bleibst Du ein sittliches Wesen, so werden wir Dich lieben trotz der Verschiedenheit unserer Ansichten.« — Und den Völkern: »Sprecht frei über Eure Klagen, Eure Bedürfnisse; berathen wir uns, ihnen abzuhelfen! wir sind nur da, um Allen gerecht zu werden, um den vernünftigen Willen Aller zu verwirklichen.« — Ist es denn so schwer zu begreifen, dass die Freiheit das stärkste Gesetz ist? Die Kinder dazu erziehen, die Völker daran gewöhnen dies zu begreifen — damit wäre eigentlich die ganze Aufgabe der Civilisation erfüllt. Die Familie und der Staat würden dadurch ihre wahre beglückende Form finden, während die gewaltsame Autorität ewig die Empörung an ihrer Thüre finden wird.

Während ich diesen Gedanken nachhing, war die Sonne untergegangen, und tiefe Abendschatten bedeckten die Stadt, auf dem Hügel der Todten aber herrschte noch eine leuchtende Klarheit. »Das Licht unserer Ansichten wird einst noch leuchten, wenn aller

Despotismus mit den Schatten ewiger Vergangenheit bedeckt sein wird,« sagte ich mir, indem ich meine Blicke zu den Gräbern wandte, wie um auch die zu trösten, die darin schlummerten. Da bemerkte ich, dass ich nicht allein war. In einer kleinen Entfernung standen ein junger Arbeiter und ein junges blondes Mädchen, das sich auf seinen Arm stützte. Beide betrachteten mich mit dem Ausdruck tiefer Aufmerksamkeit und Ehrfurcht. Ich stand auf, sie wollten sich entfernen, aber ich ging zu ihnen hin.

Der junge Mann sagte; »Entschuldigen Sie, wenn wir Ihre Betrachtungen gestört haben; wir haben Sie lange angesehen; als Sie da so traurig und gedankenvoll sassen, sagte ich meiner Braut: Das ist sicher eine der Unseren.«

Ich versicherte ihnen, dass ich allerdings eine der Ihrigen wäre, und liess mich in ein Gespräch mit ihnen ein. Sie erzählten mir, dass sie noch zu arm wären, um zu heirathen, dass sie fern von einander wohnten, sich nur selten sehen könnten, da er in einer Fabrik, sie als Dienstmädchen, sehr beschäftigt wären, dass sie aber, wenn sie einmal eine Stunde Zeit hätten, sich meist an diesem Ort zusammen fänden, wo so viele ihrer Freunde ruhten und wo sie sich die heiligen Hoffnungen in das Gedächtniss riefen, für die jene gestorben wären.

Ich erzählte ihnen dagegen, welche Ge-

danken mich eben beschäftigt hätten und wie, trotz Allem, was die Gegenwart Trauriges hätte, wir überzeugt sein dürften, dass dieses Blut nicht umsonst geflossen wäre; dass die grossmüthigen Opfer niemals unfruchtbar wären, und dass die Zeit wiederkehren würde, wo der Samen der Freiheit aufgehen und Früchte bringen müsste; dass sie, noch so jung, diese Zeit vielleicht noch sehen würden. Dann sprachen wir von dem Handwerkerverein, der eben von der Regierung aufgelöst worden war, und der junge Mann sprach über den veredelnden Einfluss, welchen derselbe ausgeübt hätte. »Indem man uns verbietet unsere Erholung in der Belehrung und im Lesen zu suchen, zwingt man uns förmlich, sie wieder in der Schenke zu suchen; und das nennt man die wirklichen Interessen des Volks wahren und die Revolution ersticken,« setzte er mit bitterem Lächeln hinzu.

Ich verliess sie endlich mit einem herzlichen Händedruck. Diese Stunde der Betrachtung und das Gespräch mit den armen jungen Leuten, die während der kurzen Augenblicke, wo sie sich ihrer Liebe freuen konnten, das Asyl der Todten suchten, um sich in ihren Grundsätzen zu befestigen, hatten mir wohlgethan und mir wieder Ruhe gegeben.

An demselben Abend kam Charlotte von England zurück, wo sie einige Wochen bei einer Freundin zugebracht hatte. Sie erheiterte unsere Einsamkeit durch Erzählungen

aus dem bewegten Leben der Weltstadt und besonders aus dem Kreise der Emigration. Zuweilen erweckten ihre Erzählungen einen grossen Wunsch in mir, diese Reise zu machen, um zu versuchen, mich gewaltsam durch eine neue Thätigkeit, durch die Macht neuer Eindrücke aus meiner tödtlichen Traurigkeit zu reissen. Aber ich hatte mein Wort gegeben, nicht zu gehen, und ich wollte es halten, aus Liebe zu meiner Mutter. Das Leben war mir zur Last, ich wünschte aufrichtig zu sterben, auch wurde meine Gesundheit von Tag zu Tag schwächer. Anna zwang mich förmlich, endlich einen Arzt zu fragen, der mir eine stärkende Kur verordnete.

Am Tag, wo ich dieselbe beginnen wollte, dachte ich früh Morgens beim Erwachen, dass es vorsichtiger sein würde, noch an demselben Tag meine Papiere in Ordnung zu bringen und die Briefe meiner demokratischen Freunde, eigne Aufzeichnungen meiner Ansichten u. s. w., obgleich Alles an sich unverfängliche Dinge, doch lieber an einem sicheren Ort zu verbergen. Die Reaction wurde immer finsterer, immer misstrauischer, und wir hielten es nicht für unmöglich, dass man einmal eine Haussuchung bei mir vornehmen könne, um so mehr, da das Dienstmädchen uns erzählt hatte, dass schon mehrere Mal Männer in bürgerlicher Kleidung, die sie für Polizeidiener erkannt hätte, sie angeredet und gefragt hätten, was ich in dem

Hause mache, welche Besuche ich empfinge u. s. w. — Mehrere Damen, demokratischer Gesinnung verdächtig, waren schon in dieser Weise heimgesucht worden. Dieselbe Sache konnte mir also auch begegnen, obgleich es mir zu absurd erschien, um daran zu glauben. Aber wie es häufig zu gehen pflegt, dass man eine Sache als möglich voraus sieht, dass man Zeit hat, den Folgen vorzubeugen, und dies doch, aus einer Art von blindem Vertrauen in das Schicksal, unterlässt, so unterliess auch ich es, noch an dem Morgen meine Papiere zu ordnen, beschloss aber bei mir, zunächst für nichts als für die Herstellung meiner Gesundheit zu leben, um bei wieder erlangten Kräften alsbald eine theoretische Arbeit über Erziehung zu beginnen.

Anna hatte eben an dem Tag eine starke Migraine und lag zu Bett. Charlotte war bei ihr, sie zu pflegen. Ich hatte mich in Anna's kleinen Salon gesetzt und schrieb einen Brief an meinen Freund in Amerika, als das Mädchen eintrat und einen Herrn meldete, der mich zu sprechen wünsche. Ich dachte, es wäre einer der demokratischen Herrn, die, wie ich gesagt habe, zuweilen kamen, und liess ihn eintreten, war aber sehr erstaunt, einen mir völlig fremden Menschen zu sehen. Er verbeugte sich sehr höflich, und auf meine Frage, was ihn zu mir führe, erklärte er mir, nicht ohne grosse Verlegenheit, dass es ein

sehr unangenehmer Auftrag sei, indem ihn der Chef der Polizeibehörde beauftragt habe, meine Papiere zu durchsuchen und mich vor das Polizeiamt zu laden. Ich blieb äusserlich so ruhig als möglich, und fragte kalt nach der Ursache einer solchen Massregel. Er entschuldigte sich, indem er sagte, er führe eben nur erhaltene Befehle aus, aber er glaube gehört zu haben, dass ich mit einem gewissen Weigelt in Briefwechsel stehe — dies war, wie ich schon früher erwähnte, der Name unseres Predigers in Hamburg. — Ich lächelte und sagte, da müsse man viel zu thun haben, wenn man die Papiere all' der Menschen untersuchen wollte, die mit diesem liebenswürdigen sanften Manne, der sich gar nicht um Politik bekümmere, correspondirten. Er fragte, ob das Zimmer, in dem wir uns befänden, das meinige sei. Ich verneinte es. »Aber Sie schrieben doch, als ich eintrat?« sagte er und ging auf den Tisch zu, auf dem meine Schreibmappe mit dem angefangenen Brief lag. Er bemächtigte sich dieser Dinge, indem er sich, wie zur Entschuldigung, gegen mich verbeugte. Der Zorn wallte heftig in mir auf, als ich diese gemeine Hand die Blätter ergreifen sah, auf denen ich Gedanken und Gefühlen Ausdruck gegeben hatte, die man nur der Freundschaft anvertraut. Welche Civilisation war das, wo solche Barbarei verübt werden konnte! Ich würde die orientalische Sitte vorziehn, wo man dem Menschen, gegen den man Verdacht

hegt, freimüthig den Strick zuschickt, ohne das Heiligste, was der Mensch hat: die Intimität seiner Gedanken und Gefühle, im Namen der Gerechtigkeit und des Gesetzes zu verletzen.

Der Beamte verlangte mein Zimmer zu sehen. Der äussere Eingang zu demselben war von innen verriegelt, und so konnte man nur durch Anna's Schlafzimmer hinein. Da der Beamte mir andeutete, ich dürfe mich nicht aus seiner Gegenwart entfernen, so musste ich Charlotte rufen, um sie zu bitten, meine Thür von innen zu entriegeln. Sie war natürlich bestürzt über den unerwarteten Besuch, und hatte deshalb wohl leider nicht die Geistesgegenwart, rasch aus meinem Zimmer wenigstens Theodor's Briefe zu entfernen und diese theuren Andenken vor der Entweihung, die ihrer wartete, zu retten, während ich mit dem Beamten den Umweg über den Gang machte, um zum äusseren Eingang meines Zimmers zu gelangen. Ich sah mit Empörung und Ironie, dass ein bewaffneter Soldat im Vorzimmer stand, welchem der Beamte meine Schreibmappe übergab. Hatte man denn geglaubt, dass ich die friedlichen Boten der öffentlichen Ordnung mit dem Revolver in der Hand empfangen würde? War das die Art, wie die Polizei die Emancipation der Frau verstand? Es war wohl dieses Irrthums wegen, dass der Polizeibeamte so beschämt, so verlegen war. In meinem

Zimmer ging er gerade auf meinen Schreibtisch los und nahm alle darin befindlichen Papiere zusammen, indem er flüchtige Blicke hinein warf. Unter diesen Papieren befand sich ein Päckchen einzelner Blätter, welche Notizen enthielten, die ich während der Vorlesungen in Hamburg zu schreiben pflegte. Ich wusste, dass dabei ein einziges Blatt lag, welches einer argwöhnischen Polizei als corpus deliciti hätte dienen können, obgleich es nichts enthielt, was die Sicherheit des Staats gefährden konnte. Es war einfach eine Liste der mit den Freunden in Hamburg verabredeten Ausdrücke und Benennungen, durch die wir uns ungenirter Mittheilungen machen konnten, da es bekannt war, dass in den Zeiten, in denen wir lebten, die Wahrung des Briefgeheimnisses für die Beamten ein grosses Vergehen gewesen wäre. Ich nahm das Päckchen loser Blätter in die Hand, blätterte sie vor den Augen des Beamten durch und sagte: »Sie sehen, das sind wissenschaftliche Notizen, die mit der Politik nichts zu thun haben.« Er warf einen flüchtigen Blick hin und fuhr fort, die Tischschublade zu leeren. In dem Augenblick schob ich, von ihm unbemerkt, das bewusste Papier in meine Tasche und reichte ihm dann das Päckchen, das er zu den übrigen Sachen that. Ich war selbst mit meiner Geistesgegenwart in diesen peinlichen Augenblicken zufrieden. Ich glaube auch, der muthigste Mensch kann seiner selbst

nicht sicher sein, ehe er sich nicht in irgend einer Gefahr bewährt hat. Nur die Prahler sind unfehlbar vor der Prüfung.

Trotz dieser Befriedigung sah ich aber doch mit tiefem Schmerz alle diese Blätter und Briefe zusammenpacken, die theuren Andenken glücklicher und unglücklicher, aber gleich heiliger Stunden. Es gelang mir aber, äusserlich ruhig zu bleiben. Nachdem Alles zusammengepackt war, verlangte der Beamte ein besonderes Gespräch mit Charlotte zu haben, während dessen ich in meinem Zimmer bleiben musste. Dann musste man ihn sogar in das Schlafzimmer der armen Anna führen, deren Kopfweh durch die Aufregung natürlich verdoppelt war. Als er sah, dass sie wirklich krank zu Bette lag, stammelte er eine Entschuldigung und zog sich zurück. Ehe er ging, wiederholte er mir den Befehl, binnen einer Stunde auf dem Polizeiamte zu erscheinen, verbeugte sich tief und sagte mit einiger Bewegung: »Ich bitte Sie als Mensch um Verzeihung für das, was ich als Beamter habe thun müssen.«

»Ich habe Ihnen nichts zu verzeihen,« erwiderte ich, »im Gegentheil: ich bedaure Sie. Es muss traurig sein, wenn die Pflichten des Beamten und die des Menschen unter sich in so grossem Widerspruch stehen.«

Als er fort war, fand ich Anna in Thränen, die Verwandten, mit denen sie zusammenlebte, in tiefster Bestürzung. Ich war die

ruhigste von Allen, denn ich hatte meine Geistesgegenwart nöthig für das, was mir noch bevorstand. Alle zitterten für mich, dachten an Gefängniss und alle möglichen Schrecken; doch musste ich gehen.

Ich ging allein und zu Fuss; ich wollte Niemand compromittiren und so einfach als möglich in dieser ganzen Sache bleiben. Am Polizeiamt angekommen, fragte ich nach dem Beamten, der mir als derjenige genannt worden war, mit dem ich zu verhandeln haben würde. Man sah mich misstrauisch an und öffnete mir in ziemlich grober Weise eine Thür. Ich befand mich nun in einem Saal, wo eine Menge Beamte an Schreibtischen arbeiteten. Alle sahen mich an, lächelten und flüsterten. Ich fragte noch einmal stolz und verachtungsvoll nach dem bezeichneten Namen. Man wies auf eine andere Thür. In dieser Weise musste ich noch mehrere Gemächer durchschreiten, bis ich mich endlich im Cabinet des bezeichneten Polizeichefs befand. Er empfing mich höflich, bat mich auf dem Sopha Platz zu nehmen, und setzte sich daneben auf einen Stuhl, so dass das volle Licht auf mein Gesicht fiel, wenn ich mich zu ihm wandte, während er im Schatten sass — wahrscheinlich eine schlaue polizeiliche Massregel, um die Anzeichen der Schuld besser im Gesichte der Beschuldigten lesen zu können. Er fing damit an, mir zu sagen, wie unangenehm es für die Regierung sei, eine solche Massregel

gegen eine Dame nehmen zu müssen, die einer allgemein geachteten Familie angehöre und deren eigner Bruder sich in einer hervorragenden Stellung in Berlin selbst befände. Er fragte mich, wie es nur habe kommen können, dass ich mich so von den Ansichten meiner Familie entfernt hätte, und dass ich einen Weg verfolgte, der mich auf ewig von der Gesellschaft, in der ich geboren und erzogen worden wäre, trennte. Ich fragte ihn dagegen, ob er nicht glaube, dass Frauen auch Ueberzeugungen und die Energie haben könnten, ihnen zu folgen. Anstatt der Antwort zuckte er die Schultern und begann dann ein förmliches Verhör. Die schlaue und doch dumme Art, mit der er sich benahm, flösste mir eine ausserordentliche Geringschätzung ein. Ich gab ihm nur ganz kurze Antworten. Die einfachen und aufrichtigen Zugeständnisse, die ich ihm machte, schienen ihn zu beschämen und zu verwirren. Er fragte, ob ich mit der Emigration in London in Verbindung stehe; ich bejahte ruhig und sagte, ich hätte da Freunde, mit denen ich in Briefwechsel wäre. Besonders schien er wissen zu wollen, wen ich in Berlin selbst kannte und sähe, und nannte mir den oben erwähnten Redacteur. Ich sagte, dass ich ihn kennen gelernt hätte auf Veranlassung eines ihm zugesandten Artikels. Dann sprach er von »gewissen anderen Leuten,« die auch gekommen sein müssten, mich zu

sehen. Hier verneinte ich. Die Gespräche mit jenen Herren hatten keinen andern Zweck gehabt, als für die Arbeiter unter der damaligen Reaction möglich zu machen, was sie nun glücklicherweise am Licht des Tages thun dürfen: sich verbinden zu Zwecken der Bildung, der gegenseitigen Unterstützung, der wahren Solidarität — nicht als eine Klasse der Opposition um jeden Preis, sondern als eine wohlberechtigte Klasse der Gesellschaft, ja zum Theil als deren wahre Grundlage, die ihre Rechte haben muss, damit sie ihre Pflichten üben kann. Ich wollte diesen Plan, der einen Keim der Zukunft für die Arbeiter enthielt, nicht den Missverständnissen der Polizei ausliefern und beschloss deshalb, die Bekanntschaft mit jenen Herren zu verleugnen, um sie nicht in die Unannehmlichkeiten zu verwickeln, die mir vielleicht bevorständen.

Als der Beamte sah, dass er kein Geständniss irgend einer Schuld erhielt, dass ich ruhig und fest blieb und nicht das kleinste Zugeständniss machte, änderte er plötzlich den Ton, wurde zutraulich und freundschaftlich, und bat mich, zu glauben, dass dies Alles zu meinem Besten geschähe, dass man einer hochstehenden Familie einen Dienst leisten und mich auf den Weg zurückführen wolle, den ich meiner Erziehung und meinem Rang nach gehen müsse. Ich dankte ihm ironisch für diese Vorsorge, bedauerte aber, ihm sagen zu müssen, dass ich keinen andern Weg gehen

könne, als den, welchen mein Gewissen mir vorschreibe. Als er sah, dass auch diese Saite nicht anschlug, versuchte er noch etwas Anderes und deutete an, dass ich vielleicht Unrecht habe, mich auf die zu verlassen, die ich meine Freunde nannte; dass Charlotte in dem Gespräch, welches der Unterbeamte mit ihr gehabt, sich nicht allzu zärtlich für mich gezeigt hätte. Das war der erste Streich, mit dem er wirklich mein Herz traf. Alle Verluste und Gefahren, die mir vielleicht bevorstanden, hatten mich noch nicht erschüttern können, aber dass eine von denen, welche meine Einsamkeit theilten und meinen Charakter und meine Schicksale kannten, mich hätte verrathen können, das traf. Dennoch antwortete ich ihm kurz, dass ich es nicht glaube.

Endlich, als er sah, dass auch dies nichts half, sagte er: »Ich sehe, dass ich nichts mit Ihnen machen kann. Ich muss mir zuvor neue Instructionen holen und Ihre Papiere lesen. Uebermorgen um dieselbe Stunde müssen Sie sich wieder hier einfinden. Uebrigens,« fügte er mit schlauem Lächeln hinzu, »habe ich wohl nicht nöthig, Ihnen anzudeuten, dass Sie den Verlauf ihrer Aufenthaltskarte hier nicht abzuwarten brauchen.«

(Ich hatte, gleich nach meiner Ankunft, eine Aufenthaltskarte auf der Polizei geholt.)

Sollte das ein Wink sein, den man mir gab, um mich zu entfernen, damit man der

Unannehmlichkeit überhoben sei, ferner gegen mich vorzugehen?

Ich antwortete ihm: »Sie wollen sagen, dass ich Berlin verlassen soll? Das thue ich gern, denn der Aufenthalt hier gefällt mir wenig.«

»Ja, nicht wahr, die dicke büreaukratische Luft hier ist erstickend?« fragte er mit schlauem Lächeln und rieb sich die Hände vor Vergnügen.

Ich sah ihm fest in die Augen und erwiderte: »Das ist ein Ausdruck, den ich vor Kurzem in einem wohl versiegelten Brief an einen Freund in Hamburg gebraucht habe.«

Er blieb etwas verwirrt stehen, denn er hatte mir klar bewiesen, dass meine Briefe erbrochen und gelesen würden. Ich grüsste ihn kalt und ging. Als ich das Polizeigebäude verliess, fühlte ich meine Kräfte schwinden. Ich warf mich in einen Wagen und fuhr nach Haus, wo ich Alle in unaussprechlicher Aufregung fand. Anna umarmte mich mit Thränen; sie hatte geglaubt, sie würde mich nicht wiedersehn, man würde mich in das Gefängniss führen. In meiner Seele war nur ein schmerzender Punkt, der Zweifel wegen Charlotten, den jener Mensch hineingeworfen. Das war im Augenblick die Empfindung, die alles Andere beherrschte. Ich begriff es da, dass der schmerzlichste Moment im Leiden Christi der sein musste, von einem Freund verrathen worden zu sein. Ich nahm Charlotte bei Seite

und sagte ihr offen, was Jener gegen sie vorgebracht. Es wurde ihr nicht schwer, mich zu überzeugen, dass der Beamte frech gelogen hatte. Alle im Hause waren der Ansicht, dass ich sogleich fort müsse, ohne das zweite Verhör abzuwarten und ehe der Weg der Freiheit mir vielleicht versperrt würde. Ich war auf diesen Entschluss noch nicht vorbereitet: ich wollte noch bleiben, um meine Unschuld zu beweisen und meine Papiere, deren Verlust mir unerträglich weh that, wieder zu erlangen. Aber Anna beschwor mich, meine Freiheit nicht auf das Spiel zu setzen. Sie bewies mir mit Recht, dass man aus meinen Papieren hundert Vorwände nehmen könnte, um mich wenigstens einer Untersuchungshaft zu unterwerfen, die nicht nur für meine schwache Gesundheit vernichtend, sondern auch für meine Familie tausendmal schmerzlicher sein würde als eine völlige Entfernung. Ich hielt noch an dem meinem Bruder gegebenen Versprechen fest, aber sie wies mich darauf hin, dass dies Versprechen, für ein freiwilliges Scheiden gegeben, nicht für ein gezwungenes gültig sei. »Die Zeit des freiwilligen, unvermeidlichen Märtyrerthums, so wie sie damals war, als Theodor den Artikel schrieb, der zu seiner Verurtheilung führte, ist vorüber. Jetzt gilt es, sich gehässigen Verfolgungen zu entziehen und die edeln Kräfte für eine bessere Zukunft zu retten. Das Schicksal, das sich diesmal in die

Polizei der Reaction incarnirt hat, kommt Dir selbst zu Hülfe. Benutze den Wink, den es Dir giebt: geh', um frei in einem freien Lande nach Deinen Grundsätzen zu leben. Kehr' wieder, wenn der Tag der Auferstehung kommt; wenn nicht — Du kannst arbeiten und Du willst es, Du wirst Dir Deine Stellung schaffen. Sehen wir uns nicht wieder — nun, so sind wir doch Eine der Andern sicher, und wir leben gemeinsam in den Ideen der Zukunft.«

Ich gab ihr Recht und beschloss zu gehen. Anna und Charlotte baten mich, ein wenig zu ruhen, nach der furchtbaren Aufregung des Morgens, während sie die Vorbereitungen für mich trafen. Ich warf mich auf das Bett und wollte schlafen, aber es war mir unmöglich. Mein Herz schlug mit solcher Heftigkeit wie in der Nacht, nachdem ich erfahren hatte, dass Theodor eine andere Frau liebe. Das waren in der That die zwei entscheidenden Momente meines Lebens. Es war die lange wundersame Kette von Ursachen und Wirkungen, die in diesen Momenten am schlagendsten hervortrat und, obgleich aus meinem Charakter selbst hervorgegangen, zum Schicksal wurde, das meinen Weg bestimmte. Ich erhob mich endlich; ich fühlte, dass ich nicht überlegen, sondern handeln müsse. Zum Glück besass ich durch mein äusserst sparsames Leben eine kleine Summe, die für die Reise nach England auszureichen versprach. Ich nahm zunächst nur einen Reisesack mit den

unentbehrlichsten Dingen mit; Anna übernahm es, mir meine übrigen Sachen nachzuschicken. Als die Dämmerung kam, brach ich auf. Alle umarmten mich weinend und gaben mir heisse Segenswünsche mit. Anna's Vetter, ein junger Mensch von achtzehn Jahren, gab mir den Arm, und wir gingen ruhig zum Hause hinaus, wie um einen Spaziergang zu machen, denn wir wussten, dass das Haus bewacht wurde. Auf der beliebtesten Promenade der Stadt mischten wir uns in die dichtesten Haufen der Spaziergänger, um, wenn uns etwa gefolgt würde, die Beobachtung irre zu leiten. Endlich, in ziemlicher Entfernung, bogen wir in eine menschenleere Seitenstrasse ein, wo wir uns überzeugten, dass wir nicht verfolgt würden. Wir wandten uns dann einem neuen, noch unbelebten Stadttheil zu, wo ein junges Ehepaar wohnte, das ich in Ostende gekannt und seit meiner Anwesenheit in Berlin einige Male besucht hatte. Es waren liebenswürdige, gebildete, demokratisch gesinnte Menschen, aber durchaus nicht compromittirt. Bei ihnen wollte ich die Nacht zubringen, um am frühen Morgen wegzufahren, was bei Anna nicht unbemerkt hätte geschehen können. Die jungen Leute waren glücklicherweise allein zu Hause und nicht wenig betrübt, als sie die Ursache meines Besuchs erfuhren. Sie boten mir in der liebenswürdigsten Art ihre Hülfe an. Mein junger Begleiter verliess mich, um mich am folgenden Morgen, in

erster Frühe, mit dem Wagen abzuholen. Meine lieben Wirthe thaten alles Mögliche, um mich zu trösten und zu ermuthigen. Der junge Mann ging in später Nachtstunde, um einen seiner Freunde (einen bewährten Demokraten, der im Jahre Achtundvierzig für das Volk gekämpft hatte) zu bitten, mich am Morgen zu begleiten, da er es für rathsamer hielt, mir einen erfahrenen männlichen Begleiter mitzugeben. Während seiner mehrstündigen Abwesenheit blieben die junge Frau und ich zusammen sitzen, in Gespräche über die höchsten Probleme des Lebens vertieft, denn keine von uns hatte Lust zu schlafen. Meine ganze Energie war mir zurückgekehrt, und ich fühlte mich wieder stark mit dem Schicksal zu ringen. Gegen Morgen kamen die zwei Herren. Ich dankte dem mir Unbekannten voll Rührung, dass er eine immerhin missliche Begleitung der Art übernehmen wolle. Er versicherte mir, das sei nur eine einfache Pflicht der Solidarität der Ansichten, und ich erkannte, dass dies ein edlerer Ritterorden wäre als alle früheren.

Als der Tag anbrach, kam Anna's Vetter mit einem offenen Wagen wie zu einer Spazierfahrt. Wir hatten gedacht, es sei besser, bis zu der nächsten Station im Wagen zu fahren, da man mich möglicherweise an den Stationen in Berlin am Fortgehn hätte verhindern können. Ich umarmte meine lieben Wirthe mit innigstem Dankgefühl und stieg dann mit meinen zwei

Begleitern in den Wagen. Es war gegen Ende Mai und ein ungewöhnlich warmer Frühling. Selbst um diese frühe Stunde war es schon drückend warm, und am Himmel stand ein Gewitter. Die Fahrt wurde angenehm verkürzt durch die interessanten Mittheilungen meines grossmüthigen Begleiters. An der Station angelangt, frühstückten wir zusammen in einer Laube, während das Gewitter anfing sich zu entladen. Wir waren beinahe lustig und ich sagte scherzend: »Wem gelten diese Donnerschläge — mir oder meinen Feinden?« Als ich im Eisenbahnwagen sass und das Zeichen zur Abfahrt ertönte, da reichte ich meinen Begleitern zum letzten Mal die Hand und sagte: »Es galt Jenen; ich gehe in die Freiheit.«

Während der Fahrt nach Hamburg empfand ich vollständig das abscheuliche Gefühl der Furcht, welches despotische, unreine, argwöhnische Regierungen einflössen, denen gegenüber die Unschuld kein Schutz ist. Ich dachte mit Grauen an alle die edlen Opfer, die in ihre Hände gefallen und durch die Martern durchgegangen waren, welche sie zu verhängen wissen; an Alle, die ich in den Gefängnissen meines Vaterlands, in dem mörderischen Klima von Cayenne und den anderen traurigen Orten zurückliess, in denen die brutale Gewalt die Intelligenz, die Tugend und den Patriotismus gefangen hielt. Ich sah misstrauisch auf jeden neu in den Wagen

Eintretenden und drückte mich auf den Stationen in die Ecke, um nicht gesehen zu werden.

Endlich kam ich ohne Hinderniss an, ging sogleich zu Emilien, die anfangs bestürzt, dann aber über die Wendung meines Schicksals erfreut war. Auch der »Demokrat«, den wir rufen liessen, war Emiliens Ansicht. Die Freunde besorgten schnell Alles zur Abreise. Ein englisches Schiff fuhr am folgenden Morgen ab, mein Platz wurde darauf genommen. Meine letzte Sorge war, meiner Schwester zu schreiben, um ihr zu sagen, dass, wenn das Gerücht meiner Abreise sich verbreiten würde, ich schon auf den Wogen des Meeres in Sicherheit sei; ich bat sie, meine Mutter zu trösten und ihr zu sagen, dass ich nicht freiwillig meinem Versprechen untreu geworden wäre.

Um zehn Uhr Abends begleiteten mich der »Demokrat« und der brave Tischler, von dem ich früher gesprochen, und den man gleich das Vorgefallene hat wissen lassen, an Bord des Schiffes, wo ich schlafen wollte, da es bei Tagesanbruch abging. Die Beiden blieben bei mir auf dem Deck bis Mitternacht. Ueber uns schimmerten unzählige Sterne, aber auf der Erde herrschte tiefe Finsterniss, wie in dem Geschick des Volkes und des Vaterlandes, welches wir liebten. Wir standen da zusammen: der Eine ein Mann des Gedankens — der Andere ein Mann des Volkes, aber

Beide tapfere und unerschütterliche Kämpfer, auf der gefangenen Erde zurückbleibend, um ihr Loos zu theilen — und ich, eine schwache Frau, hinausziehend in das Exil, einem ungewissen Schicksal entgegen, einzig aufrecht erhalten von der Kraft, welche reine Ueberzeugungen und das Bewusstsein, ihnen treu gewesen zu sein, geben. Endlich schlug es Mitternacht und sie mussten das Schiff verlassen. Wir reichten uns die Hände. »Wir werden uns nur wiedersehn, wenn das Vaterland frei ist, sonst sterb' ich fern von ihm,« sagte ich ihnen. Sie antworteten nicht, sie waren zu bewegt. Aber ich wusste, dass ich in ihren Herzen leben würde.

Druck von Oskar Bonde in Altenburg.

